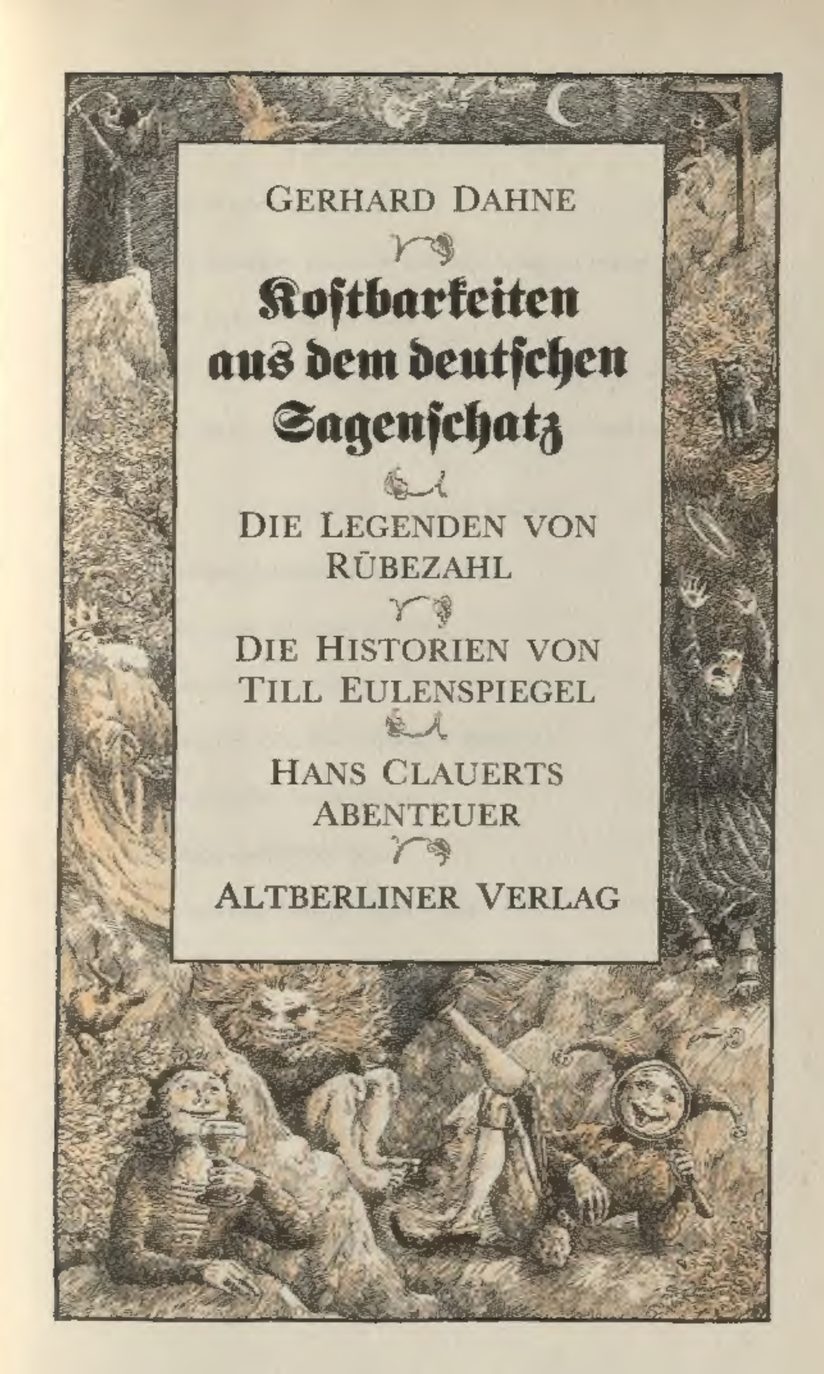

Kostbarkeiten
aus dem deutschen
Sagenschatz

Was von Mund zu Mund weitererzählt wird, nennen wir Gerücht. Früher entstanden auf diese Weise Sagen. Oft bildeten sich um bestimmte Figuren Sagenkreise, die später in Sammlungen zusammengefaßt wurden. Namen wie Rübezahl, Eulenspiegel oder Clauert verdanken solchen Zusammenfassungen ihren Ruhm. Die Lektüre ist allerdings nur noch für den Kenner vergnüglich, weil heute Sprache und Erzählweise anders sind. Deshalb legen wir mit unserer Auswahl Nachgestaltungen vor, die den alten Reiz in neuer Frische wiederaufleben lassen. Dabei entdecken wir, daß Rübezahl nicht nur ein Helfer der Armen war, Eulenspiegel nicht nur voller lustiger Streiche steckte und Clauert mehr war als Eulenspiegels märkischer Nachkomme.
Voller Spannung erleben wir, wie sich die Helden von Abenteuer zu Abenteuer entfalten und uns dabei auf eigenartige Weise immer näherkommen. Und auf einmal erfahren wir durch sie mehr über uns.
Die Textgrundlage für unsere Kostbarkeiten aus dem deutschen Sagenschatz bildeten die »Legenden von Rübezahl« von Johann Karl August Musäus, das Volksbuch von Till Eulenspiegel und »Hans Clauerts wirkliche Historien« von Bartholomäus Krüger.

Altberliner Verlag

Was
zählt w
her ent
Oft bild
ren Sag
lungen
men wi
Clauert
menfass
türe ist
Kenner
che un
Deshalb
wahl N
alten Re
leben l
daß Rüb
Armen
voller l
Clauert
märkisc
Voller S
die Held
teuer en
genartig
men. U
durch sie
Die Tex
barkeite
schatz b
Rübezah
Musäus,
lenspieg
che His
Krüger.



ILLUSTRATIONEN
CHRISTA UNZNER-FISCHER

2. Auflage 1988
Lizenznummer 369-110/61/88

Einband und Schutzumschlag: Christa Unzner-Fischer
Gestaltung: Peter Fischer-Sternaux
Satz: Druckerei Phönix, Berlin
Druck und Einband: Druckhaus Freiheit Halle
785 654 3 01800

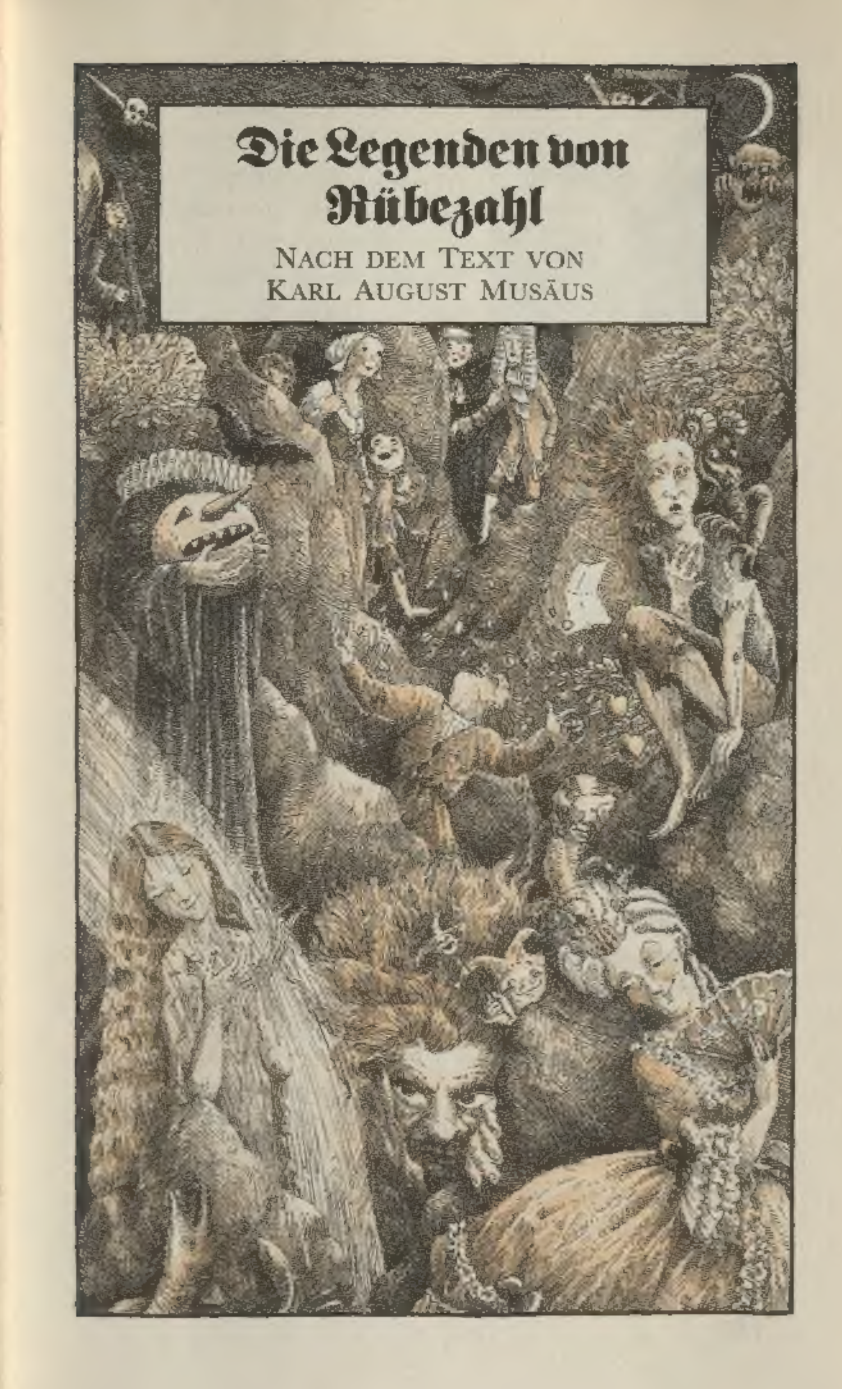
ISBN 3-357-00033-4

INHALTSVERZEICHNIS



Was v
zählt wi
her ents
Oft bild
ren Sag
lungen z
men wie
Clauert
menfass
türe ist
Kenner
che un
Deshalb
wahl N
alten R
leben l
daß Rü
Armen
voller
Clauert
märkisc
Voller
die Hel
teuer e
genarti
men. U
durch s
Die Te
barkeit
schatz
Rübez
Musäu
lenspie
che H
Krüger

FÜR ALICE



1. Legende WIE RÜBEZAHL ZU SEINEM NAMEN KAM



Zwischen den Klüften der oft besungenen Sudeten haust Rübezahl, der berufene Berggeist. Mehr als die gesamte schlesische Dichterschule hat er das Riesengebirge berühmt gemacht. Dieser Fürst der Gnomen besitzt oberhalb der Erde nur ein kleines Gebiet. Es wird von einer Bergkette umschlossen, die nur wenige Meilen mißt. Diesen Besitz muß er außerdem noch mit zwei Monarchen teilen, die seine Regierung noch nicht einmal anerkennen. Aber ein paar Meter unter der Erde beginnt seine Alleinherrschaft, die kein Erlaß schmälern kann. Sie erstreckt sich achthundertsechzig Meilen in die Tiefe bis zum Mittelpunkt der Erde.

Zuweilen gefällt sich Rübezahl darin, seine weiten unterirdischen Provinzen zu bereisen. Er besichtigt seine unerschöpflichen Schatzkammern, mustert die Gefolgschaft der Gnomen und weist ihr Arbeiten zu. Dann müssen sie die Gewalt der Feuerströme aus dem Eingeweide der Erde durch feste Dämme aufhalten oder mineralische Dämpfe auffangen und mit den reichhaltigen Schwaden taubes Gestein schwängern und in edles Erz verwandeln.

Zuweilen entzieht sich der Berggeist aller abgründigen Regierungssorgen und erhebt sich zur Erholung auf die Grenzburg seines Gebiets. Voll fröhlichem Übermut treibt er dann Spiel und Spott mit den Menschenkindern. Dabei ähnelt er einem, der, um zu lachen, seinen Nachbarn zu Tode kitzelt. Denn Freund Rübezahl, sollt ihr wissen, ist geartet wie ein Kraftgenie. Mal ist er launisch, ungestüm, sonderbar, mal flegelhaft, roh und unbescheiden. Mal ist er stolz, eitel, wankelmütig, ein andermal gutmütig, edel und empfindsam. Ist er heute der wärmste Freund, so zeigt er sich morgen fremd und kalt. Stets liegt er mit sich selbst im Widerspruch, ist er im selben Augenblick albern und weise

oder weich und hart wie das Ei, das in siedendes Wasser fällt. Je nach Stimmung, wie Humor und innerer Drang ihn beim ersten Anblick eines Dinges ankommen, gibt er sich schalkhaft und bieder oder störrisch und nachgiebig.

Schon vor langer Zeit, als noch keines Menschen Fuß diese Gegend betreten, toste Rübezahl durch das wilde Gebirge. Er hetzte Bären und Auerochsen aufeinander, damit sie gegeneinander kämpften. Oder er scheuchte mit grausigem Getöse das scheue Wild vor sich her und stürzte es von den steilen Felsenklippen hinab ins Tal. War er dieser Jagden müde, zog er wieder seine Heerstraße entlang durch die Regionen der Unterwelt. Dort weilte er Jahrhunderte, bis ihn von neuem die Lust anwandelte, sich in die Sonne zu legen und den äußeren Anblick der Schöpfung zu genießen.

Wie verwunderte es ihn daher, als er einst bei seiner Rückkehr auf den beschneiten Gipfel des Riesengebirges umherschaute und die Gegend ganz verändert sah! Die düsteren, undurchdringlichen Wälder waren ausgehauen und in fruchtbares Ackerfeld verwandelt, auf dem reiche Ernten reiften. Zwischen den Pflanzungen blühender Obstbäume ragten die Strohdächer geselliger Dörfer hervor. Aus den Schloten wirbelte friedlicher Hausrauch in die Luft. Hier und da stand eine einsame Warte auf dem Abhang eines Berges zu Schutz und Schirm des Landes. In den blumenreichen Auen weideten Schafe und Hornvieh, und aus den lichten Hainen tönten melodische Schalmeien.

Die Neuheit der Sache und die Annehmlichkeit des ersten Anblicks ergötzten den verwunderten Fürsten sehr. Deshalb wurde er nicht unwillig über die eigenmächtigen Pflanzer, die ohne seine Vergünstigung hier wirtschafteten. Wie ein gutmütiger Hausvater der geselligen Schwalbe oder selbst dem lästigen Spatz unter seinem Dach Aufenthalt gestattet, so ließ er sie ruhig im Besitz ihres angemaßten Eigentums und störte sie nicht in ihrem Tun und Wesen. Er wünschte sogar die Bekanntschaft der

Menschen, dieser Zwittergattung von Geist und Tier, um ihre Art und Natur zu erforschen und mit ihnen Umgang zu pflegen.

Rübezahl nahm die Gestalt eines rüstigen Ackerknechts an und verdingte sich bei dem ersten besten Landwirt in Arbeit. Alles, was er unternahm, gedieh wohl unter seiner Hand. Bald war der Ackerknecht Rips, wie er sich nannte, als bester Arbeiter im Dorf bekannt. Aber sein Brotherr war ein Prasser und Schlemmer, der den Erwerb des treuen Knechts verschwendete und ihm für seine Mühe und Arbeit wenig Dank zollte. Darum schied Rips von ihm und ging zum Nachbarn, der ihm seine Schafherde übergab. Diese wartete er fleißig, trieb sie in Einöden und auf steile Berge, wo gesunde Kräuter wuchsen. Die Herde gedieh unter seiner Hand und mehrte sich. Kein Schaf stürzte vom Felsen und brach sich das Genick, und keins zerriß der Wolf.

Aber sein Brotherr war ein arger Filzer, der den treuen Knecht nicht entlohnte, wie er sollte. Statt dessen stahl er den besten Widder aus der Herde und kürzte dafür den Hirtenlohn. Rips entlief dem Geizhals und diente dem Richter als Herrenknecht. Er wurde zur Geißel der Diebe und frönte der Justiz mit strengem Eifer. Aber der Richter war ein ungerechter Mann. Er beugte das Recht, richtete nach Gunst und spottete der Gesetze. Weil Rips kein Werkzeug der Ungerechtigkeit sein wollte, sagte er dem Richter den Dienst auf. Dafür wurde er in den Keller geworfen, aus dem er jedoch auf dem gewöhnlichen Weg der Geister durch das Schlüsselloch entwich.

Dieser erste Versuch, die Menschen zu erkunden, konnte ihn unmöglich zur Menschenliebe erwärmen. Mit Verdruß kehrte er auf seine Felsenzinne zurück. Von hier überschaute er die lachenden Gefilde, die von der menschlichen Industrie verschönert waren, und er wunderte sich, daß die Mutter Natur ihre Spenden an solche Bastardbrut verlieh. Trotzdem wagte er noch einmal einen Studiengang und schlich unsichtbar hinab ins Tal und lauschte in Busch und

Hecken. Auf einmal stand vor ihm ein reizvolles Mädchen, das lieblich anzuschauen war. Sie hatte sich entkleidet und stieg soeben ins Bad. Um sie herum hatten sich an einem Wasserfall ihre Gespielinnen ins Gras gelagert. Fröhlich scherzten und kosten sie mit ihrer Gebieterin, während die Silberflut sich in das natürliche Becken ergoß.

Dieser Anblick wirkte so wundersam auf den lauschenden Berggeist, daß er sich schier vergaß und mit der Lüsternheit der Sterblichen nach den Töchtern der Menschen sah. Aber die Organe der Geister sind so fein, daß sie keinen festen und bleibenden Eindruck annehmen. Der Gnom fand, daß ihm der Körper fehlte, das Bild der badenden Schönen mit seinem ganzen Zauber festzuhalten. Deshalb verwandelte er sich in einen Kolkraben und schwang sich auf einen hohen Eschenbaum, der das Bad überschattete. Doch anstatt das anmutsvolle Schauspiel zu genießen, sah er alles mit Rabenaugen und empfand als Rabe. Auf einmal hatte ein Nest Waldmäuse für ihn mehr Anziehendes als die badende Nymphe. Die Seele wirkt eben in ihrem Denken und Wollen nie anders, als es dem Körper gemäß ist, in dem sie wohnt.

Kaum hatte der Gnom das gedacht, als der Fehler auch schon verbessert war. Der Rabe flog ins Gebüsch und verwandelte sich in einen blühenden Jüngling. Das war der rechte Weg, ein Mädchenideal in seiner ganzen Vollkommenheit zu erfassen. Es erwachten Gefühle in seiner Brust, von denen er seit seiner Existenz noch nichts geahnt hatte. Alle Ideen bekamen einen neuen Schwung. Er empfand eine gewisse Unruhe, und in ihm wuchs ein Verlangen, für das er keinen Namen wußte. Wie mit einem Flaschenzug zog es ihn unwiderstehlich zum Wasserfall. Gleichzeitig wirkte dem mit aller Macht eine gewisse Scheu entgegen, sich dem Mädchen zu nähern oder durch das Gesträuch hervorzubrechen, durch das sein Auge nach verstohlener Aussicht spähte.

Die schöne Nymphe war die Tochter des schlesischen Regenten, der in der Gegend des Riesengebirges damals

herrschte. Sie pflegte oft mit den Jungfrauen ihres Hofes in den Hainen und Büschen des Gebirges lustzuwandeln. Sie sammelte Blumen und Wohlgeruch duftende Kräuter oder pflückte für die Tafel ihres Vaters ein Körbchen Waldkirschen oder Erdbeeren. War der Tag heiß, badete sie in der Felsenquelle am Wasserfall und erfrischte sich.

Von jeher scheinen die Bäder der Tummelplatz verliebter Abenteurer gewesen zu sein, und in diesem Ruf stehen sie noch bis auf den heutigen Tag. Wenigstens veranlaßte das Bad im Riesengebirge die ungleichartige Liebesverwicklung zwischen einem Gnomen und einem sterblichen Mädchen. Von diesem Augenblick an bannte die Liebe den vom süßen Zauber geimpften Berggeist an diesen Platz, den er nicht mehr verließ. Täglich harrte er voller Ungeduld, daß die reizende Badegesellschaft wiederkehrte. Die Nymphe zögerte lange, doch in der Mittagsstunde eines schwülen Sommertages besuchte sie wieder mit ihrem Gefolge die kühlen Schatten am Wasserfall. Wie verwunderte sie sich, als sie den Ort gänzlich verändert fand. Die rohen Felsen waren mit Marmor und Alabaster bekleidet. Das Wasser stürzte nicht mehr von der steilen Bergwand, sondern rauschte, durch viele Abstufungen gebrochen, mit sanftem Gemurmel in ein weites Marmorbecken. In seiner Mitte sprudelte ein reicher Wasserstrahl, den ein laues Lüftchen bald in diese, bald in jene Richtung drehte und als dichten Platzregen in den Wasserbehälter zurückplätschern ließ.

Maßliebchen, Herbstzeitlose und das romantische Blümchen Vergißmeinnicht blühten am Beckenrand. Rosenhecken, vermengt mit wildem Jasmin und Silberstrauch, zogen sich in einiger Entfernung herum und bildeten das angenehmste Luststück. Rechts und links der Kaskade öffnete sich der doppelte Eingang einer Grotte. Ihre mosaikartig verkleideten Wände und Bogengewölbe prangten von farbigen Erzstufen, Bergkristall und Frauenglas. Alles funkelte und flimmerte, und sein Glanz blendete das Auge. In verschiedenen Nischen waren die lieb-

lichsten Erfrischungen aufgetischt, die zum Genuß einluden.

Lange stand die Prinzessin in stummer Verwunderung da. Sie wußte nicht, ob sie ihren Augen trauen, diesen verzauberten Ort betreten oder von ihm fliehen sollte. Aber sie war Mutter Evas Tochter und konnte der Neugier nicht widerstehen. Alles mußte sie sich ansehen und auch kosten von den herrlichen Früchten, die nur für sie aufgetragen zu sein schienen. Nachdem sie sich mit ihrem Gefolge in diesem kleinen Tempel sattsam ergötzt und alles fleißig durchgemustert hatte, gelüstete es sie nach einem Bad. Den Dirnen befahl sie aufzupassen, daß ja kein verwegener Blick irgendeines Spähers ihre jungfräuliche Verschämtheit entweihen möge.

Kaum hatte die liebliche Nymphe ihren Fuß über den glatten Rand des Marmorbeckens gesetzt, sank sie in eine endlose Tiefe. Dabei hatte der trügerische Silberkies, der vom seichten Grund hervorschien, keine Gefahr vermuten lassen. Noch ehe die herbeieilenden Jungfrauen das blonde Haar ihrer Gebieterin packen konnten, war sie schon von der gefräßigen Flut verschlungen. Laut ließ die bange Schar der erschrockenen Mädchen Klage, Ach und Weh erschallen, als das Fräulein vor ihren Augen entschwand. Sie rangen und wanden die schneeweißen Hände, flehten vergebens die Wassernymphen um Erbarmen an und liefen ängstlich am Marmorgestade hin und her, während die Fontäne sie geflissentlich mit einem Platzregen nach dem anderen übergoß. Keine wagte es jedoch, der Versunkenen nachzuspringen, außer Brinhild, ihre liebste Gespielin. Sie säumte nicht, sich in den bodenlosen Strudel zu stürzen, um das Schicksal des geliebten Fräuleins zu teilen. Doch wie ein leichter Kork schwamm sie auf dem Wasser, und trotz aller Mühe gelang es ihr nicht, unterzutauchen.

Hier gab es keinen anderen Rat, als dem König die traurige Begebenheit mit seiner Tochter mitzuteilen. Wehklagend begegneten ihm die verzagten Dirnen, als er gerade mit seinen Jägern in den Wald zog. Der König zerriß sich

sein Kleid vor Betrübnis und Entsetzen. Er nahm die goldene Krone vom Haupt, verhüllte sein Angesicht mit dem Purpurmantel und weinte und stöhnte laut über den Verlust der schönen Emma.

Nachdem er der Vaterliebe den ersten Tränenzoll entrichtet hatte, stärkte er seinen Mut und eilte, das Abenteuer am Wasserfall selbst zu beschauen. Aber der angenehme Zauber war verschwunden, und die rohe Natur stand wieder da in ihrer ursprünglichen Wildheit. Da war keine Grotte, kein Marmorbad, kein Rosengehege, keine Jasminlaube. Zum Glück ahnte der gute König nichts von einer Entführung seiner Tochter durch irgendeinen irrenden Ritter, denn Entführungen waren damals noch nicht Sitte. Also versuchte er weder mit Drohungen noch Folter von den Dirnen ein Geständnis zu erpressen über das plötzliche Verschwinden der Prinzessin, das glaubwürdiger gewesen wäre als die Wahrheit. Vielmehr nahm er ihren Bericht auf Treu und Glauben an und verdächtigte die Götter, bei dieser verwunderlichen Begebenheit im Spiel gewesen zu sein. Also setzte er die Jagdpartie fort und tröstete sich bald über seinen Verlust, denn die Erdenkönige fühlen eigentlich keinen Kummer, höchstens, es handelt sich um den Verlust ihrer Krone.

Unterdessen erging es der liebreizenden Emma in den Armen ihres Liebhabers nicht übel. Meister Schwimmart hatte sie nur durch das Gaukelspiel einer theatermäßigen Versenkung den Augen ihres Gefolges entzogen. Durch einen unterirdischen Weg führte er sie in einen prächtigen Palast, mit dem die väterliche Residenz sich nicht vergleichen konnte. Als sich die Lebensgeister der Prinzessin wieder erholt hatten, befand sie sich auf einem gemütlichen Sofa. Sie trug ein Gewand aus rosenfarbenem Satin und einen Gürtel aus himmelblauer Seide, der aus der Garderobe der Liebesgöttin entwendet zu sein schien. Ein junger Mann mit gewinnendem Gesichtsausdruck lag zu ihren Füßen und tat ihr mit dem wärmsten Gefühl das Geständnis der Liebe, das sie mit schamhaftem Erröten annahm.

Der entzückte Gnom unterrichtete sie hierauf von seinem Stand und seiner Herkunft und von den unterirdischen Staaten, die er beherrschte. Dann führte er sie durch die Zimmer und Säle des Schlosses und zeigte ihr alle Pracht und dessen ganzen Reichtum. Ein herrlicher Lustgarten umgab das Schloß von drei Seiten. Mit seinen Blumenstücken und Rasenplätzen, auf deren grüner Fläche ein kühler Schatten schwamm, behagte er dem Fräulein besonders. Alle Obstbäume trugen purpurrote Äpfel, die golden gesprenkelt oder zur Hälfte vergoldet waren. Dergleichen ist weder in einer Gartenkunst beschrieben noch hat es je ein Gartengenie bis zum heutigen Tag der Natur abgelockt.

Das Gebüsch war mit Singvögeln angefüllt, die ihre hundertstimmigen Sinfonien hervortönten. In den traulichen Bogengängen lustwandelte das empfindsame Paar, sah zuweilen in den Mond, oder der Gnom bedauerte eine Blume, die am Busen der Geliebten welkte. Sein Blick hing an ihren Lippen, und sein Ohr trank gierig die sanften Töne aus ihrem melodischen Mund. Jedes Wort ging ihm hinunter wie Honigseim. In seinem unermeßlich langen Leben hatte er dergleichen selige Stunden noch nie genossen, wie sie ihm jetzt die erste Liebe gab.

Nicht gleiches Wonnegefühl empfand die reizende Emma in ihrem Busen. Ein gewisser Trübsinn hing über ihrer Stirn. Sanfte Schwermut und zärtliches Hinschmachten, was der weiblichen Gestalt so viel Zauberreiz verleiht, offenbarten genug. Geheime Wünsche lagen in ihrem Herzen verborgen, die nicht völlig mit den seinigen sympathisierten. Er machte gar bald diese Entdeckung. Mit tausend Liebkosungen versuchte er, die Wolken zu zerstreuen und die Schöne aufzuheitern, wiewohl vergebens. Der Mensch, überlegte er, ist ein geselliges Tier wie die Biene und die Ameise. Der schönen Sterblichen fehlt Unterhaltung, weil auf die Dauer Mann und Weib wohl eine tote Gesellschaft sind. Wem soll sich Madame mitteilen? Für wen ihren Putz ordnen? Mit wem sich beraten und wodurch ihre Eitelkeit

nähren? Hielt es doch das erste Weib im Paradies auch nicht lange mit ihrem ernsthaften Partner aus und wählte sich die Schlange zur Freundin.

Flugs ging er hinaus aufs Feld, zog auf einem Acker ein Dutzend Rüben und legte sie in einen zierlich geflochtenen Deckelkorb. Den brachte er der schönen Emma, die melancholisch in der schattigen Laube eine Rose entblätterte.

»Schönste der Erdentöchter«, sprach der Gnom, »verbanne allen Trübsinn aus deiner Seele und öffne dein Herz der geselligen Freude. Du sollst nicht mehr die einsam Trauernde in meiner Wohnung sein. In diesem Korb befindet sich alles, was du brauchst, um dir einen angenehmen Aufenthalt zu verschaffen. Nimm den kleinen buntgeschälten Stab. Berührst du mit ihm die Erdgewächse im Korb, kannst du ihnen die Gestalten wünschen, die dir gefallen.«

Hierauf verließ er die Prinzessin. Sie zögerte keinen Augenblick, so mit dem Zauberstab zu verfahren, wie er es erklärt hatte. Sie öffnete den Deckelkorb und rief: »Brinhild, liebe Brinhild, erscheine.« Und schon lag Brinhild zu ihren Füßen. Sie umfaßte die Knie ihrer Gebieterin, benetzte ihren Schoß mit Freudentränen und liebkoste sie freundlich, wie sie es sonst zu tun pflegte. Die Täuschung war so vollkommen, daß Fräulein Emma selbst nicht wußte, woran sie mit ihrer Schöpfung war. Hatte sie nun die wirkliche Brinhild herbeigezaubert, oder betrog ein Blendwerk ihr das Auge? Schließlich überließ sie sich ganz der Freude, ihre liebste Gespielin bei sich zu haben. Hand in Hand lustwandelte sie mit ihr durch den Garten, ließ sie die herrlichen Anlagen bewundern und pflückte ihr goldbesprenkelte Äpfel von den Bäumen. Danach führte sie die Freundin durch alle Zimmer des Palastes bis hin zur Kleiderkammer.

Hier fand die weibliche Beschaulichkeit so viel Nahrung, daß sie bis zum Sonnenuntergang verweilten. Alle Schleier, Gürtel, Ohrenspangen wurden gemustert und anprobiert. Die poetische Brinhild wußte sich dabei so gut zu be-

nehmen und zeigte so viel Geschmack bei der Wahl und Anordnung des Putzes, daß ihr niemand den Ruhm hätte absprechen können, wenigstens die Krone ihres Geschlechts der Rüben zu sein.

Der spähende Gnom war entzückt über den Tiefblick, den er angeblich in das weibliche Herz getan hatte. So freute er sich über den guten Fortgang in seiner Menschenkunde. Die schöne Emma dünkte ihn jetzt schöner, freundlicher und heiterer zu sein als jemals. Sie unterließ es nicht, den gesamten Rübenvorrat mit dem Zauberstab zu beleben. Nacheinander erhielten sie die Gestalten der Jungfrauen, die ihr vordem aufzuwarten pflegten. Weil noch zwei Rüben übrig waren, bildete sie die eine in eine Zypernkatze um. Die war so schön und zutraulich, wie einst der Dichter die Schmusekatzen beschrieb. Aus der anderen Rübe schuf sie einen niedlich hüpfenden Hund.

Sie richtete nun ihren Hofstaat wieder ein. Jeder der aufwartenden Dirnen wurde ein gewisses Geschäft zugewiesen, und nie wurde eine Herrschaft besser bedient. Das Gesinde kam noch ihren Wünschen zuvor, folgte jedem Wink und führte die Befehle ohne den geringsten Widerspruch aus. Die Wonne des gesellschaftlichen Vergnügens genoß sie einige Wochen lang ungestört. Reihentänze, Gesang und Saitenspiel wechselten sich in dem Harem des Gnomen von morgens bis abends ab. Allerdings bemerkte das Fräulein nach einiger Zeit, daß die frische Gesichtsfarbe ihrer Gesellschafterinnen etwas verblich. Der Spiegel im Marmorsaal ließ es sie zuerst bemerken, daß sie allein wie eine Rose aus der Knospe frisch hervorblühte, während die geliebte Brinhild und die übrigen Jungfrauen welkenden Blumen glichen. Trotzdem versicherten sie alle, daß sie sich wohl befänden, und der freigiebige Gnom ließ sie an seiner Tafel auch keinen Mangel leiden. Dennoch verzehrten sie sich sichtbar. Von Tag zu Tag mehr schwanden Leben und Tätigkeit dahin, und alles Jugendfeuer erlosch.

Als die Prinzessin an einem heiteren Morgen, gestärkt durch gesunden Schlaf, fröhlich ins Gesellschaftszimmer

trat, wie schauderte sie zurück! Ein Haufen verschrumpelter Greisinnen zitterte ihr an Stäben und Krücken entgegen. Gepeinigt von Atemnot und Keuchhusten vermochten sie nicht, sich aufrecht zu halten. Das verschäkerte Hündchen hatte alle viere von sich gestreckt, und der anschmeichelnde Zypernkater konnte sich vor Kraftlosigkeit kaum noch regen und bewegen.



Bestürzt eilte die Prinzessin aus dem Zimmer, um der schaudervollen Gesellschaft zu entfliehen. Sie trat hinaus auf den Balkon des Portals. Laut rief sie den Gnomen, der sofort und demütig erschien.

»Boshafter Geist«, redete sie ihn zornig an, »warum mißgönnst du mir die einzige Freude meines harmlosen Lebens, die Schattengesellschaft meiner ehemaligen Gespielinnen? Ist diese Einöde nicht genug, mich zu quälen, willst du sie noch in ein Spital verwandeln? Augenblicklich gib meinen Dirnen Jugend und Wohlgestalt zurück, oder Haß und Verachtung sollen deinen Frevel rächen!«

»Schönste der Erdentöchter«, entgegnete der Gnom, »zürne nicht über Gebühr. Alles, was in meiner Gewalt ist, liegt in deiner Hand. Aber das Unmögliche fordere nicht von mir. Wohl gehorchen mir die Kräfte der Natur, aber gegen ihre unumstößlichen Gesetze vermag ich nichts. Solange die natürlichen Säfte in den Rüben steckten, konnte der magische Stab ihr Pflanzenleben nach deinem Gefallen verwandeln. Da sie nun vertrocknet, neigt sich ihr Wesen zur Zerstörung; denn ihr belebender Elementargeist ist

verraucht. Dich soll das jedoch nicht kümmern, Geliebte, ein frisch gefüllter Deckelkorb kann den Schaden leicht ersetzen. Daraus wirst du alle die Gestalten wieder hervorrufen, die du begehrst. Gib jetzt der Mutter Natur die Geschenke zurück, die dich so angenehm unterhalten haben. Auf dem großen Rasenplatz wirst du eine bessere Gesellschaft finden.«

Der Gnom entfernte sich daraufhin. Fräulein Emma nahm ihren buntgemusterten Stab zur Hand, berührte damit die runzeligen Weiber und las die verschrumpelten Rüben zusammen. Sodann tat sie mit ihnen das, was Kinder, die eines Spielzeugs, oder auch Fürsten, die ihrer Günstlinge müde sind, zu tun pflegen: Sie warf den Plunder ins Kehricht und dachte nicht mehr daran. Leichtfüßig hüpfte sie nun über die grünen Matten dahin, um den gefüllten Deckelkorb in Empfang zu nehmen. Doch nirgendwo fand sie ihn. Sie ging den Garten auf und ab und spähte fleißig umher, aber es wollte kein Korb zum Vorschein kommen. Mit sichtbarer Verlegenheit kam ihr am Traubengeländer der Gnom entgegen. Seine Bestürzung nahm sie schon von weitem wahr.

»Du hast mich getäuscht«, sprach sie, »wo ist der Deckelkorb geblieben? Ich suche ihn schon seit einer Stunde vergebens.«

»Holde Gebieterin meines Herzens«, antwortete der Geist, »wirst du mir meine Unbedachtsamkeit verzeihen? Ich versprach mehr, als ich geben konnte. Ich habe das ganze Land nach Rüben durchzogen, aber sie sind längst geerntet und welken in dumpfigen Kellern. Die Fluren trauern, und unten im Tal herrscht Winter. Nur deine Gegenwart hat den Frühling an diesen Felsen gefesselt, und unter deinem Fußtritt sprießen Blumen hervor. Harre nur drei Mondwechsel mit Geduld aus, dann soll es dir nicht an Gelegenheit fehlen, mit deinen Puppen zu spielen.«

Ehe noch der beredsame Gnom geendet hatte, kehrte ihm seine Schöne unwillig den Rücken. Ohne ihn auch nur einer Antwort zu würdigen, begab sie sich in ihr Geheimzim-

mer. Er aber hob sich von dannen in die nächste Marktstadt. In Gestalt eines Pächters kaufte er einen Esel, den er mit Sämereien belud. Diese säte er auf einen ganzen Morgen seines Landes aus. Gleichzeitig bestellte er einen seiner dienstbaren Geister als Hüter. Der mußte ein unterirdisches Feuer schüren, um die Saat von unten herauf mit linder Wärme zu treiben, etwa wie Ananaspflanzen im Mistbeet.

Die Rübensaat schoß lustig auf und versprach in kurzer Zeit eine reiche Ernte. Täglich ging Fräulein Emma auf ihr Ackerfeld hinaus. Nach seiner Besichtigung gelüstete es sie mehr als nach den goldenen Äpfeln, die aus dem Garten der Töchter der Nacht in den ihrigen verpflanzt zu sein schienen. Trotzdem trübten Spleen und Mißmut ihre kornblumenblauen Augen. Sie weilte am liebsten im düsteren melancholischen Tannenwäldchen am Rande des Quellbachs. Der ließ sein silberhelles Wasser ins Tal rauschen, und sie warf Blumen hinein, die in den Odergrund hinabflossen. Jeder, der sich auf die Symbolik der Liebe versteht, wird wissen, daß dieser schwermütige Zeitvertreib auf geheimen Liebeskummer deutet.

Der Gnom sah wohl, daß er sich trotz tausend kleiner Gefälligkeiten nicht in das Herz der schönen Emma stehlen konnte. Demungeachtet ermüdete seine hartnäckige Geduld nicht, durch die pünktlichste Erfüllung ihrer Wünsche ihren spröden Sinn zu überwinden und ihre Liebe zu gewinnen. Weil er in Liebesdingen gänzlich unerfahren war, bildete er sich ein, daß seine Schwierigkeiten zum Roman der irdischen Liebe gehörten. Sehr fein und richtig bemerkte er, daß dieser Widerstand gegenüber seinem Verlangen auch einen gewissen Reiz habe und geschickt sei, den erhofften Triumph später desto mehr zu verherrlichen. Aber der Neuling in der Menschenkunde hatte keinen Gedanken von der wahren Ursache dieser Widerspenstigkeit seiner Herzensgebieterin. Für ihn stand fest, daß ihr Herz so frei und unbefangen schlug wie seines. Nach seiner Meinung war dieses Grundstück noch unberührt und gehörte nach allen Rechten ihm als dem ersten Besitznehmer.

Doch das war ein großer Irrtum. Fürst Ratibor, der junge Grenznachbar an den Gestaden der Oder, hatte den süßen Minnetrieb in dem Herzen der holden Emma bereits entfacht und zur Ausbeute ihre erste Liebe davongetragen. Von dieser wird ja behauptet, daß sie weniger zerstörbar sein soll als das Grundwesen der vier Elemente. Schon sah das glückliche Paar dem Tag der Vollziehung ihrer Gelübde entgegen, als die Braut mit einem Male verschwand. Diese peinliche Nachricht verwandelte den liebenden Ratibor in einen rasenden Roland. Er verließ seine Residenz, zog menschenscheu in einsamen Wäldern umher und klagte den Felsen sein Unglück. So trieb er all den Unfug eines modernen Romanhelden, den der boshafte Liebesgott schikaniert.

Die treue Emma seufzte unterdessen ihren geheimen Gram in dem anmutigen Gefängnis aus. Aber sie verschloß ihre Herzensgefühle so fest in ihrem Busen, daß der spähende Gnom ihre Empfindungen nicht enträtseln konnte. Lange schon hatte sie darauf gesonnen, wie sie ihn überlisten und der lästigen Gefangenschaft entrinnen könne. Nach mancher durchwachten Nacht tüftelte sie endlich einen Plan aus, der Aussicht auf Erfolg versprach.

Der Lenz kehrte in die Gebirgstäler zurück, und der Gnom ließ das unterirdische Feuer in seinem Treibhaus ausgehen. Die Rüben, die der Winter in ihrem Wachstum nicht hatte behindern können, gediehen zur Reife. Die schlaue Emma zog täglich einige von ihnen heraus und versuchte, ihnen allerlei beliebige Gestalt zu geben. Dem Anschein nach wollte sie sich belustigen, aber ihre Absicht ging weiter.

Eines Tages ließ sie eine kleine Rübe zur Biene werden. Diese wollte sie ausschicken, um Kundschaft von ihrem Geliebten einzuholen.

»Flieg, liebes Bienchen, gen Sonnenaufgang«, sprach sie. »Entfleuch zu Ratibor, dem Landesfürsten, und summe ihm sanft ins Ohr, daß Emma noch für ihn lebt. Aber sie ist eine Sklavin des Fürsten der Gnomen, der das Gebir-

ge bewohnt. Verlier kein Wort von diesem Gruß und bring mir Botschaft von seiner Liebe.«

Die Biene flog alsbald vom Finger ihrer Gebieterin, wohin sie beordert war. Doch kaum hatte sie ihren Flug begonnen, stach eine gierige Schwalbe auf sie hinab und verschlang zum großen Leidwesen des Fräuleins die Botschafterin der Liebe mit allen Depeschen.

Daraufhin formte Emma mit Hilfe des wunderbaren Stabes eine Grille. Sie lehrte sie den gleichen Spruch und Gruß:

»Hüpfe, kleine Grille, über das Gebirge zu Ratibor, dem Landesfürsten. Zirpe ihm ins Ohr, die getreue Emma begehre Entledigung ihrer Banden durch seinen starken Arm.«

Die Grille flog und hüpfte, so schnell sie konnte, um auszurichten, was ihr befohlen war. Aber ein langbeiniger Storch promenierte gerade an dem Weg, auf dem die Zirpe gezogen kam. Er packte sie mit dem langen Schnabel und begrub sie in dem Verlies seines weiten Kropfes.

Diese mißlungenen Versuche schreckten die entschlossene Emma nicht ab, einen neuen zu wagen. Der dritten Rübe gab sie die Gestalt einer Elster.

»Flattere hin, beredsamer Vogel«, sprach sie, »von Baum zu Baum, bis du gelangst zu Ratibor, meinem Verlobten. Sag ihm an meine Gefangenschaft und gib ihm Bescheid. Mit Roß und Mann harre er meiner den dritten Tag von heute an der Grenze des Gebirges im Mariental. Dort halte er sich bereit, den Flüchtling aufzunehmen, der es wagt, seine Ketten zu zerbrechen, und Schutz von ihm begehrt.«

Der schwarzweiße Vogel gehorchte und flatterte von einem Ruheplatz zum anderen. Die besorgte Emma begleitete den Flug, so weit das Auge reichte.

Der verhärmte Ratibor irrte noch immer schwermütig in den Wäldern umher. Die Rückkehr des Frühlings und die wieder auflebende Natur hatten seinen Kummer nur noch vermehrt. Er saß unter einer schattigen Eiche, dachte an

seine Prinzessin und seufzte laut: »Emma!« Sofort gab das vielstimmige Echo ihm den geliebten Namen einschmeichelnd zurück. Zugleich aber rief auch eine unbekannte Stimme den seinigen aus. Er horchte auf, sah niemanden, glaubte an eine Täuschung und hörte plötzlich den Ruf noch einmal. Kurz darauf erblickte er die Elster, die auf den Zweigen hin und her flog. Ihm wurde klar, daß der gelehrige Vogel ihn beim Namen rief. »Armer Schwätzer«, sprach er, »wer hat dich gelehrt, diesen Namen auszusprechen, der einem Unglücklichen gehört und der wünscht, von der Erde getilgt zu sein wie sein Gedächtnis?«

Wütend griff er einen Stein, um ihn nach dem Vogel zu werfen, als der den Namen Emma hören ließ. Dieser Talisman entkräftete den Arm des Prinzen. Frohes Entzücken durchschauerte alle seine Glieder. In seiner Seele bebte es leise nach: Emma! Aber der Sprecher auf dem Baum begann seinen gelernten Spruch mit der Beredsamkeit, die dem Elsterngeschlecht eigen ist. Fürst Ratibor vernahm nicht sobald die fröhliche Botschaft. Dann wurde es hell in seiner Seele. Der tödliche Gram, der die Sinne umnebelt und die Federkraft der Nerven erschlafft hatte, verschwand. Er kam wieder zu Gefühl und Besinnung und forschte mit Fleiß die Glücksverkünderin nach dem Schicksal der holden Emma aus. Aber die gesprächige Elster konnte ihre Lektion nur mechanisch wiederholen und flatterte davon. Schnellfüßig eilte der auflebende Menschenfeind aus seinem Waidversteck zum Hoflager zurück. Flugs rüstete er ein Reitergeschwader aus, saß auf und zog mit ihm ans Vorgebirge seiner guten Hoffnung, um das Abenteuer zu bestehen.

Fräulein Emma hatte unterdessen mit weiblicher Schlauheit alles vorbereitet, um ihr Vorhaben auszuführen. Sie ließ ab, den geduldigen Gnomen mit tödlicher Kälte zu quälen. Ihr Auge versprach Hoffnung, und ihr spröder Geist schien beugsamer zu werden. Solche glückliche Aussicht läßt ein seufzender Liebhaber nicht vorübergehen. Der weiberfreundliche Geist empfand gar bald die

scheinbare Sinnesänderung der reizenden Spröden. Ein holdseliger Blick, eine freundliche Miene, ein bedeutsames Lächeln setzten sein entzündbares Wesen lichterloh in Flammen wie elektrische Funken einen Löffel voll Weingeist. Er wurde dreister, erneuerte sein Liebeswerben, das lange geruht hatte, bat um Erhörung und wurde nicht zurückgewiesen. Die vorläufigen Abmachungen galten so gut als unterzeichnet. Das Fräulein begehrte nur des jungfräulichen Anstands wegen noch einen Tag Bedenkzeit, den ihr der wonnetrunkene Gnom bereitwillig zugestand.

Am folgenden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, trat die schöne Emma wie eine Braut geschmückt hervor. Sie hatte sich mit allem Geschmeide versehen, das sie in ihrem Schmuckkästlein gefunden hatte. Ihr blondes Haar war in einen Knoten geschürzt und mit einer Myrtenkrone geschmückt. Der Besatz ihres Kleides glitzerte von Juwelen. Als ihr der wartende Gnom auf der großen Terrasse im Lustgarten entgegenkam, bedeckte sie mit dem Ende des Schleiers züchtig ihr Angesicht.

»Himmlisches Mädchen«, stammelte er ihr entgegen, »laß mich die Seligkeit der Liebe aus deinen Augen trinken. Verweigere mir nicht länger den bejahenden Blick, der mich zum glücklichsten Wesen macht, das jemals die Morgensonne bestrahlt hat!«

Hierauf wollte er ihr Antlitz enthüllen, um sein Glück aus ihren Augen zu lesen. Ein mündliches Geständnis von ihr zu erpressen, erdreistete er sich nicht. Das Fräulein aber machte ihre Schleierwolke noch dichter und erwiderte bescheiden:

»Vermag eine Sterbliche dir zu widerstehen, Gebieter meines Herzens? Deine Standhaftigkeit hat gesiegt. Nimm dies Geständnis von meinen Lippen. Aber laß mein Erröten und meine Tränen von diesem Schleier verhüllen.«

»Warum Tränen, o Geliebte?« fiel ihr der beunruhigte Geist ins Wort. »Jede deiner Tränen fällt mir wie ein brennender Öltropfen aufs Herz. Ich heische Lieb um Liebe und will nicht Aufopferung.«

»Ach«, erwiderte Emma, »warum mißdeutest du meine Tränen? Mein Herz belohnt deine Zärtlichkeit. Aber bange Ahnung zerreißt meine Seele. Das Weib besitzt nicht ewig die Reize einer Geliebten. Du alterst nie. Jedoch die irdische Schönheit ist eine Blume, die bald dahinwelkt. Woran soll ich erkennen, daß du ebenso der zärtliche, liebevolle, gefällige, duldsame Gemahl sein wirst, wie du es als Liebhaber warst?«

Er antwortete: »Fordere einen Beweis meiner Treue oder des Gehorsams, deine Befehle auszuführen! Oder stell meine Geduld auf die Probe, um an ihr die Stärke meiner unwandelbaren Liebe zu erkennen.«

»So sei es!« beschloß die schlaue Emma. »Ich möchte nur einen Beweis deiner Gefälligkeit. Geh hin und zähle all die Rüben auf dem Acker! Mein Hochzeitstag soll nicht ohne Zeugen sein. Ich will sie beleben, damit sie mir als Brautjungfern dienen. Aber hüte dich, mich zu täuschen! Verzähle dich nicht um eine einzige, denn das ist die Probe, an der ich deine Treue prüfen will.«

So ungern sich der Gnom in diesem Augenblick von seiner reizenden Braut trennte, so gehorchte er doch ohne Verzug. Rasch machte er sich ans Geschäft. Hurtig wie ein Lazarettarzt, der seine Kranken nicht schnell genug auf den Kirchhof bekommt, hüpfte er zwischen den Rüben umher. Durch diese Geschäftigkeit war er mit seinem Rechenexempel bald zustande gekommen. Doch um sich seiner Sache sicher zu sein, wiederholte er die Operation. Voller Verdruß stellte er fest, daß die Rechnung nicht aufging. So sah er sich genötigt, zum drittenmal den Rübenpöbel durchzumustern. Aber auch diesmal ergab sich eine Differenz, und das war eben nicht verwunderlich: Ein schöner Mädchenkopf kann den besten arithmetischen Hirnkasten verwirren. Selbst dem unfehlbaren Mathematiker Adam Ries soll es ehedem unter gleichen Umständen passiert sein, sich verrechnet zu haben.

Die verschmitzte Emma hatte ihren Ritter nicht einmal aus den Augen verloren, als sie zur Flucht Anstalt machte.

Sie hatte sich eine saftige, wohlgenährte Rübe bereit gelegt, die sie jetzt in ein mutiges Roß mit Sattel und Zaumzeug verwandelte. Flugs schwang sie sich auf und flog über die Heiden und Steppen des Gebirges dahin. Der flüchtige Pegasus wiegte sie ohne zu straucheln auf seinem sanften Rücken hinab ins Marienthal. Dort warf sie sich dem geliebten Ratibor, der ängstlich ihrer geharrt hatte, fröhlich in die Arme.

Der geschäftige Gnom hatte sich inzwischen so in seine Zahlen vertieft, daß er von dem, was um ihn herum geschah, nichts mitbekam. Nach langer Mühe und Anstrengung seiner Geisteskraft war es ihm endlich gelungen, die richtige Anzahl der Rüben auf dem Ackerfelde, ob klein, ob groß, ermittelt zu haben. Froh eilte er zurück, sie seiner Herzensgebieterin gewissenhaft zu überbringen. Die pünktliche Erfüllung ihres Befehls würde sie überzeugen, den gefälligsten und unterwürfigsten Gemahl zu bekommen, den jemals Phantasie und Laune einer Evastochter beherrscht hat.

Mit sich selbst zufrieden, trat er auf den Rasenplatz. Aber dort fand er nicht, was er suchte. Er ging durch die verdeckten Lauben und Gänge – was er begehrte, war nicht da. Er lief in den Palast und durchsuchte jeden Winkel. Er rief ihren Namen aus, den die einsamen Hallen zurücktönten, aber kein Laut von ihrem geliebten Mund. Hier war weder Stimme noch Rede. Da wurde er mißtrauisch und witterte Unrat. Wie ein träger Ratsmann seinen Schlafrock, wenn vom Turm der Feuerwächter Alarm bläst, so rasch entledigte er sich seines schwerfälligen Körpers. Hoch in die Luft schwang er sich und sah in der Ferne den geliebten Flüchtling, wie er gerade mit eiligem Gaul über die Grenze setzte. Wutentbrannt ballte der ergrimmte Geist ein paar friedlich vorüberziehende Wolken zusammen und schleuderte der Fliehenden einen kräftigen Blitz nach, der eine tausendjährige Grenzeiche zersplitterte. Aber jenseits von ihr war seine Rache ohnmächtig, und die Donnerwolke zerfloß in einen sanften Heiderauch.

Nachdem er verzweifelt die oberen Luftregionen durchkreuzt, seine unglückliche Liebe den vier Winden geklagt und die stürmische Leidenschaft ausgetobt hatte, kehrte er trübsinnig in den Palast zurück. Er schlich durch alle Gemächer und erfüllte sie mit Seufzen und Stöhnen. Danach suchte er noch einmal den Lustgarten auf. Doch diese ganze Zauberschöpfung hatte keinen Reiz mehr für ihn. Ein einziger Fußstapfen der Geliebten im Sand beschäftigte ihn mehr als die goldenen Äpfel an den Bäumen oder die bunten mosaikartigen Buchsbaumschnörkel auf den Blu-



menbeeten. Die wonnigen Genußvorstellungen erwachten wieder an jedem Platz, an dem sie vormals ging und stand, wo sie Blumen gepflückt oder ausgezupft, wo er sie unsichtbar belauscht oder mit ihr vertraulich gesprochen hatte.

Alles das würgte und knotete ihn zusammen. Es preßte und drückte ihn dergestalt auf die Zirbeldrüse, daß er unter der Last seiner Gefühle in dumpfes Brüten versank. Nachdem er seiner ersten Liebe eine stattliche Trauerrede gehalten, brach sein Unmut in gräßliche Verwünschungen aus. Er beschloß, der Menschenkunde gänzlich zu entsagen und von diesem arg betrügerischen Geschlecht keine Notiz mehr zu nehmen. Bei diesem Beschluß stampfte er dreimal auf den Boden, und der gesamte Zauberpalast mit seiner Herrlichkeit kehrte in sein ursprüngliches Nichts zurück. Weit sperrte der Abgrund seinen Rachen auf, und der Gnom fuhr hinab in die Tiefe bis zum Mittelpunkt der Erde und nahm Spleen und Menschenhaß mit hinein.

Während dieser Katastrophe im Gebirge beeilte sich Fürst Ratibor, die herrliche Beute seiner Wegelagerung in Sicherheit zu bringen. Mit triumphalem Pomp führte er die schöne Emma an den Hof ihres Vaters zurück. Dort vollzog er die Vermählung, teilte mit ihr den Thron seines Erbes und erbaute die Stadt Ratibor, die noch seinen Namen trägt bis auf diesen Tag.

Das sonderbare Abenteuer der Prinzessin, das ihr auf dem Riesengebirge begegnet war, ihre kühne Flucht und glückliche Rettung wurden zum Märchen des Landes. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzte es sich fort über entfernteste Zeiten hinweg. Die schlesischen Damen nebst ihren Nachbarinnen zur Rechten und Linken und von Sonnenaufgang zu Sonnenuntergang fanden viel Geschmack daran. Noch oft benutzten sie die Kriegslist der schlauen Emma und schickten ihre unbehaglichen Ehegesponste Rüben zählen, wenn sie den Liebhaber bestellt hatten.

Die Bewohner der Umgebung, die den Namen des Berggeistes nicht kannten, gaben ihm den Spottnamen Rübenzähler oder kurz Rübezahl.

2. Legende WIE RÜBEZAHL ERBARMEN MIT EINEM VORLAUTEN SCHNEIDER BEKAM



Die Mutter Erde war also von jeher Zufluchtsort für verstörte Liebe. Die unglücklichen Wichte unter den Adamskindern, deren Wünsche und Hoffnungen enttäuscht wurden, öffnen sich unter solchen Umständen den Weg zu ihr durch Strick und Dolch, durch Blei und Gift. durch Auszehrung und Bluthusten oder auf andere unbequeme Art. Die Geister bedürfen dieser Umständlichkeiten nicht. Überdies besitzen sie den Vorteil, daß sie nach Belieben an die Oberwelt zurückkehren können, wenn sie ausgetrotzt haben. Dieser Weg zur Rückkehr bleibt den

Sterblichen auf ewig verschlossen. Der unmutige Gnom verließ die Oberwelt mit dem Entschluß, nie wieder das Tageslicht zu schauen. Doch die wohltätige Zeit verwischte nach und nach die Eindrücke seines Grams. Allerdings erforderte diese langwierige Operation einen Zeitraum von 999 Jahren, bis die alte Wunde ausgeheilt war. Da geschah es, daß ihn die Beschwerde der Langeweile drückte und er sehr übel aufgeräumt war. Sein Favorit und Hofschalksnarr in der Unterwelt schlug deshalb eine Lustpartie aufs Riesengebirge vor, und Seine Herrlichkeit billigte diese Anregung des drolligen Kobolds. Es dauert nicht mehr als eine Minute, und die weite Reise war vollbracht. Er befand sich mitten auf dem Rasenplatz seines ehemaligen Lustgartens, den er mit dem übrigen Zubehör wiederherstellte. Doch für die menschlichen Augen blieb alles verborgen: Die Wanderer, die über das Gebirge zogen, sahen nichts als eine fürchterliche Wildnis. Der Anblick dieser Objekte, die er in der ehemaligen Liebesepoche im rosa Licht schimmern sah, erneuerte die Vorstellungen von der verjährten Liebschaft. Ihm war, als hätte die Geschichte mit der schönen Emma erst gestern stattgefunden. Im schwebte ihr Bild so deutlich vor, als stünde sie neben ihm. Aber die Erinnerung, wie sie ihn überlistet und hintergangen hatte, entzündete seinen Groll gegen die gesamte Menschheit erneut.

»Unseliges Erdengewürm!« rief er aus, indem er aufschaute und vom hohen Gebirge die Türme der Kirchen und Klöster in den Städten und Flecken erblickte. »Treibst, wie ich sehe, dein Unwesen noch immer unten im Tale. Hast mich geäfft durch Tücke und Ränke. Sollst es mir büßen, wenn ich dich hetze und plage, daß dir angst und bange wird vor dem Geist des Gebirges.«

Kaum hatte er seinen Zorn hinausgerufen, vernahm er von ferne Menschenstimmen. Drei junge Gesellen wanderten durchs Gebirge, und der keckste unter ihnen rief ohne Unterlaß: »Rübezahl, komm her! Rübezahl, Mädchendieb!«

Jeder Reisende, der das Riesengebirge betrat, kannte die alte, um lügenhafte Zusätze vermehrte Lästerchronik Man unterhielt sich mit seinen Gefährten über unzählige Spukgeschichten, die sich niemals zugetragen hatten. Wohl lehrte man mit ihnen zaghafte Wanderer das Fürchten. Doch die starken Geister, die Witzbolde oder Philosophen, die am hellichten Tag oder in großer Gesellschaft an keine Gespenster glaubten, machten sich darüber lustig. Aus Übermut, Schäkerei oder um ihre Tapferkeit zu beweisen, zitierten sie den Geist, riefen seinen Ekelnamen oder beschimpften ihn.

Nie hatte man gehört, daß dergleichen Beleidigungen von dem friedliebenden Berggeist gerügt worden wären. In den Tiefen des Abgrundes hatte er ja auch von diesen mutwilligen Verhöhnungen kein Wort erfahren. Um so mehr betroffen war er, als er jetzt seine ganze Skandalchronik ausrufen hörte. Wie ein Sturmwind raste er durch die düsteren Fichten, um den armen Tropf zu erdrosseln, der sich arglos über ihn lustig gemacht hatte. Im selben Augenblick bedachte er aber, daß eine derart exemplarische Rache großes Geschrei im Lande auslösen würde. Fortan würden die Wanderer das Gebirge meiden und ihm die Gelegenheit nehmen, sein Spiel mit den Menschen zu treiben. Also ließ er den Fürwitz und seine Gefährten ruhig ihre Straße ziehen. Den verübten Mutwillen wollte er auf andere Weise ahnden.

Am nächsten Scheideweg trennte sich der Hohnsprecher von seinen beiden Kameraden. Diesmal gelangte er noch mit heiler Haut in seinem Heimatort Hirschberg an. Aber sein unsichtbarer Geleitsmann war ihm bis zur Herberge gefolgt, um ihn zu gegebener Zeit zu finden. Jetzt trat er seinen Rückweg ins Gebirge an und sann auf Mittel, sich zu rächen. Zufällig begegnete ihm auf der Landstraße ein reicher Jude, der nach Hirschberg wollte. Diesen wollte er zum Werkzeug seiner Rache gebrauchen. Er gesellte sich zu ihm in der Gestalt des losen Gesellen, der ihn gefoppt hatte. Freundlich bändelte er mit ihm an. Als sie irgendwann seitwärts der Straße an ein Gebüsch traten, fiel er den Juden mörderisch an. Weidlich zauste er ihn am Bart, riß ihn zu Boden, knebelte ihn und raubte ihm sein Säckel mit viel Geld und Geschmeide. Zum Abschied traktierte er ihn noch übel mit Faustschlägen und Fußtritten. Dann ließ er den armen geplünderten Mann, der sich nur noch die Sünden seines Lebens verzeihen konnte, halbtot im Busche liegen.

Trotzdem erholte sich der Israelit von seinem Schrekken. Doch je mehr das Leben in ihn zurückkehrte, desto mehr fing er zu wimmern an und laut um Hilfe zu schreien. Zu Recht befürchtete er, in dieser grauenhaften Einöde verschmachten zu müssen. Auf einmal trat ein feiner, ehrbarer Mann auf ihn zu. Dem Anschein nach handelte es sich um einen angesehenen Bürger der Umgebung. Er löste ihm Knebel und Bande von Händen und Füßen und leistete barmherzige Hilfe dem Mann, der unter die Mörder gefallen schien. Er labte ihn mit einem herrlichen Schluck Branntwein, den er bei sich trug. Danach führte er ihn wieder auf die Landstraße und geleitete ihn bis an die Tür der Herberge in Hirschberg. Hier reichte er ihm einen Zehrpfennig und schied von ihm.

Wie erstaunte jedoch der Israelit, als er beim Eintritt in den Krug seinen Räuber am Zechtisch erblickte! Der benahm sich so frei und unbefangen wie ein Mensch, der sich keiner Übeltat bewußt ist. Er saß hinter einem Schoppen Landwein und trieb Scherze und gute Schwänke mit anderen lustigen Zechbrüdern. Neben ihm lag der Beutel, in den er das geraubte Säckel gesteckt hatte. Der bestürzte Jude wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Er verzog sich in einen Winkel und überlegte, wie er zu seinem Eigentum gelangen könnte. Es schien ihm unmöglich, sich in der Person geirrt zu haben. Also schlich er zur Tür hinaus, ging zum Richter und erstattete Anzeige. Die Hirschberger Justiz stand damals in dem Ruf, schnell und entschlußfreudig Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, wenn es etwas hinzurichten gab. Wo sie aber von Amts wegen gefordert

war, bevorzugte sie wie üblich den Schneckengang. Dem erfahrenen Israeliten war das wohlbekannt. Wohl zögerte der unentschlossene Richter lange, aber der Hinweis auf den wertvollen Beweisgegenstand weckte goldene Hoffnung. Demzufolge wurde der Haftbefehl erteilt. Die Häscher bewaffneten sich mit Spießen und Stangen, umzingelten das Schankhaus und griffen den unschuldigen Verbrecher. Sie führten ihn vor die Schranken der Ratsstube, wo sich die weisen Väter inzwischen versammelt hatten.

»Wer bist du?« fragte ernst der Stadtrichter den Angeklagten. »Woher kommst du?«

Der Geselle antwortete freimütig und unerschrocken: »Ich bin ein ehrlicher Schneider, heiße Benedix, komme aus Liebenau und stehe hier in Arbeit bei meinem Meister.«

»Hast du nicht diesen Juden im Walde mörderisch überfallen, übel geschlagen, gefesselt und seines Säckels beraubt?«

»Diesen Juden habe ich niemals gesehen. Ich habe ihn weder geschlagen noch gebunden noch seines Säckels beraubt. Ich bin ein ehrlicher Zünftler und kein Straßenräuber.«

»Womit kannst du deine Ehrlichkeit beweisen?«

»Mit meiner Kundschaft und dem Zeugnis meines ehrlichen Gewissens.«

»Also bekunde deine Ehrlichkeit!«

Sich seiner Sache sicher, öffnete Benedix den Beutel. Er wußte genau, daß in ihm nur sein wohlerworbenes Eigentum war. Doch wie er ihn leerte, siehe da! Zwischen dem herausfallenden Plunder klingelte es wie Geld. Die Häscher griffen zu und breiteten den Kram auseinander. Triumphierend hoben sie das schwere Säckel empor, das der erfreute Jude als sein Eigentum erkannte. Der Geselle stand wie vom Donner gerührt. Ihm wurde bleich um die Nase, die Lippen bebten, die Knie wankten, und vor Schreck wollte er umfallen. Kein einziges Wort brachte er heraus. Des Richters Miene verfinsterte sich. Mit drohender Gebärde kündigte er strengen Bescheid an.

»Wie nun, Bösewicht!« donnerte der Stadtvogt. »Erfrechst du dich noch, den Raub zu leugnen?«

»Erbarmen, gestrenger Herr Richter!« winselte der Angeklagte auf Knien und mit hocherhobenen Händen. »Alle Heiligen im Himmel rufe ich an als Zeugen, daß ich an diesem Raub unschuldig bin. Ich weiß nicht, wie des Juden Säckel in meinen Beutel gekommen ist. Gott weiß es.«

»Du bist überführt«, sagte der Richter. »Das Säckel beweist dein Verbrechen zur Genüge. Tu Gott und der Obrigkeit die Ehre und lege freiwillig ein Geständnis ab. Sonst wird dir der Peiniger die Wahrheit abfoltern.«

Der verängstigte Benedix konnte jedoch nur auf seine Unschuld pochen. Aber er predigte tauben Ohren. Man hielt ihn für einen verschlagenen Dieb, der sich nur hartnäckig aus der Schlinge ziehen wollte. Also wurde Meister Hämmerlein, der fürchterliche Wahrheitsforscher, hereingerufen. Jetzt sollten die stählernen Argumente seiner Befragung zählen. Dem armen Wicht verging die Freude an seinem guten Gewissen. Er bebte zurück vor den Qualen, die seiner harrten. Als der Peiniger ihm die Daumenschrauben anlegte, wußte er, was geschehen würde: Nie wieder könnte er die Nadel führen! Lieber wollte er ein verdorbener Kerl sein, als die Marter abbekommen. Rasch gestand er das Bubenstück, von dem sein Herz nichts wußte. Sofort wurde die Ermittlung beendet. Ohne daß das Gericht sich zur Beratung zurückzog, wurde der Angeklagte von Richter und Schöffen zum Tode durch den Strang verurteilt. Um prompte Justiz auszuüben und die Verpflegungskosten zu sparen, sollte der Rechtsspruch am nächsten Morgen vollzogen werden.

Alle Zuschauer, die dem hochnotpeinlichen Halsgericht beigewohnt hatten, fanden das Urteil des wohlweisen Magistrats als recht und billig. Den lautesten Beifall allerdings bekundete der barmherzige Samariter, der sich mit zum Kriminalprozeß eingefunden hatte. Er konnte nicht satt werden, die Gerechtigkeitsliebe der Herren von Hirschberg zu preisen. In der Tat hatte auch niemand größeren

Anteil an der Sache als eben dieser Menschenfreund. Er, der kein anderer als Rübezahl selbst war, hatte ja mit unsichtbarer Hand des Juden Säckel in des Schneiders Beutel gesteckt.

Schon am frühen Morgen lauerte er in Rabengestalt am Hochgericht auf den Leichenzug, der das Opfer begleiten würde. In ihm regte sich bereits ein Rabenappetit, dem Ankömmling die Augen auszuhacken. Aber er wartete vergebens. Ein frommer Ordensbruder fand in dem unwissenden Benedix einen so rohen, wüsten Klotz, daß er in so kurzer Zeit für das Bekehrungsgeschäft nicht vermochte, einen Heiligen aus ihm zu schnitzen.

Im Gegensatz zu einigen neumodischen Theologen sah er den Wert der Bekehrungen auf dem Rabenstein darin, die zum Tode vorbereiteten Verbrecher mit dem Geruch der Heiligkeit zu versehen. Aus diesem Grunde erbat er von dem Kriminalgericht einen dreitägigen Aufschub. Mit großer Mühe und nur unter Androhung des Kirchenbannes konnte er ihn dem frommen Magistrat abzwingen. Als Rübezahl davon hörte, flog er ins Gebirge, um dort den Hinrichtungstermin abzuwarten.

In dieser Zeit durchstrich er nach alter Gewohnheit die Wälder. Auf einer Streife erblickte er eine junge Dirne, die sich unter einen schattigen Baum gelagert hatte. Schwermütig ließ sie den Kopf hängen und stützte ihn mit schwanenweißem Arm. Ihre Kleidung war nicht kostbar, aber reinlich und von bürgerlichem Zuschnitt. Von Zeit zu Zeit wischte sie eine herabrollende Träne von der Wange, und aus der Brust quollen ihr stöhnende Seufzer. Schon früher hatten den Gnom jungfräuliche Seufzer mächtig beeindruckt. Auch jetzt war er so gerührt, daß er die erste Ausnahme von dem selbst auferlegten Gesetz machte, alle Adamskinder tückisch zu quälen, die durchs Gebirge zögen. Er empfand sogar das Mitleid als ein wohltuendes Gefühl, und das Verlangen wuchs, die Schöne zu trösten. Er verwandelte sich in einen ehrsamen Bürger, trat freundlich an die Dirne heran und sprach: »Mädchen, warum trau-

erst du hier so einsam in dieser Wüstenei? Wenn du mir deinen Kummer nicht verschweigst, werde ich sehen, wie ich dir helfen kann.«

Die Dirne, die ganz in Schwermut versunken war, schreckte auf. Sie hob das gesenkte Haupt und blickte den Sprecher an. Was für ein schmachtendes, glänzendes Augenpaar blickte da hervor! Es hätte ein Herz aus Stahl schmelzen können. Zwei Tränen glänzten in ihnen wie Edelsteine. Das jungfräuliche Antlitz war mit dem Ausdruck bangen Schmerzes übergossen, wodurch das liebliche Nonnengesicht noch reizvoller wurde. Als sie den ehrsamen Mann vor sich stehen sah, öffnete sie den Purpurmund und sprach: »Was kümmert Euch mein Schmerz, guter Mann, da mir nicht zu helfen ist? Ich bin eine Unglückliche, eine Mörderin, denn ich habe das Herz meines Mannes ermordet. Jetzt will ich meine Schuld mit Jammer und Tränen abbüßen, bis mir der Tod das Herz bricht.«

Der ehrsame Mann staunte. »Du eine Mörderin?« rief er. »Bei diesem himmlischen Gesicht trügst du die Hölle im Herzen? Unmöglich! – Zwar weiß ich, daß die Menschen voller Ränke sind und zu jeder Bosheit fähig, aber das hier ist mir ein Rätsel.«

»Wenn Ihr es zu wissen begehrt, will ich es Euch lösen«, erwiderte die betrübte Jungfrau.

»Sag es!« forderte er sie auf.

»Von Kind an hatte ich einen Spielgefährten«, begann sie. »Er war der Sohn unserer Nachbarin, einer tugendhaften Witwe. Als er herangewachsen war, erkor er mich zu seinem Liebchen. Er war so lieb und gut, so treu und ehrlich, und er liebte mich so standhaft und herzlich, daß er mir das Herz stahl und ich ihm ewige Treue gelobte. – Ach, wie konnte ich Natter nur das Herz dieses lieben Jungen vergiften! Hatte ihn seine fromme Mutter zur Tugend erzogen, so verleitete ich ihn zu einer Übeltat, die er mit dem Leben büßen muß.«

Beeindruckt rief der Gnom: »Du?«

»Ja, Herr«, sprach sie, »ich bin seine Mörderin. Ich habe

ihn zu einem Straßenraub angestiftet. Er plünderte einen reichen Juden aus und wurde von den Herren von Hirschberg gegriffen. Sie hielten Gericht über ihn und, o Herzeleid! Morgen wird er gehenkt!«

»Und das hast du verschuldet?« verwunderte sich Rübezahl.

»Ja, Herr! Ich habe sein Leben auf dem Gewissen.«

»Und wie geschah das?«

»Bevor er auf Wanderschaft über das Gebirge ging, umhalsten wir uns beim Abschied, und er sprach: Fein Liebchen, bleib mir treu. Wenn der Apfelbaum das dritte Mal blüht und die Schwalbe ihr Nest baut, kehre ich von der Wanderschaft zurück. Dann hole ich dich heim als mein junges Weib. Das zu werden, schwor ich ihm mit treuem Eid. Nun blühte der Apfelbaum zum dritten Mal, und die Schwalbe nistete, da kam Benedix zurück. Er erinnerte mich an mein Wort und wollte mich zur Trauung führen. Ich aber neckte und foppte ihn, wie es die Mädchen oft mit ihren Freiern tun. Ich sagte: Dein Weib kann ich nicht werden, weil in meinem Bett nicht Platz für zwei ist. Und du besitzt weder Herd noch Obdach. Schaff erst Geld herbei, blanke Batzen, dann kannst du wieder nachfragen.

Über diese Rede wurde der arme Junge sehr traurig. Ach, Klärchen, seufzte er tief und hatte Tränen in den Augen. Steht dir der Sinn nach Geld und Gut, dann bist du nicht mehr das biedere Mädchen, das du vorher warst. Schlugst du nicht ein in meine Hand, als du mir Treue schwurst? Und besaß ich mehr als diese Hand, um dich damit zu versorgen? Woher kommt jetzt dein Stolz, dein spröder Sinn? Ach, Klärchen, ich verstehe es schon. Ein reicher Liebhaber hat dir das Herz entwendet. Lohnst du das mir so, du Ungetreue? Drei Jahre lang habe ich traurig und voller Sehnsucht ausgeharrt. Jede Stunde habe ich gezählt bis zum heutigen Tag, an dem ich kam, dich heimzuführen. Wie leicht und rasch machten Hoffnung und Freude mir den Fuß, als ich übers Gebirge wanderte. Und nun verschmähst du mich.

Er bat und flehte, doch ich blieb fest bei meinem Vorsatz. Mein Herz verschmäht dich nicht, lieber Benedix, antwortete ich. Nur meine Hand versage ich dir vorläufig. Ziehe hin und erwirb Geld und Gut. Wenn du es hast, dann komm, und ich werde gern mein Bett mit dir teilen. Wohlan, sprach er voller Unmut, wie du es willst, so gehe ich in die Welt. Ich will laufen, will rennen, will betteln, stehlen, knausern und raffen. Nicht eher sollst du mich wiedersehen, bis ich den schnöden Preis bezahlen kann, um den ich dich erwerben muß. Leb wohl, ade, ich ziehe los. So habe ich den armen Benedix betört. Grimmig ging er auf und davon. Da verließ ihn sein guter Engel. Er tat, was nicht recht war und sein Herz gewiß verabscheute.«

Der ehrsame Mann schüttelte den Kopf über diesen Bericht. Nach einem Weilchen rief er mit nachdenklicher Miene: »Wunderbar!« Er wandte sich an die Dirne und fragte: »Warum füllst du hier den leeren Wald mit deinen Wehklagen, die dir und deinem Buhlen weder nützen noch frommen?«

»Lieber Herr«, entgegnete sie, »ich bin ja auf dem Weg nach Hirschberg. Aber weil mir der Jammer das Herz abdrückte, mußte ich unter diesem Baum verweilen.«

»Und was willst du in Hirschberg tun?«

»Vor die Füße des Blutrichters will ich mich werfen. Die ganze Stadt will ich mit meiner Klage erfüllen. Die Töchter der Stadt sollen mir wehklagen helfen, bis die Herren sich erbarmen und dem unschuldigen Blut das Leben schenken. Gelingt es mir nicht, meinen Buhlen dem schmählichen Tod zu entreißen, will ich freudig mit ihm sterben.«

Diese Worte bewegten den Geist sehr. Er vergaß seine Rache und beschloß, der Trostlosen den Buhlen zurückzugeben. »Trockne die Tränen«, sprach er anteilnehmend, »und laß deinen Kummer vergehn. Ehe die Sonne sich zum Untergang rüstet, soll dein Buhle frank und frei sein. Du aber sei morgen beim ersten Hahnenschrei wach und aufmerksam. Sowie es ans Fenster klopft, öffne die Tür zu deiner Kammer. Es wird Benedix sein, der draußen steht.

Doch hüte dich, ihn nicht wieder mit sprödem Sinn zu verschrecken. – Übrigens sollst du wissen, daß er das Bubenstück nicht begangen hat, dessen du ihn bezichtigst. Auch du bist schuldlos, weil er sich durch deinen Eigensinn nicht hatte zur bösen Tat verleiten lassen.«

Über diese Rede war die Dirne sehr verwundert. Sie sah ihn steif und starr an. Weil sich aber in seinem Gesicht kein Zeichen von Schalk, Lug oder Trug zeigte, gewann sie Zutrauen. Ihr betrübtes Antlitz klärte sich auf, und sie sprach froh und ohne Zweifel: »Lieber Herr, wenn Ihr mich nicht verspottet und alles so ist, wie Ihr es sagt, dann müßt Ihr ein Seher oder der gute Engel meines Buhlen sein, der alles weiß.«

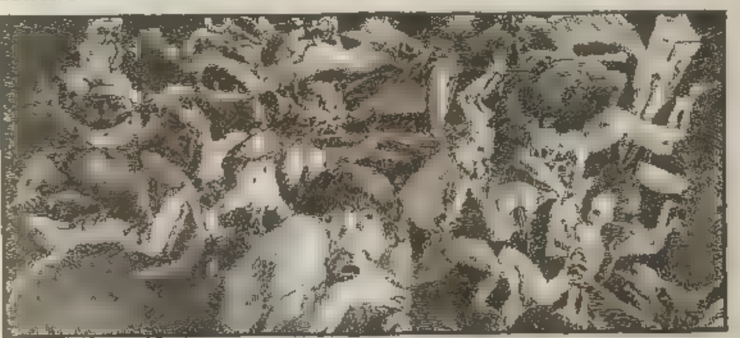
»Sein guter Engel?« versetzte Rübezahl betroffen, »nein, der bin ich wirklich nicht. Aber du wirst es erfahren, daß ich es werden kann! Ich bin ein Bürger aus Hirschberg und habe mit zu Rate gesessen, als der arme Sünder verurteilt wurde. Aber seine Unschuld ist ans Licht gekommen, darum fürchte nicht mehr für sein Leben. Ich will hin und ihn seiner Bande befreien, denn ich vermag viel in der Stadt. Sei also guten Mutes und kehre heim in Frieden.«

Obgleich Furcht und Hoffnung in ihrer Seele kämpften, gehorchte die Dirne und machte sich auf den Weg.

Während der drei Tage Aufschub hatte es sich der ehrwürdige Pater Graurock blutsauer werden lassen. Gehörig bearbeitete er den Verurteilten, um seine arme Seele der Hölle zu entreißen, der sie nach seiner Meinung von Jugend an verpfändet war. Der gute Benedix war eben ein unwissender Laie, der ungleich besser mit Nadel und Schere umzugehen wußte als mit dem Rosenkranz. Stets brachte er das Vaterunser mit dem Engelgruß durcheinander, und von den zwölf Artikeln des Glaubensbekenntnisses kannte er keine Silbe. Ihn letzteres zu lehren, gab sich der eifrige Mönch die größte Mühe von der Welt. Zwei volle Tage brachte er mit dieser Arbeit am Credo zu. Selbst wenn einmal das Gedächtnis des armen Sünders beim Aufsagen der Artikel nicht strauchelte, so unterbrach ihn doch oft genug

der Gedanke an das Irdische, und er seufzte halblaut: »Ach, Klärchen!«

Deshalb war die religiöse Politik des frommen Bruders darauf ausgerichtet, dem verlorenen Schaf die Hölle recht heiß zu machen. Zur geheiligten Freude seines Bekehrers schwitzte der verängstigte Benedix bald den kalten Todesschweiß, vergaß darüber sein Klärchen und lernte die Lektion. Unablässig folterte ihn die Vorstellung von den angedrohten Martern in der Hölle. Er sah überall nur noch bocksfüßige gehörnte Teufel vor sich, die mit Forken und Hacken die fasernackten verdammten Seelen scharenweise



in den ungeheuren Rachen des höllischen Feuerschlunds hineinschaufelten. Dieser qualvolle Zustand seines Pfleglings ging dem eifrigen Ordensmann ein wenig zu Herzen. Mit geistlicher Klugheit ließ er den Vorhang über die gräßliche Teufelsszene fallen. Gleichzeitig erhitzte er den Schmelzofen des Fegefeuers desto stärker. Für den feuerscheuen Benedix war das allerdings ein leidiger Trost.

»Deine Missetat, mein Sohn, ist groß«, sprach er. »Aber sei unverzagt, denn die Flammen des Fegefeuers werden dich davon reinigen. Wohl dir, daß du das Verbrechen nicht an einem rechtgläubigen Christen verübt hast. Dafür würdest du tausend Jahre bis an den Hals versenkt im siedenden Schwefelpfuhl büßen müssen. Aber du hast ja nur einen verworfenen Juden ausgeplündert. Deshalb wird in hundert Jahren deine Seele rein wie ausgebranntes Silber sein. Ich werde so viel Seelmessen für dich lesen, daß du

nicht tiefer als bis an den Gürtel in der unauslöschlichen Lava waten sollst.«

Wohl wußte sich Benedix völlig unschuldig. Dennoch glaubte er so fest an die Verheißungen seines Beichtvaters, daß er mit einer Überprüfung seines Prozesses gar nicht mehr rechnete. Auf die Revision in dieser Welt selbst zu bestehen, davor schreckte ihn die Furcht vor der Folter ab. Darum verlegte er sich aufs Bitten. Er flehte seinen geistlichen Weisen um Barmherzigkeit an und versuchte, von den Qualen des Fegefeuers soviel herunterzuhandeln wie möglich. Schließlich fühlte sich auch der strenge Bußprediger bewogen, ihn nur bis an die Knie ins Feuerbad zu versenken. Dabei hatte es sein Bewenden. Ungeachtet aller Wehklagen ließ er sich weiter keinen Zoll breit abringen.

Nachdem er dem trostlosen Übeltäter zum letzten Mal eine gute Nacht gewünscht hatte, verließ der unerbittliche Sündenrüger den Kerker. Im selben Augenblick begegnete er am Eingang dem unsichtbaren Rübezahl. Der war noch unentschlossen, wie er sein Vorhaben ausführen sollte, den armen Schneider zu befreien, ohne damit den Herren von Hirschberg den Spaß zu verderben. Sie sollten den Akt ihrer Gerichtsbarkeit ausüben, denn der Magistrat hatte sich bei ihm durch unverzügliche Gerechtigkeitspflege einen guten Ruf erworben. Auf einmal hatte er einen Einfall, der so recht nach seinem Sinn war. Er schlich dem Mönch ins Kloster nach und stahl aus der Kleiderkammer ein Ordenskleid. In das fuhr er hinein, nahm die Gestalt des Bruder Graurock an und begab sich zum Gefängnis, das ihm der Kerkermeister ehrerbietig öffnete.

»Das Heil deiner Seele«, redete er den Gefangenen an, »treibt mich nochmals hierher, obwohl ich dich gerade verlassen habe. Sag an, mein Sohn, was dir noch auf Herz und Gewissen lastet, damit ich dich trösten kann.«

»Ehrwürdiger Vater«, antwortete Benedix, »mein Gewissen quält mich nicht. Aber Euer Fegefeuer plagt und ängstigt mich und preßt mir das Herz zusammen, als läge es zwischen Daumenschrauben.«

Nun besaß Freund Rübezahl von kirchlichen Lehrmeinungen nur sehr unvollständige und verworrene Begriffsvorstellungen. Darum war ihm die Zwischenfrage: »Wie meinst du das?« wohl zu verzeihen.

»Ach Herr«, entgegnete Benedix, »wenn ich bis an die Knie im Feuerpfuhl waten soll, das halte ich nicht aus!«

»Du Narr«, versetzte Rübezahl, »wenn dir das Bad zu heiß ist, dann halt dich fern.«

Dieses Wort verwirrte Benedix. Starr sah er den Pfaffen an. Der merkte, daß er irgendeine Ungeschicklichkeit begangen hatte. Also lenkte er ein: »Vom Fegefeuer ein andermal. Denkst du eigentlich noch an Klärchen? Liebst du sie noch wie deine Braut? Willst du ihr noch etwas vor deinem Hinscheiden sagen, so vertraue es mir an.«

Bei der Nennung dieses Namens staunte Benedix noch mehr. Mit großer Gewissenhaftigkeit hatte er sich bisher bemüht, jeden Gedanken an sie zu ersticken. Als aber jetzt vom Abschiedsgruß die Rede war, wurde er auf einmal wieder so heftig entfacht, daß er laut zu schluchzen und zu weinen anfing und kein Wort hervorzubringen vermochte. Dieses Herzeleid dauerte den mitleidigen Pfaffen, und er beschloß, dem Spiel ein Ende zu machen. »Armer Benedix«, sprach er, »gib dich zufrieden und sei getrost und unverzagt, du sollst nicht sterben. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß du unschuldig bist an dem Raub und deine Hand mit keinem Laster befleckt ist. Darum bin ich gekommen, dich deiner Bande zu entledigen und dem Kerker zu entreißen.« Er zog einen Schlüssel aus der Tasche. »Laß sehen«, fuhr er fort, »ob er schließt.«

Der Versuch gelang, und das Eisen fiel von Händen und Füßen. Frank und frei stand der Entfesselte da. Hierauf wechselte der gutmütige Pfaffe mit ihm die Kleider und sprach: »Geh wie ein frommer Mönch gemächlich durch die Schar der Wächter bis vor die Gefängnistür und durch die Stadt hindurch. Dann aber beeile dich und schreite rüstig aus, damit du hurtig ins Gebirge gelangst. Und raste nicht eher, bis du in Liebenau vor Klärchens Tür stehst.

Klopf leise an, denn dein Liebchen wartet mit ängstlichem Verlangen.«

Der gute Benedix glaubte, daß alles nur ein Traum sei. Er rieb sich die Augen und zwickte sich in Arme und Beine, um herauszufinden, ob er wache oder schlafe. Als er begriff, daß sich alles so verhielt, fiel er seinem Befreier vor die Füße. Er umschlang dessen Knie und wollte einen Dank stammeln. Doch die Worte versagten ihm, und er verharrte in stummer Freude. Endlich vertrieb ihn der liebenswürdige Pfaffe, reichte ihm aber noch einen Laib Brot und eine Knackwurst zur Wegzehrung.

Mit wankenden Knien überschritt der Befreite die Schwelle seines trostlosen Kerkers. Zu sehr befürchtete er, erkannt zu werden. Aber sein ehrwürdiger Rock gab ihm einen solchen Wohlgeruch von Frömmigkeit und Tugend, daß die Wächter nichts von Übeltäterschaft darunter witterten.

Klärchen saß indessen einsam und bange in ihrem Kämmerlein. Sie horchte auf jeden Windhauch und spähte jedem Fußtritt der Vorübergehenden nach. Oft dünkte ihr, es rege sich was am Fensterladen oder es klinge der Pfortenring. Mit Herzklopfen schreckte sie auf, sah durch die Luke, und es war Täuschung. Schon schüttelten die Hähne in der Nachbarschaft die Flügel und verkündeten durch ihr Krähen den kommenden Tag. Das Glöcklein im Kloster läutete zur Frühmesse. Das tönte ihr wie Totenruf und Grabesklang.

Der Wächter stieß zum letztenmal ins Horn und weckte die schnarchenden Bäckermägde zu ihrem frühen Tagewerk. Klärchens Lämpchen fing an, dunkel zu brennen, weil das Öl zur Neige ging. Ihre Unruhe mehrte sich mit jedem Augenblick. So bemerkte sie nicht, daß der glimmende Docht wie eine herrliche Rose ausschaute, was ein gutes Vorzeichen bedeutete. Sie saß auf ihrer Bettlade, weinte bitterlich und seufzte: »Benedix! Benedix! Was für ein schlimmer Tag dämmert jetzt für dich und mich heran!«

Sie lief ans Fenster. Ach, blutrot war der Himmel nach

Hirschberg hin. Schwarze Nebelwolken schwebten wie Trauerflor und Leichentücher hin und her am Horizont. Ihre Seele erbebte von diesem unheimlichen Anblick. Sie versank in dumpfes Brüten. Totenstille war um sie herum.

Auf einmal pochte es dreimal leise an ihr Fenster. Ein froher Schauer durchlief sie. Mit hellem Schrei sprang sie auf, denn durch die Luke flüsterte eine Stimme: »Fein Liebchen, bist du wach?« – Husch war sie an der Tür. – »Ach, Benedix, bist du es oder ist es dein Geist?«

Da erblickte sie den Bruder Graurock. Vor Entsetzen wich sie zurück und drohte zu sterben. Doch ein treuer Arm umschlang sie sanft, und der Kuß der Liebe, das beste Mittel gegen alle hysterischen Ohnmachten, erweckte sie wieder zum Leben.

Als sie ihrer freudigen Gefühle wieder Herr waren, berichtete Benedix von der wunderbaren Rettung aus dem Kerker. Doch die Zunge klebte ihm am Gaumen vor Durst und Ermattung. Klärchen ging und holte ihm einen Trunk frisches Wasser. Nachdem er sich gelabt hatte, verspürte er Hunger. Aber sie hatte nichts anderes zum Imbiß als das Wundermittel der Liebenden, Salz und Brot. Dabei gelobten sie sich, ihr Leben lang zufrieden und glücklich miteinander zu sein.

Plötzlich fiel Benedix die Knackwurst ein. Er zog sie aus der Tasche und war baß erstaunt, daß sie schwerer als ein Hufeisen war. Er brach sie auseinander, siehe, da fielen eitel Goldstücke heraus! Darüber erschrak Klärchen nicht wenig. Sie dachte, das Gold sei der schändliche Rest von dem Raub an dem Juden. Also war Benedix gar nicht so unschuldig, wie ihn der ehrsame Mann hingestellt hatte, der ihr im Gebirge erschienen war. Allein der arglose Geselle beteuerte sehr, daß der fromme Ordensmann ihm diesen verborgenen Schatz vermutlich als Aussteuer verliehen habe, und sie glaubte seinen Worten.

Mit dankbarem Herzen segneten beide den edelmütigen Wohltäter. Sie verließen ihre Heimatstadt und zogen nach Prag. Dort lebte Benedix mit Klärchen lange Jahre als ein

wohlbehaltener Mann. Sie führten eine friedliche Ehe und erfreuten sich eines reichen Kindersegens. So tief war die Angst vor dem Galgen bei ihm eingewurzelt, daß er seinen Kunden nie etwas veruntreute. Wider Natur und Brauch seiner Zunftgenossen warf er auch nicht den kleinsten Abschnitt in die Hölle.

In der frühen Morgenstunde, als Klärchen mit Wonneschauer den Finger ihres Buhlen am Fenster vermerkte, klopfte auch in Hirschberg ein Finger an die Tür des Gefängnisses. Das war der Bruder Graurock, der, vom frommen Eifer geweckt, den Anbruch des Tages kaum erwarten konnte. Er wollte die Bekehrung des armen Sünders vollenden und ihn als einen halben Heiligen dem gewaltsamen Arm des Henkers überantworten.

Rübezahl hatte nun einmal die Missetäterrolle übernommen und war entschlossen, sie zur Ehre der Justiz auszuspielen. Er schien wohlgefaßt zum Sterben zu sein. Darüber freute sich der fromme Mönch. Sofort erkannte er diese Standhaftigkeit als die gesegnete Frucht seiner Arbeit an der Seele des armen Sünders. Er beeilte sich, diesen Gemütszustand durch seinen geistlichen Zuspruch zu erhalten. Seinen Sermon beschloß er mit dem tröstlichen Weidespruch: »So viele Menschen du siehst, die dich zur Gerichtsstätte geleiten, so viel Engel stehen schon bereit, deine Seele in Empfang zu nehmen und ins schöne Paradies zu führen.«

Hiernach ließ er Benedix die Fesseln ablegen. Er wollte ihm die Beichte abnehmen und dann freisprechen. Doch fiel ihm ein, vorher noch die gestrige Lektion zu wiederholen. Frei und ohne Anstoß sollte der arme Sünder zur Erbauung der Zuschauer sein Glaubensbekenntnis hersagen können. Wie aber erschrak der Ordensmann, als er merkte, daß der ungelehrige Übeltäter sein Credo über Nacht völlig ausgeschwitzt hatte! Dem frommen Mönch war klar, daß der Satan seine Finger im Spiel hatte, um dem Himmel die gewonnene Seele wieder zu entreißen. Darum fing er kräftig an, den Teufel zu beschwören. Der aber ließ sich

ebensowenig austreiben wie das Glaubensbekenntnis in den Kopf des Verbrechers hineinzwingen.

Darüber war reichlich Zeit vergangen. Das Gericht wollte sich nicht weiter um den Seelenzustand seines Schlachtopfers kümmern. Es hielt dafür, daß die letzte Stunde für die Tötung des Leibes geschlagen habe. Ohne der Hinrichtung länger Aufschub zu gestatten, wurde der Stab gebrochen. Obwohl Rübezahl als ein verstockter Sünder galt, unterwarf er sich doch willig allen übrigen Formalitäten der Todesstrafe. Als er jedoch von der Leiter gestoßen wurde, zappelte er am Strang nach Herzenslust. Das Spiel trieb er so arg, daß dem Henker übel wurde. Auch erscholl plötzlich im Volk ein Getöse. Einige schrien, man solle den Henker steinigen, weil er den armen Sünder über Gebühr martere. Um Unglück zu verhüten, streckte sich Rübezahl lang und stellte sich an, als sei er tot.

Bald hatte sich das Volk verlaufen. Nur einige noch waren in der Gegend des Hochgerichts verblieben. Als sie fürwitzig hinzutraten, um den Kadaver zu beschauen, begann der Scherztreiber am Galgen sein Spiel von neuem. Mit fürchterlichen Grimassen erschreckte er die Beschauer. So lief am Abend in der Stadt das Gerücht um, der Gehenkte könne nicht sterben und tanze noch immer am Hochgericht. Das bewog den Senat, die Sache am nächsten Morgen in aller Frühe durch einige Abgeordnete genau untersuchen zu lassen. Diese fanden jedoch nur ein Büschel Stroh am Galgen, das mit alten Lumpen bedeckt war, wie man eine Vogelscheuche für die naschhaften Spatzen in die Erbsen stellt. Hierüber waren die Herren von Hirschberg baß verwundert. In aller Stille ließen sie den Strohmann abnehmen. Auch verbreiteten sie das Gerücht, der starke Wind habe zur Nachtzeit den leichten Schneider vom Galgen über die Grenze geweht.

3. Legende WIE RÜBEZAHL EIN GELDVERLEIHER WURDE



Nicht immer war Rübezahl gelaunt, edelmütig den Schaden auszugleichen, den er mit seinen Neckereien angerichtet hatte. Oft spielte er nur den Plagegeist aus reiner Schadenfreude. Wenig kümmerte es ihn, ob er einen Schurken oder Edelmann foppte. Häufig schloß er sich einem einsamen Wanderer als Geleitsmann an und führte den Fremdling unvermerkt in die Irre. Er ließ ihn vor abgrundtiefer Gebirgsschlucht stehen oder in einem Sumpf und verschwand mit höhnischem Gelächter.

Zuweilen erschreckte er die furchtsamen Marktweiber durch abenteuerliche Gestalt. Als wildfremdes, ungestaltes Getier verwirrte er einmal sogar einen Entdeckungsreisenden, der durch Rübezahls Blendwerk einem lächerlichen Irrtum erlag und ihn als ein Lebewesen Europas ausgab. Das fabelhafte leopardähnliche Vieh, das die Butterweiber Rysow nannten und das sich manchmal im sudetischen Gebirge blicken ließ, war nämlich nichts anderes als eine Erscheinung des leibhaftigen Rübezahl.

Oft lähmte er dem Reiter das Pferd, daß er nicht mehr von der Stelle kam. Oder er zerbrach den Fuhrleuten ein Rad oder eine Achse am Wagen oder rollte ihnen in einem Hohlweg einen Felsen entgegen, den sie mit unendlicher Mühe auf die Seite räumen mußten, um sich freie Bahn zu machen. Oder eine unsichtbare Kraft hielt einen unbeladenen Wagen, daß sechs starke Pferde ihn nicht fortzuziehen vermochten. Ließ der Fuhrmann erkennen, daß er eine Neckerei von Rübezahl vermutete, oder brach er in Schmähreden gegen den Berggeist aus, dann hatte er mit einem Hornissenheer, das die Pferde wütend machte, einem Steinhagel oder einer reichhaltigen Prügelstrafe von unsichtbarer Hand zu rechnen.

Mit einem alten Schäfer, der ein gerader, treuherziger Mann war, hatte er Bekanntschaft gemacht und sogar eine Art von vertraulicher Freundschaft geschlossen. Er gestattete ihm, die Herde bis an die Hecken seiner Gärten zu treiben, was kein anderer hätte wagen dürfen. Wenn der Graukopf seinen Lebenslauf erzählte, hörte der Geist bisweilen mit dem Vergnügen eines sächsischen Berichterstatters zu, nur daß Rübezahl diese Geschichten nicht so ekelhaft wie jener wiederkäute.

Ungeachtet dessen versah sich der Alte doch einmal. Als er eines Tages wie gewohnlich seine Herde in das Gehege des Gnomen trieb, brachen einige Schafe durch die Hecken und weideten auf den Grasplätzen des Gartens. Darüber ergrimmte Freund Rübezahl sehr. Er versetzte die Herde in panischen Schrecken und scheuchte sie in wildem Getümmel den Berg hinab. Dabei verunglückten die meisten, und der Ruf des alten Schäfers kam in solchen Verfall, daß er sich darüber zu Tode grämte.

Ein Arzt aus Schmiedeberg genoß gleichfalls zuweilen die Ehre, mit seiner prahlerischen Gesprächigkeit den Gnomen unbekannterweise zu unterhalten. Wenn er im Riesengebirge zu botanisieren pflegte, erschien ihm Rübezahl bald als Holzhauer, bald als ein Reisender und ließ sich mit Vergnügen die Wunderkuren des Doktors vordozieren. Manchmal war er sogar so gefällig, daß er das schwere Kräuterbündel ein gut Stück Weges nachtrug oder auf noch unbekannte Heilkräfte verschiedener Pflanzen hinwies. Der Arzt, der sich in der Kräuterkunde weiser dünkte als ein Holzhauer, reagierte einmal sehr übel auf diese Belehrung. Mit Unwillen sprach er: »Der Schuster soll bei seinem Leisten bleiben, und der Holzhauer soll den Arzt nicht belehren. Weil du aber glaubst, aller Pflanzen und Kräuter kundig zu sein, so sag mir doch, du weiser Salomon, was eher da war, die Eichel oder die Eiche?«

Der Geist antwortete: »Doch wohl der Baum, denn die Frucht kommt vom Baum.«

»Narr«, sprach der Arzt, »woher kommt denn der erste

Baum, wenn nicht aus dem Samen, der in der Frucht verschlossen liegt?«

Der Holzhauer erwiderte: »Das ist, seh ich, eine Meisterfrage, die für mich zu hoch ist. Aber ich will Euch auch eine Frage vorlegen: Wem gehört dieser Erdengrund, auf dem wir stehen, dem König von Böhmen oder dem Herrn vom Berge?« (So nannten inzwischen die Nachbarn den Berggeist, nachdem sie es spitzbekommen hatten, daß im Gebirge der Name Rübezahl anstößig wirkte und nur Hiebe und blaue Flecken einbrachte.)

Der Arzt bedachte sich nicht lange: »Ich meine, dieser Grund und Boden gehört meinem Herrn, dem König von Böhmen. Rübezahl ist ja nur ein Hirngespinst, ein Trugbild oder Popanz, um damit die Kinder zu erschrecken.«

Kaum war das Wort aus seinem Munde, so verwandelte sich der Holzhauer in einen scheußlichen Riesen. Mit feuerfunkelnden Augen und wütiger Gebärde schnauzte er den Arzt grimmig an und sprach mit rauher Stimme: »Hier ist Rübezahl, der dich popanzen wird, bis dir die Rippen krachen.«

Er packte ihn beim Kragen, rammte ihn gegen Bäume und Felswände, riß und warf ihn hin und her, wie es weiland der Teufel mit dem Doktor Faustus in der Komödie tat. Schließlich schlug er ihm ein Auge aus und ließ ihn für tot auf dem Platz liegen. Später schwor sich der Arzt hoch und heilig, niemals wieder ins Gebirge botanisieren zu gehen.

So leicht war es, Rübezahls Freundschaft zu verscherzen. Doch ebenso leicht war es auch, sie zu gewinnen. Vor dem Gericht in Reichenberg hatte ein böser Nachbar einem Bauern sein Hab und Gut abgenommen. Nachdem sich die Justiz seiner letzten Kuh bemächtigt hatte, blieb ihm nichts weiter übrig als sein abgehärmtes Weib und ein halbes Dutzend Kinder. Von ihnen hätte er gern den Amtspflegern die Hälfte für sein letztes Stück Vieh verpfändet. Zwar besaß er noch ein Paar rüstige gesunde Arme, aber sie reichten nicht aus, sich und die Seinen zu ernähren. Es

schnitt ihm durchs Herz, wenn die jungen Raben nach Brot schrien. Nichts hatte er, um ihren quälenden Hunger zu stillen. »Mit hundert Talern«, sprach er zu seinem kummervollen Weib, »wäre uns geholfen. Wir könnten unseren zerfallenen Haushalt wieder herrichten und fern von dem streitsüchtigen Nachbarn eine neues Leben beginnen. Du hast reiche Vettern jenseits des Gebirges, ich will ihnen unsere Not klagen. Vielleicht erbarmt sich einer aus gutem Herzen und leiht uns für Zinsen, soviel wir bedürfen.«

Das niedergedrückte Weib willigte in diesen Vorschlag ein, weil sie keinen besseren wußte. Sie hatte nur schwache Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg. Der Mann aber gürtete sich früh und tröstete Weib und Kinder: »Weint nicht! Mein Herz sagt mir, daß ich einen Wohltäter finden werde. Er wird uns förderlicher sein als die vierzehn Nothelfer, zu denen ich so oft vergeblich gewallfahrt bin.« Hierauf steckte er eine harte Brotrinde zur Zehrung in die Tasche und ging davon.

Müde und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Weg gelangte er zur Abendzeit in dem Dorf an, in dem die reichen Vettern wohnten. Aber keiner wollte ihn kennen, keiner wollte ihn beherbergen. Mit heißen Tränen klagte er sein Elend. Aber die hartherzigen Filze achteten nicht darauf. Mit Vorwürfen und beleidigenden Sprichwörtern kränkten sie den armen Mann. Einer sprach: Junges Blut, spar dein Gut. Ein anderer: Hoffart kommt vor dem Fall. Der dritte: Wie du es treibst, so geht es dir. Der vierte: Jeder ist seines Glückes Schmied.

So höhnten und spotteten sie. Sie nannten ihn einen Prasser und Faulenzer und warfen ihn schließlich zur Tür hinaus. Eine solche Aufnahme hatte sich der arme Vetter bei der reichen Sippschaft seines Weibes nicht vorgestellt. Stumm und traurig schlich er von dannen. Weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, mußte er auf dem Feld in einem Heuschober übernachten. Hier erwartete er schlaflos den nächsten Tag, der nicht kommen wollte, um sich auf den Heimweg zu begeben.

Als er wieder ins Gebirge kam, wurde er so sehr von Kummer und Harm überwältigt, daß er der Verzweiflung nahe war. Zwei Tage Arbeitslohn verloren, dachte er, matt und entkräftet von Hunger und Gram, ohne Trost, ohne Hoffnung! Wenn du nun heimkehrst, schmachten dir sechs arme Würmer entgegen, heben die Hände, begehren Labsal. Aber du mußt ihnen für einen Bissen Brot einen Stein bieten. Vaterherz, Vaterherz, wie kannst du es ertragen! Brich entzwei, armes Herz, ehe du diesen Jammer fühlst! Hierauf warf er sich unter einen Schlehenbusch und hing seinen schwermütigen Gedanken weiter nach.

Wie aber am Rande des Verderbens die Seele noch die letzten Kräfte anstrengt, um ein Rettungsmittel auszukundschaften, so geschah es auch hier. Jede Hirnfaser lief sie auf und nieder. Alle Winkel der Phantasie durchspähte sie, um Schutz zu suchen oder Frist für den hereinbrechenden Untergang. Gleich einem Bootsmann, der sein Schiff sinken sieht, war sie. Rannte die Strickleiter hinauf, um sich im Mastkorb zu bergen. Oder sprang unter Verdeck aus der Luke und hoffte, ein Brett oder eine freie Tonne zu erwischen. So verfiel unter tausend nichtigen Anschlägen und Einfällen der trostlose Veit auf den Gedanken, sich mit seinem Anliegen an den Geist des Gebirges zu wenden. Viele abenteuerliche Geschichten hatte er von ihm gehört Da hatte er zuweilen die Reisenden gedrillt und geschunden, ihnen manche Tortur und Pein angetan, doch ihnen mitunter auch Gutes erwiesen. Wohl wußte er, daß er ihn bei seinem Spottnamen nicht ungestraft rufen durfte, aber er kannte nichts anderes als: Rübezahl! Rübezahl!

Auf diesen Ruf erschien alsbald eine Gestalt. Sie glich einem Köhler mit fuchsrotem Bart, der bis an den Gürtel reichte. Er stierte mit feurigen Augen und war mit einer Schürstange bewaffnet. Die Stange erhob er mit Grimm, um den frechen Spötter zu erschlagen. Ganz erschrocken sprach Veit: »Verzeiht, Herr Rübezahl, wenn ich Euch nicht richtig tituliere. Erweist mir die Gunst und hört mich an, dann tut, was Euch gefällt.«

Die dreiste Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Mutwillen noch Fürwitz deutete, besänftigten ein wenig den Zorn des Geistes. »Erdenwurm«, sprach er, »was treibt dich, mich zu beunruhigen? Weißt du auch, daß du mir mit Haut und Haar für deinen Frevel büßen mußt?«

»Herr«, antwortete Veit, »die Not treibt mich zu Euch. Ich habe eine Bitte, die Ihr mir leicht gewähren könnt. Ihr möchtet mir hundert Taler leihen. Ich zahle sie Euch mit den landesüblichen Zinsen in drei Jahren zurück, so wahr ich ehrlich bin!«

»Tor«, sprach der Geist, »bin ich ein Wucherer oder Jude, der auf Zinsen leiht? Geh zu deinen Menschenbrüdern und borge dort, soviel dir not tut, mich aber laß in Ruhe.«

»Ach«, erwiderte Veit, »mit der Menschenbrüderschaft ist es aus.« Hierauf erzählte er seine Geschichte in voller Länge. So rührend schilderte er sein bedrückendes Elend, daß der Gnom ihm die Bitte nicht versagen konnte. Obgleich der arme Tropf auch weniger Mitleid verdient hätte, so war er doch des guten Zutrauens willen geneigt, des Mannes Bitte zu erfüllen. Auch reizte den Geist das Unterfangen, von ihm Kapital zu leihen, weil es so neu und sonderbar war.

»Komm, folge mir«, sprach er und führte Veit waldeinwärts in ein abgelegenes Tal zu einem schroffen Felsen, dessen Fuß ein dichter Busch bedeckte. Nachdem sich Rübezahl und sein Begleiter mit Mühe durch ein Gesträuch gearbeitet hatten, gelangten sie zum Eingang einer finsteren Höhle. Dem guten Veit war nicht wohl dabei zumute, so im Dunkeln zu tappen. Ein kalter Schauer nach dem anderen lief ihm über den Rücken, und seine Haare sträubten sich. Rübezahl hat schon manchen betrogen, dachte er. Wer weiß, in welchen Abgrund ich beim nächsten Schritt stürze. Dabei hörte er ein fürchterliches Brausen von einem Gewässer, das sich in einen tiefen Schacht ergoß. Je weiter er vorwärts schritt, desto mehr engten ihm Furcht und Grausen das Herz ein. Doch bald sah er zu seinem Trost in

der Ferne ein blaues Lämpchen hüpfen. Das Berggewölbe erweiterte sich zu einem geräumigen Saal Das Lampchen brannte hell und schwebte als Hängeleuchter in der Mitte der Felsenhalle. Auf ihrem Pflaster fiel ihm eine kupferne Braupfanne in die Augen, die mit harten Talern bis an den Rand gefüllt war.

Als Veit den Geldschatz erblickte, schwand all seine Furcht, und das Herz hüpfte ihm vor Freude. »Nimm«, sprach der Geist, »was du bedarfst, es sei wenig oder viel. Nur stell mir einen Schuldschein aus, falls du schreiben kannst «

Der Schuldner bejahte das und zahlte sich gewissenhaft die hundert Taler ab, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geist schien auf das Zählgeschaft gar nicht zu achten. Er drehte sich weg und kramte unterdessen seine Schreibmaterialien hervor. Kurz und bündig wie nur möglich schrieb Veit den Schuldbrief. Der Gnom verschloß ihn



im eisernen Schatzkasten und sagte zum Abschied. »Zieh hin, mein Freund, und nutze dein Geld mit arbeitsamer Hand. Vergiß nicht, daß du mein Schuldner bist. Merke dir den Eingang in das Tal und diese Felsenkluft genau. So bald das dritte Jahr verflossen ist, zahlst du mir Kapital und Zins zurück. Ich bin ein strenger Glaubiger Hältst du dich nicht daran, so fordere ich es mit Ungestüm.«

Der ehrliche Veit versprach, auf den Tag gute Zahlung zu leisten. Er bestätigte es mit biederer Hand, doch ohne Schwur; denn er verpfändete nicht seine Seele und Selig-

keit, wie es lose Bezahler zu tun pflegen. Mit dankbarem Herzen schied er von seinem Schuldherrn in der Felsenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Erleichternd wirkten ihm die hundert Taler auf Leib und Seele. Als er das Tageslicht wieder erblickte, war ihm nicht anders zumute, als ob er den Balsam des Lebens in der Felsenhöhle eingesogen habe. Freudig und gestärkt an allen Gliedern schritt er nun seiner Wohnung zu. Als sich der Tag zu neigen begann, betrat er die elende Hütte. Sobald ihn die abgezehrten Kinder erblickten, schrien sie ihm entgegen: »Brot, Vater, einen Bissen Brot! Hast uns lange darben lassen!«

Das abgehärmte Weib saß in einem Winkel und weinte. Kleinmütig fürchtete sie das Schlimmste und vermutete, daß der Ankömmling eine traurige Litanei anstimmen werde. Er aber bot ihr freudig die Hand. Er hieß sie das Feuer schüren auf dem Herd, denn er brachte aus Reichenberg Grütze und Hirse mit. Hiervon sollte die Hausmutter einen dicken Brei kochen, in dem der Löffel stehen könnte.

Danach gab er ihr Bericht von dem guten Erfolg seines Geschäftes. »Deine Vettern«, sprach er, »sind rechtschaffene Leute. Sie haben mich weder verkannt noch schimpflich vor die Tür gesetzt. Freundlich haben sie mich beherbergt. Herz und Hand haben sie mir geöffnet und hundert Taler in bar vorschußweise auf den Tisch gezählt.«

Da fiel dem guten Weib ein schwerer Stein vom Herzen, der sie lange gedrückt hatte. »Wären wir«, sagte sie, »eher vor die rechte Schmiede gegangen, so hätten wir uns manchen Kummer ersparen können.«

Hierauf rühmte sie ihre Freundschaft, von der sie sich vorher so wenig versprochen hatte, und tat recht stolz auf die reichen Vettern.

Nach so vielen Drangsalen ließ ihr der Mann gern die Freude, die ihrer Eitelkeit so schmeichelte. Als sie aber ohne aufzuhören viele Tage lang ihre reichen Vettern pries, bekam Veit das Lobposaunen der Geizdrachen satt. Ermüdet sprach er zu dem Weib: »Als ich vor der rechten

Schmiede war, weißt du, was mir der Meister Schmied für eine weise Lehre gab?«

Neugierig fragte sie: »Welche denn?«

»Jeder, sagte er, sei seines Glückes Schmied. Man müsse das Eisen schmieden, solange es heiß ist. Darum laß uns nun die Hände rühren und unserem Beruf fleißig nachgehen. Wir müssen uns anstrengen, damit wir in drei Jahren den Vorschuß und die Zinsen abzahlen können und damit quitt und aller Schuld ledig sind.«

Darauf kaufte er einen Acker und einen Heuschlag. Dann wieder einen und noch einen, schließlich eine ganze Hufe. In Rübezahls Geld steckte ein Segen, als wäre ein Hecktaler darunter. Veit säte und erntete und wurde bald im Dorf für einen wohlhabenden Mann gehalten. Stets gab sein Säckel noch etwas her zur Erweiterung seines Eigentums. Im dritten Sommer hatte er schon zu seiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm reichen Gewinn brachte. Kurz, er war ein Mann, dem alles, was er tat, zu gutem Glück gedieh.

Der Zahlungstermin kam nun heran, und Veit hatte so viel übrig, daß er ohne Beschwernis seine Schuld abtragen konnte. Er legte das Geld zurecht und war am bestimmten Tag früh auf. Er weckte Weib und Kinder, hieß sie sich waschen und kämmen und ihre Sonntagskleider anziehen. Auch die neuen Schuhe sollten sie nehmen und die scharlachroten Mieder und Brusttücher, die sie noch nie getragen hatten. Er selbst holte den Rock herbei, den er zum Abendmahl anzog, und rief zum Fenster hinaus:

»Hans, spann an!«

»Mann, was hast du vor?« fragte die Frau. »Heute ist weder Feiertag noch Kirchweihfest, was macht dich so guten Mutes? Warum willst du uns ein Vergnügen bereiten, wohin gedenkst du uns zu führen?«

Er antwortete: »Ich will mit euch zu den reichen Vettern jenseits des Gebirges, denn heute ist Zahltag. Dem Gläubiger, der mir durch seinen Vorschuß wieder aufgeholfen hat, will ich Schuld und Zins bezahlen.«

Das gefiel der Frau wohl. Sie putzte sich und die Kinder stattlich aus. Damit die Vettern eine gute Meinung von ihrem Wohlstand bekämen und sich ihrer nicht schämen müßten, band sie sich eine Schnur mit gekrümmten Dukaten um den Hals. Veit rüttelte den schweren Geldsack und nahm ihn zu sich. Als alles bereit war, saß er auf mit Frau und Kind. Hans trieb die vier Hengste an, und sie trabten forsch über das Bachfeld zum Riesengebirge.

Vor einem steilen Hohlweg ließ Veit den Wagen halten. Er stieg ab und hieß die anderen, Gleiches zu tun. Dann gebot er dem Knecht: »Hans, fahr gemächlich den Berg hinauf. Oben bei den drei Linden wartest du auf uns. Sollten wir uns verspäten, so laß es dich nicht anfechten. Laß die Pferde sich verschnaufen und einstweilen grasen. Ich weiß hier einen Pfad, der ein Umweg ist, aber lustig zu wandeln!«

Daraufhin schlug er sich in Begleitung des Weibes und der Kinder waldein durch dicht verwachsenes Gebüsch. Dabei spekulierte er hin und her, daß die Frau meinte, ihr Mann habe sich verirrt. Darum ermahnte sie ihn, zurückzukehren und der Landstraße zu folgen. Plötzlich hielt Veit still, sammelte seine sechs Kinder um sich und redete folgendermaßen: »Du wähnst, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundschaft ziehen. Danach steht mir jetzt nicht der Sinn. Deine reichen Vettern sind Knauser und Schurken. Als ich damals in meiner Armut Trost und Zuflucht bei ihnen suchte, haben sie mich gefoppt, verhöhnt und übermütig von sich gestoßen. – Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unseren Wohlstand verdanken. Er hat mir aufs Wort hin das Geld geliehen, das in meiner Hand so gut gewuchert hat. Für heute hat er mich herbeschieden, ihm Zins und Kapital zurückzuerstatten. Wißt ihr nun, wer unser Schuldherr ist? Der Herr vom Berge, Rübezahl genannt!«

Das Weib entsetzte sich heftig über diese Rede. Sie schlug ein großes Kreuz, und die Kinder gebärdeten sich ängstlich vor Furcht und Schrecken, als sie der Vater zu Rübezahl führen wollte. In den Spinnstuben hatten sie

über ihn gehört, daß er ein scheußlicher Riese und Menschenfresser sei. Veit erzählte ihnen sein ganzes Abenteuer, wie er den Geist gerufen habe, dieser in Gestalt eines Köhlers erschienen sei und was er mit ihm in der Höhle verhandelt habe. Mit dankbarem Herzen und so inniger Rührung pries er dessen Mildtätigkeit, daß ihm heiße Tränen über die freundlichen rotbraunen Backen rannen. »Bleibt hier«, fuhr er fort, »jetzt gehe ich in die Höhle, mein Geschäft auszurichten. Fürchtet nichts, ich werde nicht lange weg sein. Wenn es mir gelingt, bringe ich den Gebirgsherrn zu euch. Scheut euch nicht, eurem Wohltater die Hand zu schütteln, selbst wenn sie schwarz und rußig ist. Er tut euch nichts zuleide und freut sich gewiß seiner guten Tat und unseres Dankes. Seid nur beherzt, so wird er euch goldene Äpfel und Pfeffernüsse austeilen.«

Viel hatte das bange Weib gegen die Wallfahrt in die Felsenhöhle einzuwenden. Auch die Kinder jammerten und weinten und umringten den Vater. Als er sie beiseite schieben wollte, stemmten sie sich gegen ihn und versuchten, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen. Doch mit Gewalt riß er sich von ihnen fort, eilte in den dicht verwachsenen Busch und gelangte zu dem wohlbekannten Felsen. Alle Merkzeichen, die er sich eingeprägt hatte, fand er in der Gegend wieder. Die alte, halb abgestorbene Eiche, an deren Wurzel sich die Kluft öffnete, stand noch, wie sie vor drei Jahren gestanden hatte. Doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden.

Auf alle mögliche Weise versuchte es Veit, sich den Eingang in den Berg zu verschaffen. Er nahm einen Stein und klopfte an den Felsen. Doch der öffnete sich nicht. Er zog den schweren Geldsack hervor und klingelte mit den harten Talern. Dabei rief er, so laut er nur konnte: »Geist des Gebirges, nimm hin, was dein ist.« Doch der Geist ließ sich weder sehen noch hören. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen, mit seinem Säckel wieder umzukehren. Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten sie ihm freudig entgegen. Er aber war mißmutig und sehr bekümmert, daß er seine Zahlung nicht an die Behörde abliefern konnte. Er setzte sich zu den Seinen auf einen Rasenrain und überlegte, was nun zu tun sei.

Da fiel ihm sein altes Wagstück wieder ein. »Ich will«, sprach er, »den Geist bei seinem Spottnamen rufen. Wenn es ihn auch verdrießt, so mag er mich bläuen und zupfen, wie er Lust hat, jedenfalls hört er auf diesen Ruf gewiß.«

Darauf schrie er aus Herzenskraft: »Rübezahl! Rübezahl!« Das ängstliche Weib bat ihn zu schweigen und wollte ihm den Mund zuhalten! Er ließ sich nicht beirren und trieb es immer ärger. Plötzlich drängte sich der jüngste Bube an die Mutter und schrie ängstlich: »Ach, der schwarze Mann!«

Sofort fragte Veit: »Wo?«

»Hinter jenem Baum dort lauert er.«

Die Kinder krochen zu einem Haufen, bebten vor Furcht und schrien jämmerlich. Der Vater blickte hin und sah nichts. Es war eine Täuschung, nur ein leerer Schatten. Kurz, Rübezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst.

Nun trat die Familienkarawane den Rückweg an. Ganz betrübt und schwermütig ging Vater Veit auf der breiten Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen. Die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, und das bewegliche Laub der Espen zitterte. Das Brausen kam näher. Der Wind schüttelte die weit ausgestreckten Äste der Steineichen und trieb dürres Laub und Grashalme vor sich her. Auf dem Weg kräuselte er kleine Staubwölkchen, woran sich die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, belustigten. Sie haschten nach den Blättern, mit denen der Wirbelwind spielte. Mit dem dürren Laub wurde auch ein Stück Papier über den Weg geweht, auf das der kleine Gespensterseher Jagd machte. Doch immer, wenn er hinlangte, hob es der Wind auf und führte es weiter, so daß er es nicht greifen konnte. Darum warf er seinen Hut danach, der es endlich bedeckte. Weil es ein schöner weißer Bogen war und der wirtschaftliche Va-

ter jede Kleinigkeit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte, brachte ihm der Knabe den Fund, um sich ein kleines Lob zu verdienen. Als Veit das Papier aufrollte, erkannte er den Schuldbrief. Der Berggeist hatte ihn oben zerrissen und unten stand: Mit Dank bezahlt.

Als Veit das begriff, rührte es ihn tief in der Seele. Mit freudigem Entzücken rief er: »Freue dich, liebes Weib, und ihr Kinder allesamt, freuet euch. Er hat uns gesehen, hat unseren Dank gehört, unser guter Wohltäter. Unsichtbar umschwebte er uns und weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann ist. Wir sind quitt, und ich bin meiner Zusage ledig. Nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren.«

Eltern und Kinder weinten noch viele Tränen der Freude und des Dankes, bis sie zu ihrem Fuhrwerk gelangten. Weil die Frau ein großes Verlangen hatte, ihre Freundschaft heimzusuchen und die filzigen Vettern mit ihrem Wohlstand zu beschämen, rollten sie frisch den Berg hinab. Der Bericht ihres Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauser rege gemacht, und in der Abendstunde gelangten sie in die Dorfschaft. Beim gleichen Bauernhof hielten sie an, aus dem Veit vor drei Jahren herausgestoßen wurde. Diesmal pochte er ganz herzhaft an und fragte nach dem Wirt.

Zum Vorschein kam ein unbekannter Mann, der gar nicht zur Freundschaft gehörte. Von ihm erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirtschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben und der dritte davongegangen. Ihre Anwesen gab es nicht mehr in der Gemeinde. Veit und seine Rollwagengesellschaft übernachteten bei dem gastfreien Hauswirt, der ihm und seinem Weibe das alles weitläufig erzählte. Tags darauf kehrte er in seine Heimat und an seine Berufsgeschäfte zurück. Er vermehrte Reichtum und Güter und blieb ein rechtschaffener, wohlbehaltener Mann sein lebelang.

4. Legende Wie Rübezahl den Mann eines guten Weibes in die Schranken wies



Sehr bemühte sich der Günstling des Gnomen, die Ursache seines Glücks zu verbergen. Er wollte nicht ungestüme Bittsteller anreizen, den Herrn der Berge mit dreister Zudringlichkeit um ähnliche Spenden anzugehen. Dennoch wurde die Sache doch endlich ruchbar. Wenn des Mannes Geheimnis der Frau zwischen den Lippen schwebt, weht es das kleinste Lüftchen fort wie eine Seifenblase vom Strohhalm.

Veits Frau vertraute es einer verschwiegenen Nachbarin an. Diese ihrer Gevatterin, die ihrem Herrn Paten, dem Dorfbarbier, und der allen seinen Bartkunden. So kam es im Dorf und hernach im ganzen Kirchspiel herum. Da spitzten die verdorbenen Hauswirte, die Herumlungerer und Müßiggänger das Ohr. Scharenweise zogen sie ins Gebirge und belästigten den Gnomen, riefen und beschworen ihn. Zu ihnen gesellten sich die Schatzsucher und Landstreicher. Sie durchkreuzten das Gebirge und gruben überall Löcher, weil sie den Schatz in der Braupfanne heben wollten.

Rübezahl ließ sie eine Zeitlang ihr Unwesen treiben, wie sie Lust hatten. Er hielt es nicht der Mühe wert, sich über die Grünschnäbel zu erzürnen. Nur seinen Spott trieb er mit ihnen. Hier und da entfachte er zur Nachtzeit ein blaues Flämmchen. Kamen die Lauerer und warfen ihre Mützen und Hüte darauf, ließ er sie manchen schweren Geldtopf ausgraben. Den trugen sie mit Freuden heim und verwahrten ihn neun Tage lang stillschweigend. Wenn sie dann den Schatz besehen wollten, fanden sie Gestank und Unrat im Topf oder Scherben und Steine. Gleichwohl ermüdeten sie nicht, das alte Spiel neu anzufangen und Unfug zu treiben.

Endlich wurde der Geist unwillig darüber. Mit einem kräftigen Steinhagel stäubte er das lose Gesindel aus seinem Gebiet hinaus. Er wurde gegen alle Wanderer so barsch und griesgrämig, daß keiner ohne Furcht das Gebirge betrat und auch selten ohne Auspeitschung entrann. So wurde der Name Rübezahl seit Menschengedenken nicht mehr im Gebirge gehört.

Eines Tages sonnte sich der Geist an der Hecke seines Gartens. Da kam mit großer Unbefangenheit ein Weiblein des Wegs. Durch ihren sonderbaren Aufzug lenkte sie seine Aufmerksamkeit auf sich. Ein Kind hatte sie an der Brust liegen. Eines trug sie auf dem Rücken, eins führte sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen leeren Korb nebst einem Rechen. Sie wollten Laub für das Vieh holen. Eine Mutter, dachte Rübezahl, ist doch wahrlich ein gutes Geschöpf. Sie schleppt sich mit vier Kindern, verrichtet ohne Murren ihre Arbeit und wird sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müssen. Das heißt die Freuden der Liebe teuer bezahlen!

Diese Betrachtung versetzte ihn in eine gutmütige Stimmung. Sie machte ihn geneigt, sich in eine Unterredung mit der Frau einzulassen. Die setzte ihre Kinder auf den Rasen und streifte Laub von den Büschen. Weil den Kleinen die Zeit zu lang wurde, fingen sie an, heftig zu schreien. Sofort verließ die Mutter ihre Beschäftigung und spielte und tändelte mit den Kindern. Sie nahm sie hoch, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte sie in Schlaf und ging wieder an die Arbeit. Bald darauf wurden die kleinen Schläfer von Mücken gestochen. Von neuem fingen sie ihre Sinfonien an. Doch die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig. Sie lief ins Holz, pflückte Erdbeeren und Himbeeren und legte das kleinste Kind an die Brust. Diese mütterliche Behandlung gefiel dem Gnomen ungemein wohl. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte sich durch nichts befriedigen lassen. Er war ein störrischer, eigensinniger Junge. Die Erdbeeren, die ihm die liebreiche Mutter gab, warf er weg. Dazu schrie er, als wäre er aufgespießt. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld. »Rübezahl«, rief sie, »komm und friß mir den Schreier!«

Augenblicklich erschien der Geist in Köhlergestalt. Er trat zum Weib und sprach: »Hier bin ich, was begehrst du?«

Diese Erscheinung versetzte die Frau in großen Schrekken. Weil sie aber ein frisches, herzhaftes Weib war, sammelte sie sich bald und faßte Mut. »Ich rief dich nur«, sprach sie, »um meine Kinder zum Schweigen zu bringen. Nun sind sie ruhig, und ich brauche dich nicht mehr. Sei bedankt für deinen guten Willen.«

»Weißt du auch«, entgegnete der Geist, »daß man mich hier nicht ungestraft ruft? Ich nehme dich beim Wort. Gib mir den Schreier, damit ich ihn fressen kann. So ein leckerer Bissen ist mir lange nicht vorgekommen.«

Daraufhin streckte er die rußige Hand aus, um den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Glucke, wenn die Weihe hoch über dem Dache in den Lüften schwebt oder sie der schäkerhafte Spitz auf dem Hof hetzt, gab sich das Weib. Erst lockt die Henne mit ängstlichem Glucksen ihre Küken in den sicheren Hühnerkorb. Dann sträubt sie das Gefieder, breitet die Flügel aus und beginnt mit dem stärkeren Feind den ungleichen Kampf. So fiel das Weib dem schwarzen Köhler wütend in den Bart, ballte die kräftige Faust und rief: »Ungetüm! Das Mutterherz mußt du mir erst aus dem Leib reißen, ehe du mir mein Kind raubst.«

An einen so mutigen Angriff hatte Rübezahl nicht gedacht. Eingeschüchtert wich er zurück. Dergleichen handfeste Erfahrung in der Menschenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an: »Entrüste dich nicht! Ich bin kein Menschenfresser, wie du glaubst. Ich will dir und deinen Kindern auch kein Leid zufügen. Aber laß mir den Knaben. Der Schreier gefällt mir, und ich will ihn halten wie einen Junker. In Samt und Seide will ich ihn kleiden und ihn zu einem wackeren Kerl

erziehen, der Vater und Brüder einst ernähren soll. Fordere hundert Silbermünzen, ich zahle sie dir.«

»Ha!« lachte das flinke Weib, »gefällt Euch der Junge? Ja, das ist ein Junge wie ein As. Für alle Schätze der Welt ist er mir nicht feil.«

»Törin!« versetzte Rübezahl, »hast du nicht noch drei Kinder, die dir Last und Überdruß bereiten? Mußt sie kümmerlich ernähren und dich mit ihnen Tag und Nacht plagen.«

»Wohl wahr«, meinte das Weib, »aber dafür bin ich eine Mutter. Ich muß tun, was meines Berufs ist. Kinder machen Arbeit, aber auch manche Freude.«

Der Geist verwunderte sich: »Schöne Freude! Sich mit den Bälgen tagtäglich zu schleppen, sie zu gängeln, zu säubern und ihre Unart und ihr Geschrei zu ertragen?«

»Wahrlich, Herr, Ihr kennt die Mutterfreuden wenig«, antwortete sie. »Alle Arbeit und Mühe versüßt ein einziger freundlicher Blick, wenn sie lächeln oder lallen, die kleinen unschuldigen Würmer. – Seht nur diesen Goldjungen, wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! War er es nicht, der schrie? – Ach, hätte ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!«

»So!« Der Geist staunte: »Hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?«

»O ja, die hat er!« erklärte sie. »Er rührt sie auch, und ich fühle es zuweilen.«

Der Geist war aufgebracht: »Wie? Dein Mann erkühnt sich, die Hand gegen dich zu heben? Gegen solch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder!«

Sie lachte: »Da müßtet Ihr viele Hälse brechen, sollten es alle Männer mit dem Halse büßen, die sich an einer Frau vergreifen. Die Männer sind ein schlimmes Volk. Darum heißt es: Ehstand, Wehstand. Ich muß mich dreinschikken, warum habe ich gefreit.«

»Wenn du wußtest, daß die Männer ein schlimmes Volk sind, dann war es ein dummer Streich zu heiraten.«

»Das mag wohl sein. Aber Steffen war ein flinker Kerl mit gutem Erwerb. Ich war eine arme Dirne ohne Mitgift. Da kam er zu mir und begehrte mich zur Ehe. Für den Kauf gab er mir einen Taler mit dem Bild des wilden Mannes vom Harz darauf. Damit war der Handel gemacht. Später hat er mir den Taler wieder abgenommen, aber den wilden Mann habe ich noch.«

Der Geist lächelte: »Vielleicht hast du ihn wild gemacht mit deinem Starrsinn?«

»Den hat er mir schon ausgetrieben! Aber Steffen ist ein Knauser. Wenn ich von ihm Geld fordere, poltert er zu Hause ärger herum als Ihr im Gebirge. Dann wirft er mir meine Armut vor, und ich muß schweigen. Hätte ich eine Aussteuer mitgebracht, ich wollte ihm schon den Daumen aufs Auge halten.«

»Was für ein Gewerbe treibt denn dein Mann?«

»Er ist Glashändler. Sein Brot muß er sich auch sauer verdienen. Jahraus, jahrein schleppt der arme Tropf seine Bürde aus Böhmen herüber. Zerbricht ihm unterwegs mal ein Glas, dann müssen ich und die Kinder dafür büßen. Aber Liebesschläge tun nicht weh.«

»Diesen Mann kannst du noch lieben, der dir so übel mitspielt?«

»Warum soll ich ihn nicht lieben? Ist er nicht der Vater meiner Kinder? Die werden alles gutmachen und es uns lohnen, wenn sie groß sind.«

»Leidiger Trost, daß die Kinder der Eltern Mühen und Sorgen danken! Die Jungen werden dir den letzten Heller aus dem Schweißtuch pressen, wenn der Kaiser sie zum Heer ins ferne Ungarn schickt, damit die Türken sie erschlagen.«

»Ei nun«, parierte das Weib, »das kümmert mich auch nicht. Werden sie erschlagen, dann sterben sie für den Kaiser und fürs Vaterland. In diesem Beruf können sie aber auch Beute machen und für die alten Eltern sorgen.«

Hierauf erneuerte der Geist den Knabenhandel noch einmal. Doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort. Sie

raffte das Laub in den Korb, band oben drauf den kleinen Schreier fest, und Rübezahl drehte sich um, als wollte er gehen. Aber sie rief ihn zurück, weil sie die schwere Bürde nicht hochbekam. »Habe ich Euch schon einmal gerufen«, sprach sie, »so helft mir auch auf. Wollt Ihr noch ein übriges tun, dann schenkt dem Knaben, der Euch gefallen hat, einen Groschen für ein paar Semmeln. Morgen kommt der Vater heim, der wird uns dann Weißbrot aus Böhmen mitbringen.«

Der Geist antwortete: »Aufhelfen will ich dir wohl, aber gibst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben.«

»Auch gut!« versetzte das Weib und ging ihres Weges.

Je weiter sie ging, desto schwerer wurde der Korb. Die Last erdrückte sie schier, und alle zehn Schritt mußte sie verschnaufen. Ihr schien das nicht mit rechten Dingen zuzugehn. Sie glaubte, Rübezahl habe ihr einen Possen gespielt und eine Last Steine unter das Laub gelegt. Darum setzte sie den Korb ab und stürzte ihn um. Doch es fielen nur Blätter heraus und keine Steine. Also füllte sie ihn zur Hälfte und raffte noch soviel Laub in die Schürze, wie hineinging. Aber bald war ihr die Last von neuem zu schwer. Nochmals mußte sie ausleeren, und sie verwunderte sich darüber sehr. Oft hatte sie hochgeschichtete Graslasten heimgetragen und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Nach ihrer Heimkehr besorgte sie den Haushalt, als sei nichts geschehen. Der Ziege und ihren jungen Hippen warf sie das Laub vor, gab den Kindern Abendbrot, brachte sie in Schlaf, betete ihren Abendsegen und schlief rasch und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröte und der Säugling, der nach seinem Frühstück schrie, weckten das Weib zu ihrem geschäftigen Tagewerk. Wie gewohnt ging sie mit dem Melkfaß zuerst zum Ziegenstall. Welch ein schrecklicher Anblick bot sich ihr dar! Das gut genährte Haustier, die alte Ziege, lag starr und steif da. Alle viere von sich gestreckt, war sie verschieden. Die Hipplein aber verdrehten gräßlich die

Augen. Weit streckten sie die Zungen heraus, und gewaltige Zuckungen verrieten, daß sie der Tod ebenfalls schüttelte. Seit sie die Wirtschaft führte, war der guten Frau solch ein Unglücksfall noch nie begegnet. Betäubt vor Schreck sank sie auf ein Bündel Stroh. Die Schürze hielt sie sich vor die Augen, um den Jammer des Sterbens nicht mitansehen zu müssen. Tief seufzte sie:

»Ich unglückliches Weib, was fang ich an! Was wird mein harter Mann tun, wenn er nach Hause kommt? Ach, hin ist mein ganzer Segen auf dieser Welt!«

Kaum gedacht, fühlte sie, daß sie sich mit diesem Gedanken versündigt hatte. Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottessegen ist auf dieser Welt, was ist dann Steffen, was sind deine Kinder? Sie schämte sich ihrer Verzagtheit. Laß fahren dahin allen Reichtum, dachte sie. Du hast noch deinen Mann und deine Kinder. Die Milchquelle für den lieben Säugling ist noch nicht versiegt, und für die übrigen Kinder ist Wasser im Brunnen. Den Strauß mit Steffen wirst du ausfechten. Schlägt er mich übel, was ist es mehr als ein böses Ehestündlein? Habe ich doch nichts verwahrlosen lassen. Die Ernte steht bevor, da kann ich schneiden gehn. Im Winter will ich spinnen bis in die tiefe Nacht. So wird eine Ziege wieder neu zu erwerben sein. Habe ich sie, wird es an Hippen nicht fehlen.

Als sie das bedachte, ward sie wieder frohen Mutes. Sie trocknete die Tränen. Als sie die Augen öffnete, lag vor ihren Füßen ein Blatt. Das flimmerte und blinkte, als wäre es aus gediegenem Gold. Sie besah es, hob es auf, und es war metallen schwer. Rasch sprang sie auf, lief damit zur Nachbarin und zeigte ihr freudig den Fund. Die Jüdin erkannte, daß es reines Gold war. Sie schacherte es ihr ab und zählte ihr dafür zwei dicke Taler bar auf den Tisch.

Vergessen war das ganze Herzeleid. Noch nie hatte das arme Weib einen solchen Schatz an Bargeld besessen. Sie lief zum Bäcker und kaufte Striezel und Butterkringel. Für Steffen holte sie eine Hammelkeule. Die wollte sie zubereiten, wenn er am Abend müde und hungrig von der Reise

kam. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, als sie hereintrat und das ungewohnte Frühstück austeilte. Sie überließ sich ganz der mütterlichen Freude, die hungrige Kinderschar abzufüttern.

Hiernach galt ihre Sorge, das nach ihrer Meinung von einer Hexe getötete Vieh beiseite zu schaffen und das häusliche Unglück möglichst lange vor ihrem Mann zu verheimlichen. Aber wie erstaunte sie, als sie in den Futtertrog blickte und einen Haufen goldener Blätter sah! Ihr schwante, daß das liebe Hausvieh an falscher Nahrung zugrunde gegangen war. Geschwind schärfte sie das Küchenmesser und schnitt den Ziegenkadaver auf. Im Magen fand sie tatsächlich einen apfelgroßen Goldklumpen. Ähnlich erging es ihr mit den Mägen der Hippen.

Jetzt wußte sie, daß sie unendlich reich war. Doch mit dem Besitz empfand sie auch seine Bedrückung. Sie wurde unruhig, scheu und bekam Herzklopfen. Sollte sie nun den Schatz in der Lade verschließen oder im Keller vergraben? Auch fürchtete sie sich vor Dieben und Schatzgräbern. Dem alten Knauser Steffen wollte sie ebenfalls nicht gleich alles entdecken. Vom Wuchergeist getrieben, würde er sonst allen Mammon raffen und sie mit den Kindern weiterhin darben lassen. Lange grübelte sie, wie sie es am klügsten anstellen könnte. Aber sie fand keinen Rat.

Der Schutzpatron aller bedrängten Weiber im Dorf war der Pfarrer. Ob aus Gutmütigkeit oder Zuneigung, er gab dem schwachen Geschlecht die gebührende Ehre. So gestattete er es durchaus nicht, daß flegelhafte Ehemänner seine Beichttöchter mißhandelten. Stets ergriff er Partei für die Weiber und belegte die ungezügelten Haustyrannen mit schweren Bußen, wenn Klage kam. Den mürrischen Steffen hatte er ebenfalls nie geschont und stets versucht, seinen bösen Geist aus der Ehekammer zu räuchern. Also ging sie zu ihrem trostreichen Seelenpfleger und berichtete ihm unverhohlen von dem Abenteuer mit Rübezahl. Sie zeigte ihm den ganzen Schatz, zu dem er ihr verholfen hatte, und erklärte ihr Anliegen.

Der Pfarrer bekreuzigte sich mächtig, als er diese verwunderliche Begebenheit vernahm. Gleichzeitig aber freute er sich über das Glück des armen Weibes. Er rückte sein Käpplein hin und her, denn hier war guter Rat vonnöten. Einerseits sollte sie ohne Klatsch und Aufsehen sich ihres Reichtums bedienen dürfen, andererseits mußte er vor dem Zugriff des zähen Steffen sicher sein.

Nachdem er lange gegrübelt hatte, sagte er:

»Hör an, meine Tochter, ich weiß guten Rat für alles. Gib mir das Gold, damit ich es dir getreulich aufbewahre. Dann will ich dir einen Brief in italienischer Sprache schreiben. In ihm wird von deinem Bruder berichtet, daß er vor Jahren im Dienste Venedigs in die Fremde gegangen war. Er ist in Indien verstorben und hat all sein Gut im Testament dir vermacht. Allerdings lautet seine Bedingung, daß der Pfarrer des Kirchspiels dich bevormundet, damit es dir allein und keinem anderen nutze. Ich begehre weder Dank noch Lohn von dir. Bedenke du nur, daß du der heiligen Kirche einen Dank schuldig bist für den Segen, den dir der Himmel beschert hat. Also stifte der Sakristei ein reiches Meßgewand.«

Dieser Rat behagte dem Weib sehr. Sie gelobte dem Pfarrer das Meßgewand. Er wog in ihrem Beisein das Gold gewissenhaft bis zum letzten Quentchen aus. Dann legte er es zum Kirchenschatz, und das Weib schied mit frohem und leichtem Herzen von ihm.

Rübezahl war kein geringerer Weiberfreund als der gutmütige Pfarrer zu Kirsdorf, allerdings mit einem Unterschied. Der Pfarrer verehrte das ganze weibliche Geschlecht, weil ihm die Jungfrau Maria zugehört. Hingegen zeigte er für die eine oder andere Dirne keine Vorliebe, so daß kein lästerzüngiges Gerücht seinen guten Ruf verdächtig machen konnte. Rübezahl hingegen haßte das ganze Weibsgeschlecht, weil ihn einmal ein Mädchen überlistet hatte. Nur zuweilen stimmte ihn seine Laune auf einen milden Ton ein, so daß er ein einzelnes Weiblein in Schutz nahm und ihr gefällig war.

So hatte die wackere Dörflerin mit ihrer Gesinnung und ihrem Benehmen seine Gewogenheit erworben. Gleichermaßen ungehalten jedoch war er auf den barschen Steffen. In ihm wuchs das Verlangen, das biedere Weib an ihm zu rächen. Er wollte ihm einen Possen spielen, daß ihm dabei angst und bange würde. So kirre sollte er werden, daß die Frau ihn untertan bekame und ihm nach Wunsch den Daumen aufs Auge drücken könnte. Zu diesem Zweck sattelte er den raschen Morgenwind, saß auf und galoppierte über Berg und Tal.

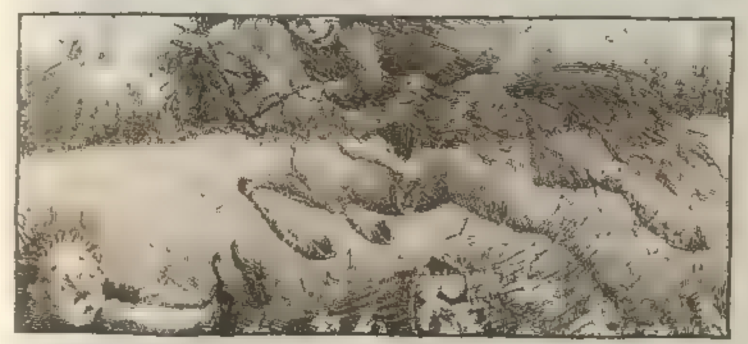
Wie ein Kundschafter spionierte er auf allen Landstraßen und Kreuzwegen, die von Böhmen herkamen. Wo er einen Wanderer erblickte, war er hinter ihm her und forschte mit dem Scharfblick eines Korbbeschauers nach seiner Ladung. Zum Glück führte keiner der Wanderer Glasware bei sich. Auch wenn er nicht der Gesuchte gewesen wäre, er hätte zum Schaden den Spott gehabt und niemals Ersatz bekommen.

Der schwer beladene Steffen entging Rübezahl natürlich nicht. Zur Vesperzeit kam er mit rüstig frischem Schritt, die große Bürde auf dem Rücken. Unter seinem festen Tritt schepperte jedesmal die Last, die er trug. Der Späher freute sich, sobald er ihn in der Ferne witterte. Jetzt war er sich seiner Beute gewiß. Er rüstete sich, seinen Meisterstreich auszuführen.

Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebirge erstiegen. Nur die letzte Anhöhe war noch zu erklimmen. Dann ging es bergab der Heimat zu. Also sputete er sich, auf den Gipfel zu steigen. Aber der Berg war steil, und die Last war schwer. Mehr als einmal mußte er ausruhen. Dabei stützte er den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht zu mindern. Er trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen von der Stirn rann. Mit letzter Kraftanstrengung erreichte er endlich die Zinne des Berges, von der ein schöner gerader Weg zum Abhang führte. Mitten im Weg lag eine abgesägte Fichte. Kerzengerade und eben wie eine Tischplatte stand der Baumstumpf daneben.

Ringsumher grünten Gras und Moos und Löwenmaul. Dieser Anblick schien dem ermüdeten Lastträger so verlockend und bequem als Ruheplatz, daß er den schweren Korb auf den Klotz absetzte und sich gegenüber ins schattige weiche Gras streckte.

Hier überdachte er den Gewinn, den ihm diesmal seine Ware bringen würde. Nach genauem Uberschlag fand er, daß es genau für den Kauf eines Esels auf dem Schmiedeberger Markt reichen würde. Allerdings dürfte er keinen einzigen Groschen ins Haus stecken oder in die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleidung geben. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauschimmel die Last aufbürden und gemächlich nebenhergehen würde, war herzerquickend. Gerade jetzt, wo ihm die Schultern wund waren, war es natürlich, daß er seiner frohen Vorstellung weiter nachging. Ist erst einmal der Esel da, dachte er, so soll mir bald ein Pferd draus werden. Steht dann der Rappe im Stall, so wird sich auch ein Acker dazu finden, darauf sein Hafer wächst. Aus einem Acker werden leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe und endlich ein Bauerngut. Dann soll Ilse auch einen neuen Rock haben.



Wie er so seine Milchmädchenrechnung aufmachte, jagte Rübezahl einen Wirbelwind um den Stubben herum. Mit einemmal stürzte der Korb herunter, und der zerbrechliche Kram zerbarst in tausend Scherben. Wie vom Donner gerührt war Steffens Herz! Zugleich vernahm er in

der Ferne ein lautes Gelächter. Er täuschte sich nicht, daß es kein Echo der laut zersprungenen Gläser war. Er erkannte es als Schadenfreude, weil ihm der unmäßige Windstoß unnatürlich erschien. Auf einmal waren auch Klotz und Baum verschwunden und der Unglücksstifter leicht zu erraten.

»Oh!« wehklagte er, »Rübezahl, du Schadenfroh! Was habe ich dir getan, daß du mir mein Stückchen Brot nimmst, verdient mit saurem Schweiß und Blut? Ach, ich geschlagener Mann auf Lebenszeit!« Hierauf geriet er in große Wut. Alle nur erdenklichen Schmähreden stieß er gegen den Berggeist aus, um ihn zum Zorn zu reizen. »Halunke«, rief er, »komm und erwürge mich, nachdem du mein alles auf der Welt genommen hast.«

In der Tat galt ihm das Leben in diesem Augenblick nicht mehr als ein zerbrochenes Glas. Rübezahl indessen ließ nichts weiter von sich sehen und hören.

Wollte er nicht den leeren Korb nach Hause tragen, mußte er sich entschließen, die Scherben in der Glashütte gegen ein paar Abrißgläser einzutauschen. Mit ihnen wollte er sein Gewerbe neu beginnen. Verloren wie ein Reeder, dessen Schiff mit Mann und Maus vom Ozean verschlungen wurde, ging er das Gebirge hinab. Mit tausend schwermütigen Gedanken plagte er sich. Auch schlug er sich mit Spekulationen herum, wie er den Schaden ersetzen und seinem Handel wieder aufhelfen könne.

Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stall hatte. Sie liebte die Tiere fast wie ihre Kinder. Im guten, wußte er, könnte er sie nicht bekommen. Also dachte er sich einen Kniff aus. Er würde weder seinen Verlust daheim erzählen noch überhaupt bei Tage in die Wohnung zurückkehren. Um Mitternacht ginge er ins Haus, hole die Ziegen, triebe sie nach Schmiedeberg auf den Markt und erwürbe sich aus ihrem Verkauf neue Ware. Kehre er dann zurück, würde er mit seinem Weibe hadern und sich bärbeißig stellen, als habe sie sich durch Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit stehlen lassen.

Mit diesem ausgeklügelten Plan schlich der unglückliche Scherbensammler nahe dem Dorf in einen Busch und erwartete sehnlichst die Mitternachtsstunde, um sich selber zu bestehlen. Schlag zwölf machte er sich auf den Diebsweg. Er kletterte über die niedrige Hoftür, öffnete sie von innen und schlich mit Herzpochen zum Ziegenstall. Er hatte doch Scheu und Furcht vor seinem Weibe, sich bei einer unrechten Tat erwischen zu lassen.

Entgegen der Gewohnheit war der Stall unverschlossen, was ihn verwunderte. Andererseits freute es ihn, weil diese Fahrlässigkeit ihm ein bißchen recht gab und sein Vorhaben beschönigte. Aber im Stall fand er alles öde und wüst. Da war nichts, was Leben und Atem hatte, weder Ziegen noch Hippen. Im ersten Schreck glaubte er, ein im Stehlen besserer Diebskonsorte sei ihm zuvorgekommen. Schließlich kommt ein Unglück selten allein. Bestürzt sank er auf die Streu. Da ihm der letzte Versuch mißlungen war, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, überließ er sich einer dumpfen Traurigkeit.

Nachdem die geschäftige Ilse vom Pfarrer wieder zurück war, hatte sie mit frohem Mut alles fleißig besorgt, um ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen. Zu dieser hatte sie auch den geistlichen Weiberfreund eingeladen. Der versprach, ein Kännchen Tischwein mitzubringen, um beim fröhlichen Gelage dem aufgemunterten Steffen von der reichen Erbschaft des Weibes Bericht zu geben. Auch sollte er erfahren, unter welcherlei Bedingungen er daran Genuß und Anteil haben würde.

Als es Abend war, blickte sie fleißig nach Steffen zum Fenster hinaus. Schließlich lief sie vor Ungeduld ihm entgegen. Mit schwarzen Augen schaute sie vor dem Dorf nach ihm aus. Sie war bekümmert, weil er nicht kam. Als die Nacht hereinbrach, folgten ihr bange Sorgen und Ahnungen in die Bettkammer. Ans Abendbrot dachte sie längst nicht mehr. Lange weinte sie, bis sie gegen Morgen in einen unruhigen Schlummer fiel.

Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im

Ziegenstall nicht minder. Er war so niedergedrückt und kleinlaut, daß er sich nicht traute, an die Tür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor. Ganz verzagt pochte er an und rief mit wehmütiger Stimme: »Liebes Weib, wach auf und öffne deinem Mann!«

Als Ilse seine Stimme vernahm, sprang sie flink wie ein Reh vom Lager. Sie lief an die Tür und umhalste ihren Mann mit Freuden. Er aber erwiderte ihre herzigen Liebkosungen kalt und frostig. Er setzte seinen Korb ab und warf sich mißmutig auf die Ofenbank. Als das fröhliche Weib dieses Jammerbild sah, ging es ihr ans Herz.

»Was ist dir geschehen, lieber Mann?« sprach sie bestürzt. »Was hast du?«

Er antwortete nur mit Stöhnen und Seufzen. Bald aber fragte sie ihm die Ursache seines Kummers ab. Ihm war das Herz so voll, daß er sein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger verhehlen konnte. Als sie vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, erriet sie leicht die wohltätige Absicht des Geistes. Sie mußte lachen, was ihr Steffen bei besserer Gemütsverfassung übel belohnt hätte. Jetzt ahndete er den scheinbaren Leichtsinn nicht weiter, sondern erkundigte sich ängstlich nach dem Ziegenvieh.

Das reizte noch mehr das Zwerchfell des Weibes. Sie merkte, daß der Hausvogt schon herumspioniert hatte.

»Was kümmert dich mein Vieh?« sprach sie. »Bis jetzt hast du noch nicht einmal nach den Kindern gefragt. Das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich von Rübezahls Tücke nicht anfechten und gräme dich nicht. Wer weiß, ob nicht er oder ein anderer uns reichen Ersatz dafür gibt.«

»Da kannst du lange warten«, sprach der Hoffnungslose.

»Ei nun«, versetzte das Weib, »Unverhofft kommt oft. Sei unverzagt, Steffen! Du hast keine Gläser mehr und ich keine Ziegen. Aber wir haben vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme, um sie und uns zu ernähren. Das ist unser Reichtum.«

»Ach, daß es Gott erbarme!« rief der bedrängte Mann. »Sind die Ziegen fort, so trage die vier Bälge nur gleich ins Wasser. Ernähren kann ich sie nicht.«

»Nun, so kann ich es«, sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der freundliche Pfarrer herein. Er hatte schon die ganze Unterredung vor der Tür belauscht. Jetzt nahm er das Wort und hielt Steffen eine lange Strafpredigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel allen Übels sei. Nachdem er ihm dieses Gesetz genügend eingeschärft hatte, verkündigte er ihm das Evangelium von der reichen Erbschaft des Weibes. Er zog den ausländischen Brief heraus und dolmetschte ihm daraus. So sei der Pfarrer in Kirsdorf zum Vollstrecker des Testaments bestellt und habe die Hinterlassenschaft des gestorbenen Schwagers zur sicheren Verwaltung empfangen.

Steffen stand stumm da wie ein Ölgötze. Nur dann und wann verneigte er sich, wenn bei der Erwähnung der durchlauchten Republik Venedig der Pfarrer ehrerbietig ans Käpplein griff. Nachdem er wieder zur Besinnung gelangt war, umarmte er das traute Weib herzlich und gab ihr die zweite Liebeserklärung in seinem Leben. Er tat das so warm wie bei der ersten. Obgleich sie aus anderen Beweggründen stammte, nahm sie Ilse doch für gut auf. Steffen wurde von nun an der anschmiegsamste, gefälligste Ehemann, ein liebevoller Vater seiner Kinder und dabei ein fleißiger und ordentlicher Wirt, denn der Müßiggang war nicht seine Sache.

Der redliche Pfarrer verwandelte nach und nach das Gold in klingende Münze. Davon kaufte er ein großes Bauerngut, auf dem Steffen und Ilse ihr Leben lang wirtschafteten. Den Überschuß lieh er gegen Zinsen aus. Das Kapital seines Schützlings verwaltete er so gewissenhaft wie den Kirchenschatz. Dafür nahm er keinen anderen Lohn als das Meßgewand. Das ließ Ilse so prächtig machen, daß kein Erzbischof sich desselben hätte schämen müssen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern. Rübezahls Günstling wurde ein

wackerer Mann. Er diente im Heer des Kaisers lange Zeit unter Wallenstein. Im Dreißigjährigen Krieg wurde er ein berühmter Offizier.

5. Legende WIE RÜBEZAHL FÜR DIE UNGLAUBIGE GRÄFIN CÄCILIE DIE GEISTERWELT BEVÖLKERTE



Seitdem Mutter Ilse von dem Gnom so herrlich ausgestattet worden war, ließ er lange Zeit nichts von sich hören. Wohl gingen im Volk allerlei Wundergeschichten herum, die an geselligen Winterabenden von den Hausmüttern so lang und fein ausgesponnen wurden wie der Faden am Spinnrocken, aber es war eitel Phantasie und nur zur Kurzweil ausgedacht. Wie immer hundert Narren und Tollhäusler auf einen wirklich Besessenen, hundert Fanatiker auf einen Heiligen, hundert Träumer auf einen Hellseher kommen, so standen im Riesengebirge seit jeher hundert lügenhafte Volkssagen von Rübezahl gegen eine verbürgte Geschichte. Die letzte Begegnung mit dem Gnom war der Gräfin Cäcilie, einer Zeitgenossin und Schülerin Voltaires, vorbehalten. Dann trat er seine letzte Abfahrt in die Unterwelt an.

Diese Dame war mit der Gicht und all den vornehmen Gebrechen beladen, die die französische Küche und Mode den deutschen Töchtern zur Ausbeute gibt. Mit zwei gesunden blühenden Mädchen reiste sie nach Karlsbad. Die Mutter gelüstete es nach der Badegesellschaft, nach den Bällen, Serenaden und übrigen Lustbarkeiten des Bades. Sie verlangte so sehr nach der Badekur, daß sie ohne Ruh und Rast Tag und Nacht reisten.

So kam es, daß sie gerade mit Sonnenuntergang ins Riesengebirge gelangten. Es war ein schöner warmer Sommerabend, kein Lüftchen regte sich. Der Nachthimmel war mit funkelnden Sternen besät. Die goldene Mondsichel milderte mit ihrem milchfarbenen Licht die schwarzen Waldschatten der hohen Fichten. Die sprühenden Funken unzähliger leuchtender Insekten, die in den Gebüschen scherzten, gaben die Beleuchtung zu einer der schönsten Naturszenen. Doch hiervon nahm die Reisegesellschaft nur wenig wahr. Durch die schaukelnde Bewegung des Wagens bergan war Mama in sanften Schlummer gewiegt worden. Die Töchter nebst der Zofe hatten sich jede in ein Eckchen gedrückt und schlummerten gleichfalls. Nur dem wachsamen Johann kam auf der hohen Warte des Kutschbockes kein Schlaf in die Augen. Alle Geschichten von Rübezahl, die er vorzeiten so inbrünstig angehört hatte, gerieten ihm jetzt auf dem Tummelplatz dieser Abenteuer wieder in den Sinn. Wohl hätte er gewünscht, nie etwas davon gehört zu haben. Ach, wie sehnte er sich nach dem sicheren Breslau zurück, wohin sich nicht leicht ein Gespenst wagte!

Verschüchtert blickte er sich nach allen Seiten um. Die Augen durchliefen die zweiunddreißig Richtungen der Windrose oft in weniger als einer Minute. Wenn er etwas ansichtig wurde, das ihm bedenklich schien, rann ihm ein kalter Schauer den Rücken hinunter, und die Haare stiegen ihm zu Berge. Zuweilen ließ er seine Besorgnisse den Schwager Postillon merken. Mit Fleiß versuchte er ihn auszuforschen, ob es auch geheuer sei im Gebirge. Obgleich dieser die heile Haut mit einem kräftigen Fuhrmannsschwur garantierte, war ihm doch unablässig bang ums Herz.

Nach einer langen Redepause hielt der Postkutscher die Pferde an. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen und fuhr weiter, hielt nochmals an und wechselte so verschiedentlich. Johann, der die Augen fest geschlossen hielt, ahnte bei diesem Kutschermanöver nichts Gutes. Ängstlich blickte er auf und sah mit Entsetzen in Weite eines Steinwurfs vor dem Wagen eine pechrabenschwarze Gestalt. Sie war von übermenschlicher Größe und angetan mit einem weißen spanischen Kragen. Das Bedenklichste an der Sache war, daß der Schwarzmantel keinen Kopf hatte.

Hielt der Wagen, so stand der Wanderer. Trieb Wipprecht die Pferde an, so ging auch er weiter.

»Schwager, siehst du was?« rief der zaghafte Tropf vom hohen Kutschbock herab, und die Haare sträubten sich ihm.

»Freilich seh ich was«, antwortete dieser ganz kleinlaut. »Aber schweig nur, damit wir nicht auffallen.«

Johann bewaffnete sich mit allen Stoßgebetlein, die er kannte. Dabei schwitzte er vor Angst kalten Todesschweiß. Als wetterleuchteten und grollten Donner und Blitz durch die Nacht, so war ihm. Da macht man das ganze Haus rege, um sich durch Geselligkeit vor der befürchteten Gefahr zu sichern. Mit diesem Gefühl suchte der verzagte Diener Trost und Hoffnung bei seiner schlummernden Herrschaft und klopfte hastig an das Fensterglas.

Unwillig darüber, daß sie aus ihrem sanften Schlaf herausgerissen wurde, fragte die Gräfin:

»Was gibt es denn?«

»Ihr Gnaden, schaun Sie einmal hinaus!« rief Johann mit ängstlicher Stimme. »Dort geht ein Mann ohne Kopf.«

»Dummkopf, der du bist«, antwortete die Gräfin. »Was träumt nur deine Pöbelphantasie für Fratzen! Und wenn dem so ist«, fuhr sie scherzhaft fort, »so ist ja ein Mann ohne Kopf keine Seltenheit. Von ihnen gibt es in Breslau und Umgebung genug.« Die Fräulein indessen fanden diesen Witz der gnädigen Mama gar nicht lustig. Ihre Herzen waren vor Schreck beklommen. Schüchtern schmiegten sie sich an die Mutter an, bebten und jammerten: »Ach, das ist Rübezahl, der Bergmönch!«

Die Dame hatte jedoch von der Geisterwelt eine ganz andere Theorie als die Töchter. Nicht an Geister glaubte sie, sondern an Lebensgeister oder Schöngeister. Die Fräulein hätten vorsintflutliche Vorurteile. Alle Gespenster- und Spukgeschichten wären Ausgeburten einer krankhaften Einbildungskraft. Ihre Weisheit schöpfte sie aus dem Werk einer Autorität, die die Geistererscheinungen samt und sonders aus natürlichen Ursachen erklärte.

Noch war ihr Redeschwall im vollen Gange, als der Schwarzmantel, der für einige Augenblicke verschwunden war, wieder aus dem Busch hervor auf den Weg trat. Deutlich war erkennbar, daß Johann falsch gesehen hatte. Der Wandersmann besaß nämlich einen Kopf. Er trug ihn nur nicht zwischen den Schultern, wie es üblich ist, sondern wie einen Schoßhund im Arm.



Dieses Schreckensbild in einer Entfernung von drei Schritt erregte innerhalb und außerhalb des Wagens großes Entsetzen. Die holden Fräulein und die Zofe, die sonst zu schweigen hatte, wenn die junge Herrschaft das Wort führte, schrien laut auf wie aus einem Mund. Um nichts weiter zu sehen, ließen sie den seidenen Vorhang herab. Wie der Vogel Strauß, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann, verbargen sie ihre Gesichter.

Mama schlug mit stummem Schrecken die Hände zusammen. Diese unphilosophische Gebärde ließ vermuten, daß sie insgeheim ihre zuversichtlichen Behauptungen gegen die Gespenster widerrief. Der Schwarzmantel schien es besonders auf Johann abgesehen zu haben. Der erhob in der Angst seines Herzens das gewöhnliche Feldgeschrei, mit dem die Gespenster begrüßt zu werden pflegen:

»Alle guten Geister –«

Doch ehe er ausgeredet hatte, schleuderte ihm das Ungetüm den abgehauenen Kopf gegen die Stirn. Kopfüber stürzte er von seinem Kutschbock hinab. Im selben Augenblick wurde auch der Postkutscher mit einem kräftigen

Keulenschlag zu Boden gestreckt. Aus hohler Brust im dumpfen Ton keuchte die Erscheinung folgende Worte hervor:

»Nimm das von Rübezahl, dem Bannwart des Gebirges, weil du ihm ins Gehege fuhrst! Verfallen sind mir Schiff, Geschirr und Ladung.«

Hierauf schwang sich das Gespenst in den Sattel, trieb die Pferde an und fuhr über Stock und Stein bergan, so daß durch das Rasseln der Räder und Schnauben der Rosse vom Angstgeschrei der Damen nichts hörbar war.

Plötzlich vermehrte sich die Gesellschaft um eine Person. Ganz unbekümmert trabte ein Reiter am Fuhrmann vorbei. Er schien es gar nicht zu bemerken, daß diesem der Kopf fehlte. Er ritt vor dem Wagen her, als wäre er dafür bestellt.

Dem Schwarzmantel schien diese Gesellschaft nicht recht zu behagen. Er lenkte in eine andere Richtung, doch der Reiter tat dasselbe. So oft er auch aus dem Weg bog, den lästigen Geleitsmann wurde er nicht los. Der schien an den Wagen gebannt. Das verwunderte den Fuhrmann sehr. Auch nahm er deutlich wahr, daß dem Schimmel des Reiters ein Fuß fehlte. Trotzdem lief das Pferd ganz schulgerecht. Dem schwarzen Führer auf dem Sattelgaul wurde unwohl zumute. Er befürchtete, seine Rolle bald ausgespielt zu haben, da jetzt der wahre Rübezahl ins Spiel kam.

Nach einiger Zeit drehte sich der Reiter, so daß er dicht neben den Fuhrmann kam. Ganz vertraulich fragte er:

»Landsmann ohne Kopf, wohin geht die Reise?«

»Wohin wird es schon gehen?« antwortete das Kutschergespenst mit furchtsamem Trotz. »Wie ihr seht, der Nase nach.«

»Wohlan!« sprach der Reiter. »Laß sehen, Geselle, wo du die Nase hast!«

Hierauf fiel er den Pferden in die Zügel, packte den Schwarzmantel am Leib und warf ihn so kräftig auf die Erde, daß ihm alle Glieder knackten. Dieses Gespenst besaß nämlich Fleisch und Bein, wie es sich für ordentliche Leute

gehört. Behend ward der Mantel gelüftet, und zum Vorschein kam ein wohlproportionierter Krauskopf, der gestaltet war wie ein gewöhnlicher Mensch. Der Schalk sah sich entdeckt und fürchtete die schwere Hand seines Gegners. Er hegte keinen Zweifel mehr, daß der Reiter Rübezahl war, den er nachgeäfft hatte. Mit der Hoffnung auf Nachsicht bat er flehentlich um sein Leben.

»Gestrenger Gebirgsherr«, sprach er, »habt Erbarmen mit einem Unglücklichen, der die Fußtritte des Schicksals von Jugend an erfahren hat. Nie durfte ich sein, was ich wollte. Worin ich mich auch mit Mühe hineinstudiert hatte, stets wurde ich mit Gewalt wieder herausgestoßen. Ist nun meine Existenz unter den Menschen vernichtet, so darf ich jetzt noch nicht einmal ein Gespenst sein.«

Dieses Wort war zur rechten Zeit gesprochen. Wohl war der Gnom gegen seinen Rivalen so ergrimmt, daß er ihn am liebsten erdrosselt hätte. Aber diese Anrede hatte doch seine Neugier geweckt, mehr vom Schicksal des Abenteurers zu vernehmen.

»Sitz auf, Gesell«, sprach er, »und tu, was dir geheißen wird.« Darauf zog er dem Schimmel den vierten Fuß aus den Rippen, trat an den Verschlag, öffnete ihn und begrüßte freundlich die Reisegesellschaft.

Aber in der Kutsche war es still wie in einer Totengruft. Zu sehr hatte der übermäßige Schreck das weibliche Nervenkostüm erschüttert. Alle Lebensgeister hatten sich hinter das Schutzgatter der Herzkammern verkrochen. Jede, von der gnädigen Frau bis zur Zofe, alle, die innerhalb des Wagens Leben und Atem hatten, brüteten ohnmächtig vor sich hin.

Der Reiter wußte indessen bald Rat zu schaffen. Mit seinem Hut schöpfte er aus dem vorüberrieselnden Bächlein einer frischen Bergquelle Wasser. Davon sprengte er den erstorbenen Damen ins Gesicht. Auch hielt er ihnen das Riechglas vor, rieb ihnen von der flüchtigen Essenz an die Schläfen und erweckte sie wieder zum Leben.

Eine nach der anderen schlug die Augen auf. Vor sich er-

blickten sie einen wohlgestalten Mann. Durch seine Dienstbeflissenheit und sein unverdächtiges Aussehen erwarb er bald ihr Zutrauen. »Es tut mir leid, meine Damen«, redete er sie an, »daß sie in meinem Gerichtsbezirk von einem vermummten Bösewicht belästigt wurden. Ohne Zweifel hatte er die Absicht, Sie zu bestehlen. Aber Sie sind in Sicherheit. Ich bin der Oberst von Riesental. Erlauben Sie, daß ich Sie zu meiner Wohnung geleite, die nicht fern ist.«

Diese Einladung kam der Gräfin gelegen, und sie nahm sie mit Freuden an. Der Krauskopf bekam den Befehl fortzufahren, und er gehorchte mit schüchterner Bereitwilligkeit. Um den Damen Zeit zu lassen, sich von ihrem Schrekken zu erholen, gesellte sich der Kavalier zum Fuhrmann. Er hieß ihn bald rechts, bald links abbiegen und erteilte zuweilen herumschwirrenden Fledermäusen geheime Order, was das Grausen des Fuhrmanns noch vermehrte.

Nach einer Stunde blinkte in der Ferne ein Lichtlein, daraus wurden zwei und endlich vier. Es kamen Jäger herangesprengt mit brennenden Windlichtern. Sie hatten ihren Herrn, wie sie sagten, ängstlich gesucht und schienen erfreut, ihn zu finden. Die Gräfin war nun wieder im vollen Gleichgewicht. Da sie sich außer Gefahr sah, dachte sie an den ehrlichen Johann und war um sein Schicksal besorgt. Dieses Anliegen eröffnete sie ihrem Schutzpatron. Der schickte sofort zwei der Jäger fort, um die beiden Unglücksraben zu suchen und ihnen den notwendigen Beistand zu leisten.

Bald darauf rollte der Wagen durch das düstere Burgtor in einen geräumigen Vorhof hinein. Er hielt vor einem herrlichen Palast, der hell erleuchtet war. Der Kavalier bot der Gräfin den Arm und führte sie in die Prachtgemächer seines Hauses. Hier hatte sich bereits ein große Gesellschaft versammelt. Sofort gerieten die Fräulein in Verlegenheit, da sie sich in Reisekleidern befanden. Gern hätten sie vorher Toilette gemacht, bevor sie in diesen illustren Zirkel eingeführt wurden.

Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen verteilte sich die Gesellschaft wieder in verschiedene Grüppchen. Einige ließen sich zum Spiel nieder, andere unterhielten sich. Ausgiebig wurde das Abenteuer beredet. Wie es nach überstandener Gefahr üblich ist, wurde die Erzählung zu einem kleinen Heldenepos ausgebildet. Gern hätte sich Mama darin die Heldenrolle zuerteilt, wäre das Riechfläschchen des hilfreichen Ritters aus der Welt gewesen.

Bald darauf führte der aufmerksame Wirt einen Mann in die Runde, der wie gerufen kam. Er war ein Arzt und erkundigte sich sofort nach dem Gesundheitszustand der Gräfin und ihrer schönen Töchter. Er prüfte den Puls und bemerkte mit bedeutender Miene mancherlei bedenkliche Symptome. Obwohl sich die Dame den Umständen entsprechend gleich wohl befand wie vorher, so machte ihr doch die angedrohte Lebensgefahr bange. Ungeachtet aller Leibesbeschwerden hing sie doch an ihrem gebrechlichen Körper wie an einem abgetragenen Kleid, von dem man sich nicht trennen kann. Auf Verordnung des Arztes schluckte sie starke Dosen beruhigender Pulver und Tropfen. Wider Willen und dank dem Beispiel der besorgten Mutter mußten es die gesunden Kinder gleichfalls tun.

Allzu nachgiebige Patienten machen strenge Ärzte. Jetzt bestand der blutrünstige Doktor sogar auf Aderlässe. In Ermangelung eines Handlangers, des Wundarztes, zog er selbst die rote Binde hervor, und die Gräfin bequemte sich zu dem angerühmten Vorbeugungsmittel gegen alle schädlichen Auswirkungen des Schreckens.

Sie hätte auch nicht widersprochen, wären seine Forderungen für die Gesundheitspflege bis zum Klistier gegangen. Zum Glück kam er nicht auf den Einfall, dieses heroische Mittel zu verordnen. Es hätte die schamhaften Fräulein restlos zur Verzweiflung gebracht. Nur mit Mühe hatten es die Überredungskunst des Arztes und die mütterliche Autorität vermocht, daß sie die Furcht vor dem stählernen Zahn der Lanzette überwanden und den Fuß ins Wasser setzten. Der verschleimte Lebenssaft der Mutter

und der purpurfarbene Balsam der Gesundheit aus den Adern der Töchter rieselten nun ohne Verzug in das silberne Becken. Zuletzt kam auch noch die Kammerjungfrau an die Reihe. Hoch und heilig beteuerte sie, daß sie blutscheu sei. Schon die kleinste Verwundung von einer Nähnadel verursachte bei ihr Schwindel und Ohnmacht. Doch der unerbittliche Arzt scherte sich um keinen Protest. Unbarmherzig entstrumpfte er den Fuß des niedlichen Mädchens und bediente sie so kunstmäßig und sorgfältig wie die Herrschaft.

Kaum war die chirurgische Operation beendet, begab man sich an die Tafel im Speisesaal. Hier war ein königliches Mahl gedeckt. Die Schenktische waren bis zum Gesims des Deckengewölbes mit Silbergeschirr vollgestellt. Da prangten goldene und vergoldete Pokale und gigantische Trinkgefäße mit den dazugehörigen Kredenzschalen aus getriebenem Metall. Eine herrliche Sinfonie tönte aus den Nebenzimmern und flötete den leckeren Schmaus und die feinen Weine den Gästen lieblich hinunter.

Nachdem die Schüsseln abgeräumt waren, reichte der Speisemeister das bunte Dessert. Es bestand aus Bergen und Türmen von gefärbtem Zuckerzeug und Konditoreiwaren. Leicht lassen sich damit Gaumen und Auge befriedigen, aber nicht der Verstand. Doch für ihn hatte der verspielte Zuckerbäckerwitz das ganze Abenteuer der Gräfin mit kindlichen Wachsfiguren, wie sie oft auf den Tafeln der Großen anzutreffen sind, abgebildet. Die Gräfin unterließ es nicht, das alles auf sich still einwirken zu lassen. Sie wandte sich an ihren bebänderten Stuhlnachbarn, der sich als ein böhmischer Graf vorstellte, und fragte ihn, was für ein Fest hier gefeiert würde. Sie erhielt zur Antwort, daß nichts Außerordentliches vorgehe. Es sei nur eine freundschaftliche Vereinigung von guten Bekannten, die hier zufälligerweise zusammengetroffen sind.

Es verwunderte sie, von dem wohlhabenden gastfreundlichen Oberst von Riesental weder in noch außerhalb Breslaus je gehört zu haben. So emsig sie auch alle Ahnentafeln

durchging, an die sie sich erinnerte, seinen Namen konnte sie nicht ausfindig machen. Also wandte sie sich direkt an ihren Wirt, von dem sie Aufschluß und Belehrung begehrte. Aber dieser wußte ihr so geschickt auszuweichen, daß sie nie mit ihm auf den Punkt kam. Stets wechselte er das Thema und zog die Unterredung in die luftigen Gefilde des Geisterreiches hinüber.

In einer Gesellschaft, die sich auf Ratgebergeschichten und Geisterseherei versteht, wird es selten bald Feierabend. Auch fehlte es in diesen Fächern nicht an Wortführern und aufmerksamen Zuhörern.

Ein wohlgenährter Domherr kannte viele merkwürdige Geschichten von Rübezahl. Der Streit über ihre Wahrheit wogte hin und her. Dabei war die Gräfin so recht in ihrem



Element. Sie stimmte den Lehrton an und zog gegen die Vorurteile zu Felde. Damit setzte sie sich an die Spitze der philosophischen Partei und trieb einen gelähmten Finanzrat in die Enge. Der hatte sich zum Anwalt Rübezahls aufgeworfen, denn seine Zunge war noch gelenkig.

Für die Gräfin war die eigene Geschichte augenscheinlicher Beweis genug. Alles, was Fabulierer und müde Köpfe dem berufenen Berggeist andichteten, wären leere Träume. Lebte er hier im Gebirge und besäße die gerühmten Eigenschaften, dann würde er niemals einem Schurken gestatten, solchen Unfug auf seine Rechnung zu treiben. Aber dieses armselige Unding von Geist vermochte nicht, seine Ehre zu retten. Erst durch den edelmütigen Beistand

des Herrn von Riesental wurde der freche Bube gehindert, sein Spiel so weit zu treiben, wie er Lust hatte.

Bisher hatte der Herr des Hauses wenig Anteil an diesen philosophischen Debatten genommen. Jetzt aber mischte er sich ins Gespräch und nahm das Wort:

»Sie haben die Geisterwelt völlig entvölkert, gnädige Frau. Die ganze Schöpfung der Einbildungskraft ist durch Ihre Belehrung wie ein leichter Nebel vor unseren Augen verschwunden. Sie haben das Nichtvorhandensein des alten Bewohners dieser Gegend mit guten Gründen genügend bewiesen. Unser Finanzrat mit seinem Beistand ist verstummt. Trotzdem lassen sich gegen Ihren letzten Beweis einige Einwürfe vorbringen. Wie, wenn der fabelhafte Gebirgsgeist bei Ihrer Befreiung aus der Hand des vermummten Räubers dennoch mit im Spiel gewesen wäre? Wie, wenn der freundliche Nachbar meine Gestalt angenommen hätte, um sie unter dieser unverdächtigen Maske in Sicherheit zu bringen? Und wenn ich Ihnen jetzt sage, daß ich mich von dieser Gesellschaft hier in meinem Haus nicht einen Fußbreit entfernt habe? Daß Sie durch einen Unbekannten in meine Wohnung geführt wurden, der nicht mehr vorhanden ist? Somit wäre es doch möglich, daß der Berggeist seine Ehre gerettet hätte. Hieraus würde folgen, daß er nicht ganz das Unding wäre, wofür Sie ihn halten.«

Diese Rede brachte die Gräfin einigermaßen aus der Fassung. Die schönen Fräulein legten vor Staunen die Gaben aus der Hand und starrten dem Tischwirt ins Gesicht. Aus seinen Augen wollten sie lesen, ob das im Scherz oder Ernst gemeint war.

Doch die Ankunft des wieder aufgefundenen Bedienten und des Postkutschers unterbrach die nähere Erörterung des Problems. Die beiden fühlten sich erleichtert. Der eine, als er seine vier Rappen im Stall erblickte, der andere, weil er seine Herrschaft vergnügt und wohlbehalten im Tafelgemach antraf. Letzterer zeigte triumphierend das ungeheure Riesenhaupt des Schwarzmantels vor, mit dem dieser ihn wie mit einer Bombe zu Boden geschmettert hatte.

Das Haupt wurde dem Arzt übergeben, damit er es zerlege und seinen medizinischen Befund darüber ausstelle. Doch er brauchte sein Seziermesser gar nicht erst anzusetzen. Sofort erkannte er den Kopf als einen ausgehöhlten Kürbis. Der war mit Sand und Steinen gefüllt und mit Hilfe einer hölzernen Nase und eines langen Flachsbartes zu einem grotesken Menschenantlitz herausgeputzt worden.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, ging die Gesellschaft auseinander. Der Morgen dämmerte bereits. Die Damen fanden ein köstlich zubereitetes Nachtlager in seidenen Prunkbetten vor. Dort überraschte sie der Schlaf so geschwind, daß sie keine Zeit fanden, sich die schreckliche Gespenstergeschichte weiter auszumalen und mit ihr ängstliche Träume auszuspinnen.

Es war schon heller Tag, als Mama erwachte. Sie klingelte nach der Zofe und ließ die Fräulein wecken. Die hätten gern den Versuch gemacht, in den weichen Daunen auch noch auf dem anderen Ohr zu schlafen. Allein die Gräfin war bestrebt, recht schnell zu den Heilkräften des Bades zu gelangen. So war sie durch keine Einladung des gastfreien Wirtes zu bewegen, noch einen Tag zu verweilen. Hingegen hätten die Fräulein gern dem Ball beigewohnt, den er für sie ausrichten wollte.

Sobald das Frühstück eingenommen war, schickten sich die Damen zur Abreise an. Sie waren gerührt von der freundschaftlichen Aufnahme, die sie im Schloß des Herrn von Riesental gefunden hatten. Höflich geleitete er sie bis an die Grenze seines Gebiets. Beim Abschied versprachen sie ihm, auf der Rückreise wieder vorbeizuschauen

Kaum war der Gnom in seine Burg zurückgekehrt, wurde der Krauskopf ins Verhör genommen. Unter Furcht und in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, hatte er die Nacht in einem unterirdischen Keller zugebracht.

»Elender Erdenwurm«, redete ihn der Geist an, »was hält mich ab, dich zu zertreten? Büßen sollst du mir mit Haut und Haar für diese Frechheit, mir in meinem Eigentum zu Spott und Hohn herumzugaukeln.«

»Großzügiger Regent des Riesengebirges«, fiel ihm der Schlaukopf ins Wort, »so allumfassend Euer Recht über diesen Grund und Boden auch sein mag, so sagt mir erst, wo Eure Gesetze angeschlagen sind, die ich übertreten habe. Erst dann verurteilt mich.«

Diese meisterhafte Sprache und die dreiste Ausflucht, die der Gefangene seinem Richter entgegenstellte, ließen ein sonderbares Original und keinen gewöhnlichen Menschen vermuten. Darum mäßigte der Geist seinen Unwillen und sprach. »Meine Gesetze hat die Natur geschrieben. Aber damit du nicht sagen kannst, daß ich dich ohne Verhör verurteilt habe, so bekenne mir frei: Wer bist du, und was trieb dich, hier im Gebirge als Gespenst herumzutosen?«

Das hörte der Verhaftete gern, daß er zu Wort kommen sollte. Er hoffte, sich durch die getreue Erzählung seines Schicksals von der Rache des Geistes losschwatzen oder die Strafe doch wenigstens mindern zu können.

»Früher«, fing er an, »hieß ich der arme Kunz. Kümmerlich lebte ich als ehrlicher Täschner in Lauban von meiner Hände Arbeit. Aber es gibt kein Gewerbe, das kärglicher nährt als die Ehrlichkeit. Meine Beutel fanden einen guten Absatz. Es hieß, sie bewahrten das Geld gut auf. Doch der Glaube, daß ich als der siebente Sohn meines Vaters eine glückliche Hand hätte, wurde durch mich selbst widerlegt. Mein eigener Beutel blieb immer leer wie ein gewissenhafter Magen am Fasttag.

Daß das Geld in meinen Beuteln so gut ruhte, lag weder an meiner glücklichen Hand, noch an der Güte meisterhafter Arbeit. Es hing am Material, denn sie waren aus Leder. Ihr wißt ja, Herr, daß ein Lederbeutel fester ist als einer aus lappiger Seide. Wer einen ledernen Beutel bevorzugt, der ist kein Verschwender. Er ist ein Mann, der den Kopf auf den Beutel hält, wie das Sprichwort sagt. Die durchsichtigen aber aus Seide und Goldzwirn gehören in die Hände der vornehmen Prasser. Da ist es kein Wunder, wenn sie ausrinnen wie ein löchriges Faß. Soviel man auch in sie hineinschüttet, sie bleiben immer leer.

Mein Vater prägte seinen sieben Buben fleißig die goldene Lehre ein: Kinder, was ihr tut, das betreibt mit Ernst. Darum verrichtete ich mein Gewerbe unverdrossen, ohne daß mein Einkommen dadurch gefördert wurde. Es kamen Teuerung, Krieg und schlechtes Geld ins Land. Meine Berufskollegen dachten: Leichtes Geld, leichte Ware. Ich aber dachte: Ehrlich währt am längsten. Ich gab gute Ware für schlechtes Geld und arbeitete mich an den Bettelstab. Da wurde ich in den Schuldturm geworfen und aus der Innung gestoßen. Als mich meine Gläubiger nicht länger aushalten wollten, wurde ich des Landes verwiesen. Auf dieser Wanderschaft ins Elend begegnete ich einem meiner alten Kunden. Stolz ritt er auf einem Roß, rief mich an und höhnte mich:

›Du Pfuscher, du Lump, du bist, wie ich sehe, kein Meister deiner Kunst! Du verstehst sie gar schlecht, kannst nur den Darm aufblasen und ihn nicht füllen. Machst den Topf und kannst nicht drin kochen. Hast Leder und keine Leisten dazu. Machst so herrliche Beutel und hast kein Geld.‹

›Höre, Gesell‹, antwortete ich dem Spötter, ›du bist ein elender Schütze und triffst mit deinen Pfeilen nicht ins Ziel. Es gibt mehr Dinge in der Welt, die zusammengehören und die man nicht beieinander findet. Manch einer hat einen Stall und kein Pferd hineinzuziehen. Oder eine Scheuer und keine Garben auszudreschen, einen Brotschrank und kein Brot, einen Keller und keinen Haustrunk. Und so sagt auch das Sprichwort: Einer hat den Beutel, der andere das Geld.‹

›Besser ist doch beides zusammen‹, versetzte er. ›Willst du bei mir in die Lehre gehn, so will ich einen vollkommenen Meister aus dir machen. Weil du das Beutelmachen so gut verstehst, will ich dich auch lehren, den Beutel zu füllen. Mein Handwerk besteht im Geldmachen. Da nun beide Berufe einander in die Hand arbeiten, ist es billig, wenn die Partner gemeinsame Sache machen.‹

›Wohlan‹, sprach ich. ›Seid Ihr ein Zunftmeister in irgendeiner Münzstadt, dann mag es sein. Münzt Ihr aber

auf Eure eigene Rechnung, so ist es eine halsbrecherische Arbeit, die mit dem Galgen belohnt wird, und ich scheide aus.‹

›Wer nicht wagt, der nicht gewinnt‹, sprach er. ›Wer bei der Schüssel sitzt und nicht zulangt, der mag darben. Am Ende läuft es auf eins hinaus. Ob du erstickst oder verhungerst, einmal muß doch gestorben sein.‹

›Nur mit dem Unterschied‹, fiel ich ein, ›ob einer als ehrlicher Mann stirbt oder als ein Übeltäter.‹

›Welch ein Vorurteil‹, rief er aus, ›was kann das für eine Übeltat sein, wenn einer ein Stück Metall rundet? Die vom Staat bestellten Falschmünzer sind von keinem anderen Schrot und Korn. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.‹

Kurz, der Mann besaß eine Überredungsgabe, daß ich seinen Vorschlag annahm. Bald fand ich mich hinein in dieses Gewerbe. Eingedenk der väterlichen Lehre, mein Geschäft mit Ernst zu betreiben, erfuhr ich bald, daß die Geldmacherkunst besser und leichter ernährte als die Täschnerei. Gerade als unsere Fabrik aufbluhte, erwachte der Handwerkerneid. Der staatlich bestellte Falschmünzer regte eine strenge Verfolgung seiner Nachahmer an.

Der Verräter schlief nicht, und wir wurden entdeckt. Der kleine Umstand, daß wir nicht zünftig waren wie er, brachte uns in den Festungsbau mit dem Urteil lebenslänglich. Hier lebte ich einige Jahre nach der Regel der büßenden Brüder. Da zog ein guter Engel durch das Land und öffnete mir und allen, die knochenfest und rüstig waren, die Gefängnistür. Er war ein Werbeoffizier, der mir die Möglichkeit gab, anstatt für den König zu karren, für die Freischar zu fechten.

Mit diesem Tausch war ich sehr zufrieden. Ich nahm mir vor, ganz Soldat zu sein. Bei jeder Gelegenheit zeichnete ich mich aus. Immer war ich der erste beim Angriff. Zogen wir uns zurück, war ich so flink, daß mich der Feind nie einholte. Das Glück stand bei mir. Schon führte ich eine Rotte Reiter an, und ich hoffte, bald höher zu steigen.

Da wurde ich einmal zur Verpflegungsbeschaffung ausgeschickt. Ganz streng und pünktlich befolgte ich meinen Befehl. Ich leerte nicht nur die Speicher und Scheunen, sondern auch die Kisten und Kästen in Häusern und Kirchen. Unglücklicherweise geschah das im befreundeten Land, und es gab einen großen Lärm. Gehässige Leute nannten das Unternehmen eine Plünderung. Man machte mir als Plünderer den Prozeß. Ich wurde degradiert und mußte durch eine Gasse von fünfhundert Mann Spießruten laufen. So wurde ich aus dem ehrsamen Stand hinausgepeitscht, in dem ich mein Glück machen wollte.

Ich wußte keinen anderen Rat, als wieder zu meinem ersten Beruf zurückzukehren. Allein es fehlte mir an Barschaft, Leder einzukaufen, und an Lust zu arbeiten. Weil ich meine Ware allzu wohlfeil damals verkauft hatte, hielt ich es für mein Recht, sie mir wieder zurückzuholen. Darum fing ich an, die Taschen zu prüfen. Jeden Beutel, den ich witterte, hielt ich für einen von meiner Werkstatt. Ich machte Jagd auf alle, deren ich mich bemächtigen konnte. Ich verdammte sie alle zur guten Beute.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich die Freude, wieder einen Teil meiner eigenen Münze einzukassieren. Obgleich sie verrufen war, so kursierte sie doch nach wie vor in Handel und Wandel. Mein Gewerbe ging eine Zeitlang gut vonstatten. Unter mancherlei Verkleidung, bald als Kavalier, bald als Handelsmann oder Jude, besuchte ich Messen und Märkte. Ich hatte mich so gut in mein Fach hineinstudiert und meine Hand so geübt, daß sie nie einen Fehlgriff tat und mich reichlich ernährte. Diese Lebensart behagte mir vortrefflich, und ich beschloß, bei ihr zu bleiben. Doch mein Schicksal gestattete mir nie, das zu sein, was ich sein wollte. So zog ich auf den Jahrmarkt von Liegnitz und nahm den Beutel eines reichen Pächters aufs Korn.

Der Beutel strotzte vor Geld wie der Bauch seines Besitzers vor Schmer. Dadurch mißriet der Kunstgriff meiner Hand. Ich wurde auf frischer Tat ergriffen und als Beutelschneider gehässig angeklagt und vor Gericht gestellt.

Diesen unehrlichen Namen verdiente ich nicht. Zwar hatte ich ehedem Beutel zugeschnitten, aber nie hatte ich einem Menschen einen Geldbeutel abgeschnitten, wie man mich beschuldigte. Gleichsam freiwillig waren mir alle in die Hände gelaufen, die ich erbeutet hatte. Es war, als ob sie zu ihrem ersten Eigentümer zurückkehren wollten. Diese Ausreden halfen mir nicht. Ich wurde in den Stock gelegt, und mein Unstern wollte es, daß ich abermals nach Urteil und Recht aus meinem Beruf hinausgeprügelt werden sollte. Diesem lästigen Zeremoniell kam ich allerdings zuvor. Ich fand eine Gelegenheit und strich mich in aller Stille aus der Gefangenenliste.

Ich war unentschlossen, was ich jetzt anfangen sollte, um nicht zu verhungern. Auch der Versuch, ein Bettler zu werden, mißlang. Die Polizei in Großglogau nahm mich fest. Sie wollte mich wider Willen und Dank verpflegen und in einen Beruf hineinzwängen, der mir mißfiel. Mit Mühe und Not entkam ich der Gerichtsbarkeit, die sich herausnimmt, die ganze Welt zu bevormunden. Mein Grundsatz ist von jeher gewesen: Mit der Polizei keine Berührung!

Darum mied ich die Städte und trieb mich als ein umherreisender Weltbürger auf dem Lande herum. Hier traf es sich, daß die Gräfin gerade durch den Flecken reiste, in dem ich mich aufhielt. An ihrem Wagen war etwas zerbrochen, was wieder ausgebessert werden mußte. Auch ich trat unter die Müßiggänger, die neugierig die Herrschaft angafften. Dabei machte ich die Bekanntschaft mit dem schafsköpfigen Bedienten. In der Einfalt seines Herzens vertraute er mir an, daß ihm vor Euch, Herr Rübezahl, gewaltig bange sei. Denn durch den Aufenthalt mußte die Reise durch das Gebirge in der Nacht erfolgen.

Das brachte mich auf den Einfall, die Ängstlichkeit der Reisegesellschaft zu nutzen und mein Talent in der Geisterwelt zu versuchen. Seitab schlich ich mich in die Wohnung meines Herrn und Pflegers, des Dorfküsters, der gerade abwesend war. Ich bemächtigte mich seiner Amtskleidung, eines schwarzen Mantels.

Zugleich fiel mir ein Kürbis ins Gesicht, der zum Aufputz des Kleiderschrankes diente. Mit dieser Ausrüstung und einem handfesten Knüppel begab ich mich in den Wald. Dort stellte ich meine Maske her. Wie ich sie verwendet habe, ist Euch ja genugsam bekannt. Zweifellos hätte ich ohne Eure Dazwischenkunft meinen Meisterstreich glücklich ausgeführt. Mein Spiel war ja bereits gewonnen

Nachdem ich mich der beiden feigen Kerle entledigt hatte, beabsichtigte ich, den Wagen tief in den Wald hineinzufahren. Den Damen wollte ich nicht das geringste zuleide tun. Nur einen kleinen Trödelmarkt wollte ich eröffnen und den schwarzen Mantel, der mir wegen seiner geleisteten Dienste von keinem geringen Wert war, gegen Barschaft und Geschmeide eintauschen. Dann wollte ich der Herrschaft eine glückliche Reise wünschen und mich empfehlen.

Aufrichtig gesprochen, Herr, vor Euch hatte ich die geringste Furcht, daß Ihr mir den Markt verderben könntet. Die Welt ist so ungläubig, daß man nicht einmal die Kinder mit Euch schrecken kann. Längst hätte Euch die Welt vergessen, gäbe es nicht hier und da noch einen Tropf, wie den Bedienten der Gräfin oder ein Weib hinter dem Spinnrocken, das Eurer beim Spinnen gedenkt. Ich glaubte, wer Rübezahl sein wollte, dürfte es auch sein. Nun bin ich eines anderen belehrt worden und befinde mich in Eurer Gewalt. Ich habe mich auf Gnade und Ungnade ergeben und hoffe, daß meine offenherzige Erzählung Euren Unwillen mildern möge. Für Euch wäre es ein kleines, einen ehrlichen Kerl aus mir zu machen.

Ihr bräuchtet mich nur mit einem guten Zehrpfennig aus Eurer Braupfanne zu entlassen. Oder Ihr gebt mir von den Schlehen, die einst der Wanderer an Eurem Zaun pflückte. Weil er sich auf dem Obst einen Zahn ausbiß, fand er es später in goldene Früchte verwandelt. Oder verehrt mir einen von den acht Kegeln, die noch übrig sind. Den neunten aus purem Gold hattet Ihr damals dem Pra-

ger Studenten geschenkt, der mit Euch kegelte. Oder Ihr gebt mir den Milchkrug, in dem Milch zu Goldkäse gerann. Oder verehrt mir die Goldrute, die Ihr zum Andenken an seine Bestrafung dem wandernden Schuster gabt. Wahrlich, Herr, so erzählen die Handwerker über Euch bei ihren Gelagen und in den Herbergen. Auch mein Glück wäre so mit einemmal gemacht. Wüßtet Ihr um die Bedürfnisse der Menschen, so würdet Ihr verstehen, daß man kein Biedermann sein kann, wenn man an allem Mangel leidet. Man hat zum Beispiel Hunger, keinen Pfennig in der Tasche und steht vor dem Brotvorrat, den der reiche Bäckerkönig in seinem Laden zur Schau ausgestellt hat. Da ist es eine Heldentat, keine Semmel zu stehlen. Das Sprichwort sagt: Not hat kein Gebot.«

»Geh, du Schurke, so weit dich die Füße tragen«, sagte der Gnom, nachdem der Krauskopf ausgeredet hatte. »Ersteige den Gipfel deines Glücks am Galgen!«

Hierauf verabschiedete er den Arrestanten mit einem kräftigen Fußtritt. Dieser war froh, daß er mit so gelinder Strafe davonkam. Er pries seine Beredsamkeit , mit der er sich seiner Meinung nach aus der kritischen Lage gebracht hatte. Fleißig sputete er sich, um dem gestrengen Gebirgsherrn aus den Augen zu kommen. In aller Eile ließ er den schwarzen Mantel zurück.

Sosehr er auch hastete, so schien es doch, als käme er nicht von der Stelle. Er sah immer die gleichen Gegenden und Berge vor sich, obwohl er die Burg, in der er ein Gefangener gewesen war, aus den Augen verloren hatte.

Ermattet von dem endlosen Kreislauf lagerte er sich unter einem schattigen Baum. Er wollte ein wenig ausruhen und auf irgendeinen Wanderer warten, der ihm den Weg weisen könnte. Darüber fiel er in einen festen Schlaf. Als er erwachte, war um ihn herum tiefe Finsternis. Wohl wußte er, daß er unter einem Baum eingeschlafen war. Aber er hörte keinen Wind in den Ästen säuseln. Auch sah er keinen Stern durch das Laub schimmern und nicht den geringsten Mondschein.

Erschrocken wollte er aufspringen, doch eine unbekannte Kraft hielt ihn zurück. Er hörte ein lautes Geräusch, das sich wie Kettengeklirr anhörte. Da wurde ihm bewußt, daß er in Fesseln lag. Große Furcht und Entsetzen überkamen ihn, weil er glaubte, viele hundert Meter tief unter der Erde wieder in Rübezahls Gewahrsam zu sein.

Nach einigen Stunden begann es um ihn herum zu tagen. Kärglich fiel das Licht durch das eiserne Gitter vor dem kleinen Fenster. Obgleich er nicht wußte, wo er sich befand, kam ihm der Kerker doch nicht ganz fremd vor. Vergeblich hoffte er, daß der Gefängniswärter käme. Eine lange Stunde nach der anderen verging.

Weil ihn Hunger und Durst peinigten, fing er an zu lärmen. Er rasselte mit den Ketten, pochte an die Wand, rief ängstlich um Hilfe und vernahm in der Nähe Menschenstimmen. Aber niemand wollte die Gefängnistür auftun.

Endlich bewaffnete sich der Kerkermeister mit einem Gespenstersegen. Er öffnete die Tür und schlug ein großes Kreuz. Dann begann er den Teufel zu beschwören, der nach seiner Einbildung in dem freien Kerker tobte. Doch als er den Spuk näher betrachtete, erkannte er seinen entwichenen Gefangenen und Kunz, der Beutelschneider, den Kerkermeister aus Liegnitz. Jetzt wußte Kunz, daß ihn Rübezahl wieder an den Ort zurückgebracht hatte, von dem er ausgerissen war.

»Sieh da, Krauskopf!« redete ihn der Gefängnisaufseher an, bist du wieder in deinen Käfig gehüpft? Woher des Wegs kommst du?«

»Immer dort zum Tor herein«, antwortete Kunz. »Ich bin des Herumlaufens müde. Habe mich zur Ruhe gesetzt, wie Ihr seht, und mein altes Quartier wieder aufgesucht, falls Ihr mich beherbergen wollt.«

Niemand konnte begreifen, wie der Gefangene in den Turm und an die Ketten gekommen war. Kunz behauptete, daß ihm kein Schloß zu fest sei. Er besäße die Gabe, nach Belieben durch verschlossene Türen aus und ein zu gehen. Auch könne er, wenn er wolle, die Fesseln an- und

ablegen. Weil er sein Abenteuer mit Rübezahl verschweigen wollte, blieb er dabei, sich freiwillig wieder eingefunden zu haben.

Sein scheinbarer Gehorsam stimmte die Richter gewogen. Sie verschonten ihn vor der verdienten Strafe. Nur wurde ihm auferlegt, so lange für den König zu karren, bis es ihm gefiel, sich der Ketten zu entledigen. Man hat aber nicht vernommen, daß er von dieser Vergünstigung jemals Gebrauch gemacht hätte.

Die Gräfin Cäcilie war unterdessen glücklich und wohlbehalten mit ihrer Begleitung in Karlsbad angelangt. Als erstes rief sie den Badearzt zu sich. Er sollte sie untersuchen und die Kur verordnen. Herein trat der damals hochberühmte Arzt Doktor Springsfeld aus Merseburg. Er hätte die Goldquelle des Karlsbades noch nicht einmal gegen das Paradies eingetauscht.

»Sein Sie uns willkommen, lieber Doktor«, begrüßten ihn Mama und die Fräulein freudig und vertrauensselig. »Sie sind uns zuvorgekommen«, fügte Mama noch hinzu »Wir nahmen an, Sie wären noch beim Herrn von Riesental. Warum haben Sie uns dort verschwiegen, Sie loser Mann, daß Sie Badearzt sind?«

»Ach, Herr Doktor«, fiel Fräulein Hedwig ein, »Sie haben mir die Ader durchgeschlagen, und mein Fuß schmerzt immer noch. Ich werde hier nur hinken und überhaupt nicht wandern können.«

Der Arzt stutzte und überlegte lange hin und her. Er erinnerte sich nicht, die Damen irgendwo gesehen zu haben.

»Ihro Gnaden verwechseln mich ohne Zweifel mit einem anderen«, sprach er. »Ich habe vordem nicht die Ehre gehabt, Ihnen persönlich bekannt zu sein. Der Herr von Riesental gehört auch nicht zu meiner Bekanntschaft. Außerdem pflege ich mich während der Kurzeit nie von hier zu entfernen.«

Dieses strenge Inkognito, das der Arzt so ernsthaft behauptete, erstaunte die Gräfin. Sie fand dafür keinen ande-

ren Grund, als daß er ganz gegen die Denkungsart seiner Kollegen für seine geleisteten Dienste nicht belohnt sein wollte.

Lächelnd erwiderte sie: »Ich verstehe Sie, lieber Doktor. Aber Ihre Zurückhaltung geht zu weit. Sie soll mich nicht davon abhalten, Ihre Schuldnerin zu sein und dankbar für Ihren guten Beistand.«

Mit Gewalt nötigte sie ihm eine goldene Dose auf. Um die Dame als eine gute Kundin nicht unwillig zu machen und ihr nicht weiter zu widersprechen, nahm er sie jedoch nur als Vorauszahlung an. Er erklärte sich das Rätsel übrigens ganz leicht als eine Krankheit, die die gesamte gräfliche Familie befallen haben mußte. Für ihn war es eine Art Vergiftung, bei der seltsame und unbegreifliche Einbildungen und Trugbilder nichts Ungewöhnliches sind. Gegen die Auswirkungen dieser sogenannten Kribbelkrankheit verordnete er gelinde Abführmittel.

Doktor Springsfeld war keiner der unbeholfenen Ärzte, die nur ihre Pillen und Arzneien anpreisen können. Er besaß auch die Gabe, sich seinen Patienten lieb und angenehm zu machen. Mit artigen Geschichten, Stadtneuigkeiten und kleinen Anekdoten unterhielt er die Kunden und munterte sie auf. Als er nach dem Besuch der Gräfin seine Runde ging, gab er in jedem Besucherzimmer seine sonderbare Begegnung mit der neuen Kundschaft zum besten. Durch die oftmalige Wiederholung wuchs unvermerkt die Angelegenheit an. Bald nannte er die Dame eine Kranke, bald eine Schwärmerin oder gar Seherin. Man war begierig, ihre außerordentliche Bekanntschaft zu machen. Die Gräfin Cäcilie wurde in Karlsbad bald das Ereignis des Tages. Alles drängte sich in der Halle zu ihr, als sie mit ihren schönen Töchtern zum erstenmal erschien. Das war für sie und die Fräulein ein höchst überraschender Anblick. Traf sie doch hier die ganze Gesellschaft, in die sie vor einigen Tagen im Schloß des Herrn von Riesental eingeführt worden war. Der bebänderte Graf, der wohlbebauchte Domherr und der gelähmte Finanzrat fielen ihnen zuerst in

die Augen. Sie fühlten sich des steifen Zeremoniells enthoben, sich mit Knicks und Förmlichkeit vorstellen zu müssen. Für sie war kein einziges fremdes Gesicht im Saal.

Mit freimütiger Unbefangenheit wandte sich die gesprächige Dame bald diesem, bald jenem der Gesellschaft zu. Alle nannte sie beim Namen und Titel. Viel sprach sie vom Herrn von Riesental. Sie berief sich auf diesen gastfreien Mann und die mit allen gepflegten Unterhaltungen.

Doch sie wußte sich nicht recht zu erklären, wie sie das fremde und kalte Betragen aller Herren und Damen deuten sollte, die noch vor kurzem so viel Freundschaft und Vertraulichkeit ihr gegenüber geäußert hatten. Dabei geriet sie in den Wahn, daß alles verabredet und nur ein Spaß des Herrn von Riesental sei. Unvermutet würde er zum Vorschein kommen und bald der Schäkerei ein Ende bereiten. Trotzdem wollte sie ihm diesen Triumph nicht gönnen, über ihren Scharfsinn gesiegt zu haben. Scherzhaft beauftragte sie den bekrückten Finanzrat, seine vier Füße in Bewegung zu setzen und den verborgenen Oberst aus dem Hinterhalt hervorzurufen und hereinzuführen.

Nach Meinung der Badegesellschaft bewiesen alle diese Reden eine sehr überspannte Phantasie. Samt und sonders bemitleideten sie die Gräfin, die eine sehr vernünftige Frau zu sein schien. Gespräch und Gedankengang verrieten nichts Ausschweifendes, solange ihre Einbildung nicht den Weg über das Riesengebirge nahm.

Die Gräfin ihrerseits erriet aus den bedeutungsvollen Gesichtszügen, Winken und Blicken der um sie herum versammelten Zweifler, daß man sie schief beurteilte. Man glaubte, ihre Gicht habe sich aus den Gliedern ins Hirn verlagert. Dieses kränkende Vorurteil wollte sie am besten mit dem aufrichtigen Bericht über ihr Abenteuer an der schlesischen Grenze widerlegen. Man hörte ihr mit der Aufmerksamkeit zu, die man einem Märchen widmet, das angenehm unterhält, dem man aber nicht glaubt. Die Gräfin erlitt das gleiche Schicksal wie die Seherin Kassandra. Diese durfte wahrsagen, aber keiner ihr glauben.

»Wunderbar!« riefen alle Zuhörer wie aus einem Munde. Dabei blickten sie den Doktor Springsfeld bedeutsam an. Der zuckte nur verstohlen die Achsel. Er gelobte, die Patientin nicht eher aus seiner Pflege zu entlassen, bis das mineralische Wasser das abenteuerliche Riesengebirge aus ihrer Phantasie gespült haben würde.

Das Bad leistete auch alles, was der Arzt und die Kranke davon erwartet hatten. Als die Gräfin sah, daß ihre Geschichte bei der Karlsbader Gesellschaft wenig Glauben fand und sogar ihren gesunden Menschenverstand verdächtig machte, redete sie nicht mehr davon. Doktor Springsfeld unterließ nicht, dieses Schweigen den Heilkräften des Bades zuzuschreiben. Dieses hatte jedoch auf ganz andere Art gewirkt und die Gräfin von Gicht und Gliederschmerzen befreit.

So wurde die Badekur erfolgreich beendet. Genug hatten sich die schönen Fräulein begaffen und bewundern lassen. Reichlich hatten sie den lieblichen Weihrauch der Schmeichelei von den süßen Herren eingeatmet. Satt und müde vom Wandern kehrten Mutter und Töchter nach Breslau zurück.

Mit gutem Grund nahmen sie wieder den Weg durch das Riesengebirge. Sie wollten ihr Wort gegenüber dem gastfreien Oberst halten und auf der Rückreise bei ihm vorsprechen. Auch hoffte die Gräfin, von ihm die Auflösung des unbegreiflichen Rätsels zu bekommen, wie sie zur Bekanntschaft der Badegesellschaft gelangt sei. Warum hatte diese sich so wildfremd ihr gegenüber verhalten? Wie auch immer das Alibi für sie ausfiel, es ließ sich nicht bunter träumen.

Niemand aber konnte ihr den Weg zum Schloß des Herrn von Riesental zeigen. Unbekannt war sein Name diesseits und jenseits des Gebirges. Endlich mußte sich die verwunderte Dame davon überzeugen, daß der Unbekannte, der sie beschützt und beherbergt hatte, kein anderer als der Berggeist Rübezahl selbst gewesen war. Sie gestand sich ein, daß er das Gastrecht auf eine edelmütige Art

an ihr ausgeübt hatte. Sie verzieh ihm die Neckerei mit der Badegesellschaft und glaubte ab jetzt von ganzem Herzen an das Vorhandensein von Geistern. Gleichwohl trug sie der Spötter wegen Bedenken, ihren Glauben vor aller Welt zu offenbaren.

Seit der Begegnung mit der Gräfin Cäcilie hat Rübezahl nichts mehr von sich hören lassen. Er kehrte in seine unterirdischen Staaten zurück und bekam dort alle Hände voll zu tun. Bald brach nämlich der große Erdbrand aus, der Lissabon zerstörte. Der wütete seitdem immer weiter und breitete sich neuerdings bis an die Grenzen des deutschen Vaterlandes aus.

Die Erdgeister fanden viel Arbeit in der Tiefe, um die Feuerströme einzudämmen. Keiner hat sich mehr auf der Erdoberfläche blicken lassen. Es ist das Werk der wachsamen Gnomen und ihrer unermüdlichen Arbeit, wenn die Länder am Rheinufer und Neckarstrom noch so grund- und bodenfest auf ihrer Erdscholle stehen wie der Brocken und das Riesengebirge und daß die Herren von Hirschberg noch keine Flotte in See stechen ließen für die Teilnahme am amerikanischen Seekrieg.



Die Historien von Till Eulenspiegel

Nacherzählt dem Volksbuch

1. Historie Wie Till Eulenspiegel dreimal getauft wurde



Till Eulenspiegel wurde in Kneitlingen, einem Dorf im niedersächsischen Ehmwald, geboren. Sein Vater hieß Klaus Eulenspiegel und seine Mutter Anna Wibcken. Wenige Tage nach der Geburt brachten sie ihr Kind nach Amptleben zur Taufe. Dort lebte der Burgherr Till von Uetzen in einem gefürchteten Raubschloß. Das wurde Jahre später von den Magdeburgern und ihren Verbündeten zerstört. Wie dem auch sei, der Burgherr war Tills Taufpate. Von ihm erhielt er seinen Namen.

Nach der Taufe lud der Vater zu einem Umtrunk ein. Immer wieder prosteten sie sich in der Bierschwemme auf das Wohl des neuen Erdenbürgers zu. Angeheitert machten sie sich auf den Rückweg nach Kneitlingen. Die fröhlich beschwipste Patentante trug das schlafende Baby. Nach einer Weile mußten sie über einen schmalen Steg gehen. Als die Patentante hinüber wollte, schwankte sie so sehr, daß sie in den Tümpel fiel. Das Wasser stand vor Dreck, und sie besudelte sich und das Kind jämmerlich. Beinahe wäre Till in dem aufgewirbelten Schlamm erstickt, doch die anderen Frauen zogen ihn noch rechtzeitig heraus.

Zu Hause setzten sie sofort einen großen Kessel mit Wasser aufs Feuer und richteten ein Bad her. Nachdem sie Till gewaschen hatten, sah er wieder sauber und schön aus. Also wurde er an diesem Tag dreimal getauft: zuerst in der Kirche, dann im Drecktümpel und schließlich im Wasserbottich.

2. Historie Wie sich Eulenspiegel als Schalk hervortat



Kaum konnte Eulenspiegel gehn und stehn, tobte und tollte er munter mit den anderen Kindern herum. Niedlich wie ein Äffchen tummelte er sich bis zu seinem dritten Lebensjahr. Je älter er aber wurde, desto ärger trieb er seine Späße. Bald begannen die Leute sich über seinen Schabernack zu beklagen. Der gute Vater konnte das gar nicht fassen. Erschrokken fragte er Till: »Wie kommt es, daß dich alle unsere Nachbarn einen Schalk nennen?«

Eulenspiegel war nicht verlegen. Unbekümmert gab er zur Antwort: »Ich tue keinem etwas. Willst du den Beweis, lieber Vater, dann sattle dein Pferd. Laß mich hinter dir aufsitzen und mit dir still und ruhig durch die Gassen reiten. Trotzdem werden die Leute mich verleumden und üble Nachrede halten.«

Da der liebevolle Vater nichts auf seinen Sohn kommen ließ, ging er auf den Vorschlag ein. Als sie nun still und ruhig durch den Ort ritten, zeigte Till jedermann den blanken Hintern. Da blieben die Nachbarn, vor allem aber die Nachbarinnen, böse stehen. Sie drohten mit Fäusten und schimpften: »Pfui Teufel! Schäm dich, du arger Schalk!«

Als könne er kein Wässerchen trüben, sprach Eulenspiegel zu seinem Vater: »Da hörst du es, lieber Vater! Still und ruhig sitze ich hinter dir und tue keiner Fliege etwas zuleide. Die Leute aber drohen mir und schimpfen mich einen Schalk.«

Dem Vater kam die Sache nicht geheuer vor. Er wollte ganz sicher gehn und setzte den lieben Sohn vor sich. Das hinderte diesen jedoch nicht, erneut seine Possen zu treiben. Er schnitt den Bauern die gräßlichsten Fratzen und streckte ihnen die Zunge heraus, so weit er konnte.

Beleidigt blieben die Leute stehen, drohten böse und

schimpften laut: »Du Lümmel! Warte, wenn wir dich erwischen. Diese Schalkheit wollen wir dir schon austreiben!«

Dem Vater wurde es weh ums Herz. Er schüttelte den Kopf und sprach zu seinem unschuldigen Söhnchen: »Du armes Kind, wie traurig mußt du sein! Niemandem tust du etwas, aber alle nennen dich einen Schalk. Welch unglückselige Stunde, in der du geboren wurdest!«

3. Historie Wie Eulenspiegel vom Seil stürzte



Weil Eulenspiegel seine Familie in Verruf gebracht hatte, zogen sie von Kneitlingen fort. Sie ließen sich in dem Flecken bei Helmstedt nieder, aus dem die Mutter stammte. Kaum hatten sie sich häuslich eingerichtet, starb der Vater. Bald ging die Armut bei ihnen ein und aus, und sie darbten an Essen und Trinken. Zu allem Unglück wollte Eulenspiegel kein Handwerk erlernen. Dabei war er schon sechzehn Jahre alt, aber der Schalk hatte nur Flausen im Kopf.

Einmal kam er auf die Idee, ein Seiltänzer zu werden. Von seinem Haus zum gegenüberliegenden wollte er ein Seil spannen und darauf allerlei Kunststücke vorführen. Doch die Mutter drohte ihm Prügel an, würde sie ihn dabei erwischen. Ihr Sohn sollte kein Gaukler werden. Somit blieb Eulenspiegel nichts anderes übrig, als heimlich auf dem Dachboden zu üben. Weil aber die Mutter ständig ein Auge auf ihn hatte, ertappte sie ihn bald. Mit einem großen Knüppel bewaffnet, stürzte sie auf ihn los. Doch ehe sie es sich versah, war er durchs Fensterloch aufs Dach geflitzt.

Trotz dieses Ärgers ließ Eulenspiegel von seinem Vorhaben nicht ab. Tatsächlich spannte er eines Tages von Haus zu Haus ein Seil über die Saale. Kaum hatten die Leute das entdeckt, strömten sie herbei. Sie gafften mit offenen Mündern, und jung und alt staunten über seine Veranstaltung.

Als seine Seiltänzerei den Höhepunkt erreichte, bekam die Mutter Wind davon. Voller Wut darüber, daß sie diesen Klamauk nicht hatte verhindern können, schlich sie auf den Dachboden. Dort schnitt sie eins, zwei, drei das Seil ab, und Eulenspiegel plumpste in die Saale. Über diesen gelungenen Streich jubelten die Bauern schadenfroh. Sie bedachten Eulenspiegel mit spöttischen Zurufen, während er kläglich in dem kalten Wasser herumpaddelte.

»He, du«, riefen die Jungen, »wie gefällt dir das Bad?«

Über diesen Spott grämte sich Eulenspiegel bitterlich. Noch während er ans Ufer kroch, überlegte er, mit welcher Münze er es ihnen heimzahlen könnte. Mit heißen Rachegelüsten beendete er sein kaltes Bad.

4. Historie Wie Eulenspiegel eine Rauferei um Schuhe anstiftete



Nach seinem blamablen Sturz ins kalte Naß ließ Eulenspiegel nur wenig Zeit verstreichen. Er brannte so sehr auf Rache, daß er seinen Plan rasch in die Tat umsetzte. Damit die Mutter ihm keinen Strich durch die Rechnung machen konnte, spannte er diesmal das Seil von einem anderen Haus über den Fluß. Kaum hatte er mit den Vorbereitungen begonnen, versammelte sich auch schon jung und alt. Als der Platz voll war, erklärte Eulenspiegel:

»Heute führe ich euch ein Kunststück vor, wie es noch keiner erlebt hat. Noch nach vielen Jahren werdet ihr darüber euren staunenden Kindern und Kindeskindern berichten. Doch ich brauche dazu von allen jungen Burschen den linken Schuh. Also gebt sie mir her!«

Auf solche Mitwirkung hätten die Jungen allerdings gern verzichtet. Aber die neugierige Menge konnte den Beginn der Vorführung kaum noch erwarten. Deshalb spornten die älteren die jungen Burschen an, sich schnell von ih-

ren linken Schuhen zu trennen. Obgleich sie der Veranstaltung lieber mit komplettem Schuhwerk beigewohnt hätten, taten sie es schließlich.

Bald hatte Eulenspiegel über hundert linke Schuhe eingesammelt. Da hüpfte ihm das Herz vor Freude, und seine Augen blitzten schalkhaft. Gemächlich zog er Schuh um Schuh auf eine lange Schnur. Dann stieg er mit dem Schuhwerk aufs Seil. Wie aus dem Häuschen fieberte das Publikum der einmaligen Akrobatik entgegen.

Nachdem Eulenspiegel ein bißchen auf dem Seil herumbalanciert war, rief er den versammelten Gaffern zu: »Aufgepaßt, ihr Leute! Aufgepaßt! Jetzt kommt die Glanznummer. Doch zuvor merke sich noch jeder seinen Schuh.«

Alle starrten angestrengt nach oben, während er Meter um Meter die lange Schuhkette vorzeigte. Dann verkündete er lauthals: »Es suche ein jeder seinen Schuh, so schnell er kann!«

Und mit einem langen Messer zerschnitt Eulenspiegel die Schnur. Da polterten die Schuhe auf die Erde, und einer purzelte über den anderen. Die jungen Burschen erstarrten nicht lange vor Schreck. Sie stürzten sich zum Schuhhaufen und bildeten ein dichtes Gedränge. Jeder bangte um sein Eigentum und rempelte und schubste den Nebenmann fort. Schrie einer: »Das ist mein Schuh!«, brüllte ein anderer: »Meiner ist's, du Lügenmaul!«

Nicht lange dauerte es, und man begann sich an den Haaren zu zausen und herumzuschlagen.

Jetzt konnten auch die Alten nicht mehr ruhig bleiben. Wohl wollten sie Ordnung stiften, doch sie vergrößerten nur noch die Schlacht. Bald lag der eine unten und der andere oben, schrie der eine, weinte der andere und jubelte der dritte. Jeder Backenstreich wurde Auge um Auge, Zahn um Zahn beantwortet. Fröhlich hockte Eulenspiegel auf dem Seil und sah dem Gemetzel zu.

»He, ihr Leute!« schrie er in die Rauferei, »das habt ihr nun von eurem Spott!«

Sprach's, stieg vom Seil und schlüpfte in seine Wohnung. Vier Wochen lang verließ er sie nicht. Brav flickte er einen um den anderen Tag Helmstedter Schuhe. Darüber freute sich die Mutter, und sie begann wieder an den guten Kern ihres Sohnes zu glauben. Dummerweise hatte keiner sie aufgeklärt, warum es für Eulenspiegel ratsam war, nicht vor die Haustür zu treten.

5. Historie Wie Eulenspiegel seine Mutter verärgerte



Als Eulenspiegels Mutter sah, mit welcher Ausdauer ihr Sohn Schuhe reparierte, freute sie sich sehr. Sie packte diese günstige Gelegenheit beim Schopf und bedrängte ihn, endlich einen Beruf zu erlernen. Handwerk hat goldenen Boden, sagte sie und versuchte, ihn für das eine oder andere zu erwärmen. Eulenspiegel aber blieb stumm und nähte seine Schuhe.

»Ach«, spielte die Mutter hierauf an, »vielleicht willst du ein Schuhmacher werden? Ich kenne einen guten Meister, bei dem du in die Lehre gehen könntest.«

Eulenspiegel setzte Stich an Stich und schwieg. Da wurde die Mutter zornig und schimpfte ihn einen Faulpelz und Tagedieb.

»Überall sorgen die Kinder für ihre Eltern, und ich arme Frau habe nur einen Sohn, der mich glattweg verhungern läßt!«

»Reg dich nicht auf, liebe Mutter, es nützt dir nichts. Gut Ding will Weile haben.«

Das wiederum war die rechte Art, um die Mutter noch mehr in Rage zu bringen, und sie zeterte: »Ein fürsorglicher Sohn bist du fürwahr. Heute früh hast du dir den letzten Kanten Brot genommen, ohne an mich zu denken. Was glaubst du eigentlich, wovon ich leben soll, während du deine Zeit mit schlechten Scherzen und bösem Schabernack verplemperst?«

Da Eulenspiegel nicht klein beigeben wollte, haspelte er weiter seine Sprüchlein herunter.

»Iß, wenn du hast, und faste, wenn du mußt. Siehst du, liebe Mutter, deshalb faste am Morgen und warte auf den Abend, der dir den Tisch decken wird.«

Eulenspiegel blickte von seiner Arbeit auf. Fuchsteufelswild stand die Mutter vor ihm und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

»Das kommt vom Fasten!« schrie sie und lief in die Küche.

6. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEN BÄCKER BETROG



Eulenspiegel rieb sich die Wange und dachte im stillen: Lieber Gott, steh mir bei, damit ich für die Mutter Brot bekomme! Ohne weiter zu säumen, stand er auf und verließ das Haus in Richtung Staßfurt. Dort betrieb ein reicher Brotbäcker sein Geschäft. Eulenspiegel betrat den Laden und stellte sich als der Diener eines wohlbekannten Herrn aus Magdeburg vor. Dieser sei in der besten Herberge am Ort abgestiegen und wünsche für zehn Schillinge Roggen- und Weizenbrot.

»Gebt mir den Lehrjungen mit«, sagte Eulenspiegel, »damit er mir tragen helfe und in der Herberge das Geld in Empfang nehme.«

Der Bäcker zählte die Brote in den Sack, den ihm Eulenspiegel hinhielt. Aber der Sack hatte ein Loch. Kaum waren sie aus der Sichtweite des Bäckers, nahm Eulenspiegel die Hand vom Loch und ließ ein Weißbrot in den Dreck fallen. Sofort setzte er den Sack ab und sprach zu dem Lehrjungen: »Unmöglich kann ich das schmutzige Brot meinem Herrn bringen. Lauf zum Bäcker zurück und tausche es um. Ich warte hier.«

Der Lehrjunge tat, wie ihm geheißen. Doch als er zurückkam, war Eulenspiegel weg. Dem Jungen schwante nichts

Gutes. Ängstlich kehrte er zu seinem Herrn zurück. Der verabreichte ihm eine Maulschelle, weil er zu dumm war, ... richtig zu verabreden. Zornig machte sich der Bäcker auf den Weg zur Herberge. Doch wie entsetzt war er, als man dort überhaupt nichts von einem Herrn aus Magdeburg wußte! Lauthals bejammerte er seinen Verlust. Noch lauter aber verfluchte er den gemeinen Betrüger.

Der hatte in der Vorstadt aus seinem Dorf einen Pferdekarren entdeckt, der sich auf dem Rückweg befand. Ohne um Erlaubnis zu fragen, packte er den Brotsack auf das Gefährt. Mit einem fröhlichen Lied auf den Lippen folgte er dem ratternden Fuhrwerk. Vor seinem Hause nahm er das Gepäck herunter und brachte es der Mutter mit den Worten:

»Iß, wenn du hast, und faste, wenn du mußt.«

7. Historie WIE EULENSPIEGEL ZUM ESSEN GEPRÜGELT WURDE



In dem Flecken, in dem Eulenspiegel mit seiner Mutter lebte, gab es einen alten, schönen Brauch. Wer ein Schwein schlachtete, mußte den Kindern aus der Nachbarschaft das Weckbrot geben. Das war Wurstsuppe mit eingebrocktem Weißbrot.

Nun wohnte in dem Flecken ein geiziger Bauer, dem die freie Kost ein Dorn im Auge war. Weil er sie den Kindern nicht versagen konnte, wollte er sie ihnen verargen. Lange schon vor dem Schlachtfest sammelte er altbackenes Brot in einer Milchkanne. Als es ans Schlachten ging, war der große Behälter voll. Wie üblich kamen die Jungen und Mädchen aus der Umgebung, um sich ihr Weckbrot zu holen. Freundlich ließ sie der Geizhals herein. Dann verschloß er die Tür und goß die Wurstbrühe über das harte Brot. Hämisch forderte er die Kinder auf, das Weckbrot aufzuessen.

Wohl waren alle hungrig, aber leer futtern konnten sie die große Kanne nicht. Auf diesen Augenblick hatte der Knauser nur gewartet. Wollte ein Kind den Löffel weglegen, peitschte er es an die Suppe zurück. Besonders hatte er es auf Eulenspiegel abgesehen, dem er alle Schalkheit vergelten wollte. Wie immer er auch die Hintern versohlte, Eulenspiegels traf er stets am besten. Dieses bösartige Spiel trieb der Bauer so lange, bis die Kanne leer war. Dieses Weckbrot bekam den Kindern wie dem Hund das Gras. Mit Leibschmerzen, Erbrechen und Ekelfieber plagten sie sich die ganze Nacht hindurch. Vor allem Eulenspiegel klagte noch über blaue, grüne und gelbe Striemen auf den Pobacken. Der Geizige jedoch hatte erreicht, daß er fortan kein Weckbrot mehr zu spendieren brauchte.

8. Historie WIE EULENSPIEGEL SICH AN DEM GEIZKRAGEN RÄCHTE



Einen Tag nach dem Schlachtfest traf der vergeizte Bauer Eulenspiegel auf der Straße. Höhnisch fragte er ihn: »Lieber Eulenspiegel, wann kommst du wieder einmal auf ein Weckbrot vorbei?«

Längst hatte sich Eulenspiegel geschworen, dem alten Geizkragen die Bosheit zu vergelten. Deshalb antwortete er: »Wenn sich deine Hühner um ein paar Stückchen Brot zanken, dann werde ich dabei sein.«

Der Geizige nahm an, daß damit das nächste Schlachtfest gemeint war. Deshalb entgegnete er selbstgefällig: »Darauf wirst du lange warten können.«

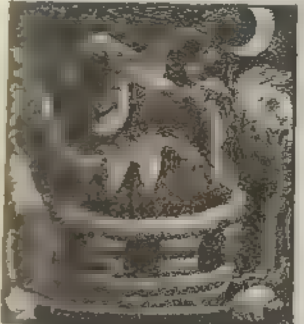
Weil Eulenspiegel dem Mann aber nicht beruhigt davonziehen lassen wollte, erwiderte er: »Was aber, wenn ich komme, bevor die Zeit für dicke Wurstsuppe heran ist?«

Nach dieser Begegnung lauerte Eulenspiegel tagelang darauf, daß die Hühner des Bauern auch einmal ihr Futter auf der Gasse suchen würden. Mehr als zwanzig Fäden

hatte er zurechtgeschnitten und stets zwei über Kreuz miteinander verknüpft. An jedes Fadenende band er ein Brotstückchen. Endlich kam der Augenblick, daß die Hühner die Happen in der Gasse entdeckten. Gierig stürzten sie auf die Brotkrumen und pickten sie weg. Doch wie sehr sie auch schluckten, stets stand dem einen Huhn ein anderes gegenüber, das ihm den Brocken wieder aus dem Schlund riß. So gackerten sie und rackerten sich ab und konnten die Lockspeise weder hinunter- noch hinauswürgen. Das ging so lange, bis sie ganz ermattet waren und ihr Leben aushauchten.

Am Abend sah der Geizige nach seinen Hühnern. Er fand sie weder auf der Stange noch im Hof. Ahnungsvoll ging er auf die Gasse und erblickte sogleich die Bescherung. Über vierzig Hühner fand er verendet, jedes mit einem Faden im Schnabel. Unverkennbar war das Eulenspiegels Handschrift. Der Bauer ballte die Fäuste und drohte, den Missetäter umzubringen.

9. Historie WIE EULENSPIEGEL IN EINEM BIENENSTOCK ÜBERNACHTETE



Einmal begab sich Eulenspiegel mit seiner Mutter ins benachbarte Dorf zur Kirchweih. Von überall kam viel Volk zu dem Erntefest gezogen. Man tanzte fröhlich und sang:

»Wenn Kirmes ist, wenn Kirmes ist, dann schlachtet Vater den Bock, dann tanzt meine Mutter, dann tanzt meine Mutter im roten, roten Rock.«

Auch Eulenspiegel schwang das Tanzbein, mehr aber noch schwenkte er den Bierkrug. Deshalb dauerte es gar nicht lange, daß seine flinke Zunge immer schwerer wurde. Auch überfiel ihn die Müdigkeit so stark, daß er nach einem stillen Plätzchen Ausschau hielt. Bald hatte er einen leeren Bienenstock entdeckt, in dem er seinen Rausch aus-

schlafen wollte. Er kroch hinein und schlummerte von Mittag bis Mitternacht, während seine Mutter annahm, er wäre vor Langeweile nach Hause gegangen.

In derselben Nacht waren zwei Honigdiebe auf Beute aus. Als sie vor den Bienenstöcken standen, meinte der eine: »Ich habe gehört, daß der schwerste Bien der beste ist.«

Also hoben sie Korb um Korb an, um das Gewicht zu prüfen. Wie staunten sie aber, als sie an den kamen, in dem Eulenspiegel selig von der Kirmes träumte! Er war so schwer, daß sie sofort beschlossen, ihn mitzunehmen. Sie hoben ihn auf die Schultern und trugen ihn davon.

Natürlich hatte Eulenspiegel den Anschlag der Diebe mitbekommen. Die Nacht war so finster, daß man die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Das brachte Eulenspiegel auf eine Idee. Kräftig zupfte er den vorderen Dieb am Schopf. Der beschimpfte sofort seinen Kumpan. Der wiederum war sich keiner Schuld bewußt und fragte aufgebracht: »Träumst du oder bist du übergeschnappt? Kaum kann ich den schweren Bien halten, wie soll ich dir da an die Haare komm'en?«

Dieser Streit gefiel Eulenspiegel, und er heizte ihn weiter an. Als sie über ein Stückchen holpriges Ackerland schaukelten, zog er den hinteren Dieb derb an den Haaren.

»Bist du verrückt geworden!« brüllte der. »Ich habe dir nichts getan, und du rupfst mich, daß mir die Schwarte kracht.«

Nunmehr zweifelte der vordere am Verstand des hinteren. »Du Spinner!« wetterte er. »Wie soll ich nach hinten greifen können, wenn ich vor mir den Weg kaum finde?«

So zankten sie sich und beleidigten sich immer unflätiger.

Als der Streit auf dem Siedepunkt war, langte Eulenspiegel noch einmal zu. Mit voller Wucht riß er den Kopf des vorderen gegen den Bienenstock. Der ließ sofort die Last fallen und schmetterte dem hinteren die Faust ins Gesicht. Der fackelte ebenfalls nicht lange, entledigte sich seiner Bürde und prügelte zurück. Sie führten ihr Gefecht so heftig, daß sie sich immer fester ineinander verkrallten und über den Stoppelacker in die finstere Nacht davontorkelten.

Kaum hatte sich ihr Getobe in der Ferne verloren, steckte Eulenspiegel den Kopf hinaus in die rabenschwarze Nacht. Da er nichts anderes erkennen konnte als seinen eigenen Brummschädel, kauerte er sich wieder zusammen und nahm noch eine Mütze Schlaf. Am Morgen aber beschloß er, den Weg weiterzugehen, auf den ihn die Diebe gebracht hatten.

10. Historie Wie Eulenspiegel Henep mit Senep verwechselte



Gegen Mittag kam Eulenspiegel zu einer Burg, in der er sich als Hofjunge verdingte. Kaum war er angestellt, mußte er mit dem Junker ausreiten und die Lanze nachführen. Wie sie nun so ritten, fragte der Junker: »Kennst du das Kraut, das hier am Weg steht?« Selbstverständlich wußte Eulenspiegel, daß es Hanf war, der in dieser Gegend Henep hieß.

»Triffst du irgendwo auf Henep«, erläuterte der Junker, »dann scheiß hinein. Aus dem Bast dieses Krautes werden nämlich die Stricke für Räuber und andere Galgenvögel gesponnen.«

Eulenspiegel versprach, die Lehre anzunehmen. Schließlich war sein Herr ja selber einer, der aus Gewohnheit raubte, stahl und plünderte.

Eines Tages lungerte er untätig in der Burg herum und bekam davon Hunger. Also ging Eulenspiegel in die Küche, um sich einen Imbiß zu holen. Doch der Koch schickte ihn in den Keller nach einem Topf Senep. Weil er Senf nicht kannte und auch nicht wußte, wozu er taugte, verwechselte Eulenspiegel Senep mit Henep. Wie ihm vom Junker geheißen, schiß er ins Senffaß. Danach rührte er

den Brei um und brachte ihn dem Koch. Der tat davon etwas in ein Schüsselchen und schickte es in den Saal, in dem der Junker gerade mit Gästen tafelte. Mit Appetit tunkten die Herrschaften das Fleisch in den Senf, bevor sie es in den Mund steckten. Doch voller Ekel spuckten sie es wieder aus. Wutentbrannt wurde der Koch gerufen, damit er vom Senf koste.

Doch kaum hatte er das Zeug auf der Zunge, erbrach er sich.

»Das schmeckt, als wäre hineingeschissen«, stammelte er. Da mußte Eulenspiegel laut auflachen. Grimmig drehte sich der Junker zu ihm um und befahl ihm, ebenfalls eine Kostprobe zu nehmen. Doch Eulenspiegel erklärte: »Aber, Herr, ich weiß doch, wonach das Zeug schmeckt. Schließlich habe ich doch auf Euer Geheiß hineingemacht, denn Ihr sagtet: Triffst du irgendwo auf Henep …«

Weiter kam Eulenspiegel nicht mit seiner Rede, denn der Burgherr hatte sich erhoben und rief: »So dumm ist keiner, daß er Henep mit Senep verwechselt. Warte, mein Bürschchen, dir werd ich's geben!«

Der Junker langte seinen dicken Knüppel, doch Eulenspiegel wartete nicht, bis die Tracht Prügel zu ihm kam. Hast du was, kannst du was nahm er Reißaus und flitzte von der Burg, so schnell ihn die Füße trugen.



11. Historie Wie Eulenspiegel zwei Hühner briet



In der Nähe Braunschweigs liegt das Dorf Buddenstedt, das Eulenspiegel nach längerer Wanderung erreichte. Niemand kannte ihn hier, so daß der gute Eindruck, den er machte, zählte. Jedenfalls fand der Pfarrer Gefallen an ihm. Er suchte gerade einen Knecht und versprach Eulenspiegel einen guten Dienst bei gleicher Kost wie für sich und die Magd. Überhaupt, versicherte er, wäre alles mit halber Arbeit zu erledigen. Da spitzte Eulenspiegel die Ohren und erklärte: »Ich werde mich gewissenhaft danach richten.«

Inzwischen hatte die Magd zwei Hühner an den Bratspieß gesteckt. Kaum war Eulenspiegel Knecht, stellte ihn die Magd schon an. Er mußte sich an den Herd setzen und den Spieß drehen.

Eulenspiegel tat wie ihm geheißen. Fleißig wendete er das Geflügel über dem Feuer. Je mehr es bräunte, desto mehr stieg ihm der Bratenduft in die Nase. Immer öfter leckte er sich die Lippen, bis er es nicht mehr aushielt. Er riß sich einen Flügel ab und aß ihn auf. Dadurch war er aber erst richtig auf den Geschmack gekommen.

»Mit einem Flügel läßt sich schlecht fliegen«, sprach er und nahm sich den anderen.

Freilich war auch dieser winzige Happen nichts gegen den Heißhunger, den er jetzt verspürte.

»Ob ein Huhn gut durchgebraten ist, prüft man am besten mit den Zähnen«, überlegte er laut und brach sich eine Keule ab. Oh, die schmeckte vielleicht! Doch wie zerfledert sah nun das eine Huhn aus! Eulenspiegel musterte es mit betrübtem Blick.

»Nein«, sagte er, »so ungleich kann ich das eine Huhn nicht lassen. Das merkt sogar die einäugige Magd, daß hier etwas nicht stimmt.«

Ohne Zaudern langte er nach der zweiten Keule und ließ sie sich wohl bekommen.

Damit hatte Eulenspiegel die Ungleichheit an dem einen Huhn beseitigt, aber einen guten Eindruck hinterließ es trotzdem nicht. Da fiel ihm ein, daß er so gut wie der Pfarrer und die Magd verköstigt werden sollte, und er sprach: »Wenn ich mir nicht meinen Teil von den Hühnern nehme, strafe ich den frommen Gottesmann Lügen. Deshalb ist es weise gehandelt, wenn ich das eine Huhn ganz aufesse.«

Kaum hatte er es verspeist, kam die einäugige Magd, um für den Pfarrer und sich die beiden Hühner zu holen. Doch als sie an den Herd trat, sah sie, daß nur noch eines am Spieß steckte.

»Zwei Hühner habe ich an den Spieß gesteckt«, sagte sie, »jetzt sehe ich nur eines. Wo ist das andere?«

Eulenspiegel tat äußerst verwundert.

»Macht beide Augen auf, Frau, dann seht Ihr auch beide Hühner.«

Dieser Spott erzürnte die Magd. Spornstreichs lief sie zum Pfarrer und beklagte sich über den frechen Knecht. Ärgerlich ging der Pfarrer in die Küche, um für Ordnung zu sorgen.

»Warum verspottest du meine Magd?« fragte er Eulenspiegel. »Ich sehe sehr wohl, daß nur ein Huhn am Spieß steckt, obwohl es doch zwei waren.«

»Da habt Ihr schon recht«, bestätigte Eulenspiegel sofort. Also fragte der Pfarrer weiter:

»Wenn zwei Hühner am Spieß waren, wo ist dann das andere geblieben?«

Verschlagen antwortete Eulenspiegel: »Aber das andere Huhn steckt doch am Spieß! Öffnet beide Augen, dann seht Ihr es. So sagte ich es auch der Magd, und da wurde sie wütend.«

Als der Pfarrer das hörte, mußte er lachen.

»Also gut«, sagte er, »wenn nur das andere Huhn da ist, dann ist eben das eine weg. Erkläre mir, wohin es verschwunden ist.«

Jetzt mußte Eulenspiegel Farbe bekennen.

»Tatsächlich ist es so«, verteidigte er sich, »daß ich das eine Huhn gegessen habe, während das andere noch am Spieß steckt. Doch hattet Ihr mir nicht versprochen, daß ich hier im Hause ebenso gut essen solle wie Ihr und Eure Magd? Hättet Ihr nun die Hühner verspeist, ohne mir abzugeben, so wäret Ihr ein Lügner. Das durfte ich auf keinen Fall zulassen. Also aß ich das eine Huhn auf.«

Weil dem Pfarrer diese Ausrede gefiel, beließ er es bei



folgender Ermahnung: »Mein lieber Knecht, es geht mir wirklich nicht um ein Brathuhn. Aber in Zukunft tust du unbedingt das, was meine Magd gern sieht.«

Eulenspiegel versprach, sich danach zu richten. Und das tat er dann auch. Alles, was die Magd ihm auftrug, erledigte er nur halb. Sollte er einen Eimer Wasser holen, brachte er ihn halb voll. Statt zwei Scheite Holz trug er nur eines herbei. Mußte er dem Stier zwei Bündel Heu vorwerfen, beließ er es bei einem. Anstatt ein Maß Wein holte er nur ein halbes aus der Wirtschaft, und so ging das in einem fort. Stets fühlte sich die Magd auf den Arm genommen. Wohl ließ sie sich gegenüber Eulenspiegel nichts anmerken, aber beim Pfarrer beschwerte sie sich von Mal zu Mal heftiger. Endlich mußte er Eulenspiegel ins Gebet nehmen.

»Lieber Knecht«, hob er an, »meine Magd beklagt sich über dich. Ich bat dich, ihr unbedingt alles zu tun, was sie gern sieht.«

Eulenspiegel schien völlig verzweifelt, als er darauf ant-

wortete: »Jawohl, Herr Pfarrer, genau so habe ich es getan. Erstens hattet Ihr mir versprochen, ich dürfe alles mit halber Arbeit erledigen. Zweitens solle ich tun, was Eure Magd sieht. Aber mit ihrem einen Auge kann sie wohl auch nur die halbe Arbeit sehen.«

Da der Pfarrer selber ein rechter Spaßvogel war, konnte er Eulenspiegel nicht böse sein. Jedoch mit seiner Magd war nicht mehr gut Kirschen essen.

»Herr!« rief sie, und ihre Stimme bebte: »Wenn Ihr diesen lächerlichen Schalk weiterhin als Knecht beschäftigen wollt, dann müßt Ihr Euch von mir trennen.«

Das wollte der Pfarrer allerdings nicht. Weil gerade der Küster des Dorfes gestorben war, verhandelte er noch am selben Tag mit den Bauern. Sie kamen überein, daß Eulenspiegel als Kirchendiener angestellt wurde.

12. Historie WIE EULENSPIEGEL UM EIN FASS BIER WETTETE



Eulenspiegel verrichtete sein Küsteramt mit größter Fröhlichkeit. Weil er durch Jahrmarkt und Kirmes reichlich Sangesübungen besaß, schmetterte er auch die frommen Gesänge aus voller Kehle. Darüber freuten sich die Bauern.

Einmal geschah es, daß der Pfarrer vor dem Altar stand und sich auf die Messe vorbereitete. Hinter ihm befand sich Eulenspiegel und rückte ihm das Meßgewand zurecht. Gerade zupfte er eine Falte weg, als der Pfarrer einen ließ, daß die ganze Kirche hallte. Da rümpfte Eulenspiegel die Nase: »War das Euer Weihrauch für den Herrn?«

Der Pfarrer, dem die Frage unangenehm war, antwortete barsch: »In meiner Kirche kann ich tun und lassen, was ich will. Selbst wenn ich einen Haufen mitten hinein setze, ist das meine Angelegenheit.«

»Darauf wette ich um ein Faß Bier, daß Ihr Euch das nicht traut«, erwiderte Eulenspiegel.

Sofort war des Pfarrers Unmut verflogen.

»Oho!« rief er. »Die Wette gilt.«

Er bot die Hand, und Eulenspiegel schlug ein. Ohne sich weiter zu besinnen, ging der Pfarrer ein paar Schritte in den Raum, ließ die Hosen herunter und machte ein stattliches Haufchen. Die Magd hatte dieser scheußlichen Predigt grollend den Rucken gekehrt. Der Pfarrer aber zeigte triumphierend auf den Haufen und verlangte das Bier.

Eulenspiegel jedoch bedauerte. Mit gleichmäßigen Schritten durchmaß er die Kirche in Lange und Breite. Dann zeigte er auf den Mittelpunkt und erklärte: »Leider, Herr Pfarrer, habt Ihr nicht genau in die Mitte gemacht. Allein in der Länge fehlt noch ein Viertel. Die Wette habe ich gewonnen.«

Jetzt riß der ergrimmten Magd der Geduldsfaden. Laut keifte sie: »Eine Schande ist das, Herr Pfarrer, eine einzige Schande! Jagt ihn fort, diesen ekelhaften Schalk, oder Ihr werdet ein schlimmes Ende nehmen.«

»Wettschulden sind Ehrenschulden«, antwortete der Pfarrer und versprach, gleich nach der Messe das Faß Bier zu spendieren.

Diesmal sang Eulenspiegel nicht nur schön laut, sondern er hielt auch den Ton.



13. Historie Wie Eulenspiegel ein Osterspiel einstudierte



Als Ostern vor der Tür stand, sprach der Pfarrer zu Eulenspiegel: »Bei uns ist es Brauch, in der Osternacht ein Osterspiel zu geben. Es zeigt zuerst den Engel, wie er mit den Frauen am Grabe des Herrn spricht, sodann die Auferstehung selbst. Stets war es die Aufgabe des Küsters, das Osterspiel einzuüben.«

Natürlich hatte Eulenspiegel zu einem Spektakel immer Lust. Allerdings konnte er sich nicht vorstellen, wie er die lateinischen Rollentexte in die Köpfe der Bauern kriegen sollte. Deshalb bat er um Mitwirkung der Magd, die lesen und schreiben konnte. Dem Pfarrer war das recht, weil die Magd sowieso alle Verse auswendig wußte. Seit sie bei ihm war, hatte sie noch nie ein Osterspiel ausgelassen und immer den Engel gespielt.

Eulenspiegel suchte sich noch zwei Bauernburschen, mit denen er die drei Marien vor dem Grab spielen wollte. Schließlich erklärte sich noch der Pfarrer bereit, als Herrgott aus dem Grab zu steigen.

Nunmehr konnten die Proben beginnen. Zuerst trichterte Eulenspiegel den beiden Bauernburschen die Frauenrollen ein. Dann ging es los. In Trauerkleidung gehüllt, standen die drei Männer am Grab Dann kam der Engel und fragte in Latein: »Wen sucht ihr hier?«

Daraufhin antwortete die erste Maria, wie es Eulenspiegel dem Bauernburschen eingebläut hatte: »Wir suchen eine alte, einäugige Pfaffenhure.«

Das schlug dem Faß den Boden aus! Mit einem Satz sprang die Magd dem Bauernburschen an die Gurgel. Der war so erschrocken, daß er dem Strafengel beide Flugel abriß. Diese Entweihung ließ den Pfarrer vorzeitig aus seinem Grabe auferstehen und der Magd zu Hilfe eilen.

Kaum hatte er den Burschen am Schopf gepackt, fühlte sich dessen Kumpan herausgefordert. Mit kraftigen Faustschlagen beförderte er den Pfarrer zu Boden. Über ihn stolperte sein Unschuldsengel, und über beide fiel die erste Maria. Da riß man auch schon der zweiten Maria die Trauerkleidung vom Leibe, denn der Pfarrer hatte aus seiner Gemeinde erste Hilfe bekommen. Tapfer hielten aber die Bauern zusammen, und im Nu tobte eine wüste Keilerei.

Der einzige, der sich in acht genommen hatte, war Eulenspiegel. Kurz bevor das blutige Osterspiel seinen krönenden Abschluß erfuhr, verließ er Kirche und Dorf auf Nimmerwiedersehen. Also mußten die Bauern von Buddenstedt sich wieder einen neuen Kirchendiener besorgen.

14. Historie Wie Eulenspiegel vorgab, fliegen zu können



Kaum war Eulenspiegel seines Küsteramtes ledig, trieb es ihn zu neuer Schalkheit. Kein Tag verging, an dem er nicht irgendeinen Unfug ausheckte. Seine Veranstaltungen waren bald im Munde aller Magdeburger. Ja, die Leute waren so von ihnen entzückt, daß sie jeder neuen Gaukelei entgegenfieberten. Gerade in dieser Situation gönnte sich Eulenspiegel einmal eine Pause. So kam es, daß sogar ganz ehrsame Burger nach ihm riefen, ihn mit Bier und guter Kost bewirten ließen und um eine neue Vorstellung baten. Wohl zierte sich Eulenspiegel ein bißchen, aber als er genügend Maß Freibier intus hatte, erklärte er sich bereit. Mit großartiger Geste tat er allen kund, am nächsten Tag vom Rathaus zu fliegen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht in der Stadt Zur angegebenen Stunde versammelten sich jung und alt vor dem Rathaus. Es schien, als wäre die ganze Stadt herbeigeströmt. Endlich ließ sich Eulenspiegel blik-

ken. Gemächlich ging er ins Rathaus und stapfte die Treppe zum Erker hinauf. Er trat an die Brüstung, und die Leute sperrten Maul und Augen auf, um nichts zu verpassen. Da begann Eulenspiegel mit den Armen zu rudern und zu wedeln. Er tat, als wollte er jeden Augenblick losfliegen, und eine große Stille verbreitete sich auf dem Rathausplatz.

Auf einmal rief er: »Ich dachte, hier wäre ich der einzige Narr. Doch wie ich sehe, steckt die ganze Stadt voller Dummköpfe. Selbst wenn ihr mir alle geschworen hättet, ihr könntet fliegen, ich hätte das nicht geglaubt. Solch ein Tor bin ich. Und ihr? Was seid ihr? Wo ich doch keine Flügel mit Federn habe, glaubt ihr, daß ich fliegen kann! Wie leid ihr mir alle zusammen tut!«

Sprach's, drehte sich um und ließ sich nicht mehr blikken. Die einen fluchten auf Eulenspiegel und schickten ihn zum Teufel. Wenige andere aber fanden, daß ihnen eigentlich ganz recht geschehen wäre.

15. Historie Wie Eulenspiegel einen Arzt heilte



Magdeburgs Bischof hieß Bruno. Er war ein Graf zu Querfurt. Als er von Eulenspiegels Possen erfuhr, bestellte er den Schalk zu sich auf die Burg Giebichenstein. Er amüsierte sich köstlich über seine Narreteien und versorgte ihn mit Nahrung und Kleidung. Auch die Diener mochten Eulenspiegel und leisteten ihm bei seinen Späßen Gesellschaft.

Am Hofe des Bischofs gab es einen Arzt, der sich für äußerst gelehrt hielt. Diesen Angeber mochte das Gesinde nicht. Der Arzt wiederum verachtete das einfache Volk. Er riet dem Bischof, nur weise Leute um sich zu scharen und die Toren zu verscheuchen. Dieser Vorschlag gefiel aber der Herrschaft nicht. Schließlich werde ja niemand gezwungen, die Schalksnarren auf der Burg zu ertragen.

Über diese Antwort empörte sich der vornehme Arzt. Mit beißender Stimme erklärte er: »Ein Narr paßt zu Narren wie ein Weiser zu Weisen. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.«

Dieses Wort kränkte die Höflinge.

»Vom Narren lernt der Kluge seine Weisheit«, erwiderten sie, und sie beschlossen heimlich, das dem Arzt zu beweisen.

Der Bischof und seine Ritter riefen Eulenspiegel zu sich und beauftragten ihn, dem neunmalklugen Medizinmann einen deftigen Streich zu spielen. Selbstverständlich war Eulenspiegel von dieser Aufforderung entzückt. Vier Wochen lang blieb er dem fröhlichen Hofleben fern. Dann hatte er seinen schlimmen Plan ausgebrütet.

Es war bekannt, daß der Arzt häufig unter starken Leibschmerzen litt. Da er bisher noch keine Arznei gegen seine Krankheit gefunden hatte, ließ sich Eulenspiegel als ein Wunderdoktor vorstellen. Mit großem Lob auf seine Künste und Heilmittel wurde er angepriesen. Der Arzt glaubte den Schwindel und bat Eulenspiegel zu sich Ärger denn je hatten ihn die alten Leibschmerzen gerade wieder gepackt, und er setzte eine hohe Belohnung für seine Heilung aus.

Eulenspiegel spielte seine Rolle mit großartigem Talent. So sehr war der Arzt von ihm angetan, daß er ihm blind vertraute und alle seine merkwürdigen Anordnungen widerspruchslos befolgte.

Zuerst verabreichte Eulenspiegel ein angeblich schweißtreibendes Mittel. Er behauptete nämlich, am Schweiß seiner Patienten jede Krankheit zu erkennen. Tatsächlich flößte er dem Arzt ein Abführmittel ein, das sogar einem Stier die Därme hinausgetrieben hatte. Zweitens schmierte er Katzendreck in einen hohlen Stein. Den legte er auf das Fensterbrett. Drittens teilte er das Nachtlager mit dem Arzt, weil er den Schweiß begutachten mußte. Dazu legte er sich an die Wand.

Diese Nacht vergaß der überhebliche Arzt sein ganzes Leben nicht. Drehte er sich zur Wand, pupte ihm Eulen-

spiegel in die Nase. Wandte er sich zum Fenster, verschlug ihm der Stinkstein den Atem. Zu allem Überfluß piesackte ihn heftiges Bauchkneifen. Dann schlug das Abführmittel so kräftig an, daß er sich von oben bis unten vollmachte. Unter erbärmlichen Krämpfen wälzte er sich in seinem Dreck hin und her und wurde schwach und schwacher. Schließlich fühlte er sich so elend und krank, daß er kaum noch den Kopf heben konnte. Jetzt erst verließ Eulenspiegel das Zimmer, in dem es wie die Pest stank.

Am nächsten Morgen kamen die Ritter und Höflinge, um nach dem Rechten zu schauen. Auf die Frage, wie es ihm in der Nacht ergangen sei, antwortete der Arzt mit matter Stimme: »Ich hatte mir Hilfe von einem Wunderdoktor erhofft, aber ich bin einem finsteren Schurken aufgesessen.«

Während ihm die Tränen über die Wangen liefen, erzählte er dem Bischof und seinem Hofstaat, was ihm alles widerfahren war. Kaum hatte er seinen traurigen Bericht beendet, brachen die Zuhorer in schallendes Gelächter aus. Der Bischof mußte sich erst verschnaufen, ehe er sprechen konnte.

»Euch ist geschehen nach Euren Worten. Wer mit Narren zu Bett geht, steht mit Narren auf. Andererseits zieht hieraus Eure Lehre, dann habt Ihr von einem Narren gelernt. Schließlich aber solltet Ihr noch bedenken: Wo alle weise sind, kann man den Weisen nicht mehr erkennen.«

Nach seiner schlimmen Erfahrung mußte der Arzt hierzu schweigen. Auch durfte er sich fortan nicht mehr über die Narren am Hof beklagen. Zu allem Überdruß plagten ihn die Leibschmerzen weiterhin wie eh und je.



16. Historie WIE EULENSPIEGEL EIN KRANKES KIND KURIERTE Wer zur rechten Zeit an bewährter Arznei spart, zahlt später beim Kurpfuscher drauf. Solcherart Reinfall ereignete sich in der Herberge zu Hildesheim. Dorthin kam eines Tages Eulenspiegel. Der Wirt war gerade nicht da, aber die Herbergsleute kannten ihn gut. Überdies sorgte sich die Wirtin um ihr krankes Kind, und sie vertraute sich sofort dem Gast an. Eulenspiegel hatte stets ein offenes Ohr, wenn jemanden der Schuh drückte. Also erkundigte er sich teilnahmsvoll nach den Anzeichen der Krankheit.

Die aufgelöste Wirtin aber jammerte bloß: »Ach, mein armes Kind! Ach, mein armes Kind! Wenn es doch bloß erst aufs Töpfchen gehen könnte, dann würde ihm bestimmt besser!«

Da merkte Eulenspiegel, wen er vor sich hatte. Warte, dachte er, deiner Affenliebe werde ich es besorgen.

»Gute Frau, laßt das Jammern sein. Es wird mir ein leichtes sein, Euch und Eurem Kind zu helfen. Wartet nur ein Weilchen, und ich habe es geheilt.«

Sofort hörte die Frau auf zu weinen. Warum sollte sie Eulenspiegel nicht vertrauen? Rasch wischte sie sich die Hände an der Schurze ab und eilte auf den Hof, um endlich die meckernde Ziege zu melken. Derweil machte Eulenspiegel einen Haufen in den Nachttopf und stellte ihn unter das Abortstühlchen zurück.

Als die Frau hereinkam, wäre ihr vor Freude beinahe der Milcheimer aus der Hand gefallen. Sie rannte zu dem Kind und rief: »Oh, du mein Schätzchen, hast du ein schönes Aa gemacht! Du bist ein liebes Schätzchen. Nun wirst du ganz schnell wieder gesund.«

Überschwenglich bedankte sie sich bei Eulenspiegel. Er sollte sie die Heilkunst lehren, mit der er das Kind kuriert

hatte. Sie wollte selber die Arznei herstellen können, die so schnelle Hilfe brachte. Für diesen Unterricht bot sie ihm jeden Lohn an, den er haben wollte.

Doch Eulenspiegel verabschiedete sich eilig: »Mit Gottes Hilfe kann ich von meiner Arznei jede Menge machen. Aber leider führte mein Weg nur bei Euch vorbei, und ich muß in diesem Augenblick noch weiter.«

Er sattelte sein Pferd und ritt in Richtung Rosenthal.

17. Historie WIE EULENSPIEGEL KRANKE HEILTE Einmal



kam Eulenspiegel auch nach Nürnberg. Dort schlug er an Rathaus- und Kirchentüren einen Zettel. Darauf stand, daß er ein berühmter Arzt wäre, der alle Krankheiten heilen könnte. Nun war in Nürnberg gerade das Krankenhaus »Zum Heiligen Geist« eröffnet worden. Es war mit Kranken und Gebrechlichen überfüllt, und die Pfleger wußten nicht ein noch aus. Gern hätten sie weniger Patienten mit mehr Gesundheit gehabt.

Als der Vorsteher des Spitals Kunde von dem Wunderdoktor bekam, suchte er ihn sofort auf. Eulenspiegel versprach, für ein Entgelt von zweihundert Gulden alle Kranken zum Aufstehn zu bringen. Sollte das auch nur bei einem einzigen nicht gelingen, wollte er keinen Pfennig haben. Dieser Vorschlag gefiel dem Vorsteher ausnehmend gut. Damit Eulenspiegel nur gleich mit seiner Kunst anfange, zahlte er zwanzig Gulden an. Tatsächlich belebte diese klingende Münze Eulenspiegel sehr. Er nahm sich zwei Knechte und ging mit ihnen zum Krankenhaus.

In dem Spital schlug ihm allergrößtes Elend und Wehleid entgegen. Alle Patienten lauerten schon voller Hoffnung auf den Wunderdoktor, der sie von ihrem Krankenlager auferstehen lassen wollte.

Eulenspiegel trat an jedes einzelnen Lagerstatt und

sprach folgendermaßen zu ihm: »Eure Krankheit ist so arg, daß ich euch nicht helfen kann. Es gibt nur eine einzige Möglichkeit zur Rettung. Ich muß einen von euch zu Pulver verbrennen. Das müßt ihr anderen dann einnehmen, damit ihr gesund werdet. Wenn ich morgen früh zu euch in den Saal trete und rufe: Wer gesund ist, der trete hinaus!, dann springt aus dem Bett! Wer liegenbleibt, wird zu Pulver verbrannt, weil er der kränkeste ist. Verschlaf also meinen Ruf nicht und sag es keinem weiter!«

Am nächsten Morgen stellte sich Eulenspiegel mit dem Vorsteher und den beiden Knechten an die Tür des Krankensaales. Laut rief Eulenspiegel: »Wer gesund ist, stehe auf und gehe fort!«

Sofort waren alle wach und ächzten und stöhnten um die Wette. Mühsam und mit letzter Kraftanstrengung erhob sich einer nach dem anderen. Sie humpelten an Stöcken und schlurften an Krücken und wankten und schwankten zur Tür, denn keiner wollte der letzte sein. Kaum war der Saal geräumt, forderte Eulenspiegel seinen Lohn. Mit großem Dank gab ihm der Vorsteher das Geld. Endlich konnte er sich auch einmal erholen. Eulenspiegel jedoch rastete keinen Augenblick länger als nötig. Er sprang auf sein Pferd und galoppierte aus der Stadt hinaus. Der Vorsteher hingegen konnte sich nicht lange ausruhen. Schon nach kurzer Zeit kehrte von den Kranken einer nach dem anderen zurück. Der Tag war noch längst nicht zur Neige gegangen, als das Krankenhaus so voll war wie vordem.

Entsetzt fragte der Vorsteher die Patienten: »Wie kam es, daß ihr wegginget, wo ihr doch nicht geheilt seid?«

Da wurde ihm die Sache mit dem Pulver berichtet. Der Krankenhausvorsteher verfluchte Eulenspiegel für die Ewigkeit. Er hatte die Kranken wiedergewonnen und sein ganzes Geld verloren.

18. Historie WIE EULENSPIEGEL BROT VERMEHREN WOLLTE



Eulenspiegel hatte für jede Gelegenheit eine Redensart parat. »Treue gibt Brot«, sagte er stets, wenn er den Lohn für eine Schalkheit einstrich. Warum sollte er einem rechtschaffenen Beruf nachgehen, lag das Geld doch auf der Straße? Man brauchte sich nur zu bücken. Wegen dieser Sprüche hielten ihn viele für weise. Einmal aber legte er sich selber mit einem Allerweltsrat herein.

Eines Tages führte sein Weg nach Halberstadt. Er lief auf dem Marktplatz umher, hörte den Frost klirren und in der Hosentasche seine letzten beiden Schillinge klimpern. Dabei überlegte er, wie er mit seinem Vermögen wuchern könnte. Inzwischen knurrte ihm auch der Magen. Dies beflügelte seine Gedanken, und augenblicklich kam ihm folgendes Wort in den Sinn: »Wer Brot hat, dem gibt man Brot.«

Gedacht, getan. Beim Bäcker kaufte er für seine beiden Schillinge mehrere Brötchen. Er legte sie auf einen Tisch, den er vor dem St. Stephansdom aufgestellt hatte. Jetzt begann er, den Leuten weiszumachen, daß zu dem ausgestellten Brot alsbald neues kommen werde. Statt dessen aber näherte sich ein großer Hund. Der schnappte ein Brötchen und lief davon. Eulenspiegel sprang über den Tisch und eilte hinterher. Dadurch schreckte er im Domhof eine Sau mit zehn allerliebsten Ferkeln auf. Das Schwein rannte gegen den Tisch, warf ihn um und stahl sich ein Brötchen. Sofort eiferten die gelehrigen Ferkel ihrer Mutter nach und teilten sich den Rest.

Zurückgekehrt an seinen leeren Tisch, lachte Eulenspiegel schallend.

»Nun sehe ich wohl«, rief er aus, »daß das Wort falsch ist, wonach Brot zu Brot kommt. Oh, Halberstadt, wie

schmeckt dein Bier so köstlich! Aber aus leeren Säcken kann niemand Geld zählen.«

Er verbeugte sich vor dem Dom und machte sich auf den Weg nach Braunschweig.

19. Historie WIE EULENSPIEGEL EULEN UND MEERKATZEN BUK



Als Eulenspiegel nach Braunschweig kam, sprach ihn ein Bäcker an. »He, Geselle«, fragte er, »was hast du gelernt?« Eulenspiegel merkte sogleich, worauf der Brotbäcker hinaus wollte, und er antwortete keck: »Ich bin ein Bäckergeselle.« »Oh, das trifft sich gut«, rief der Bäcker, »mir fehlt ein Knecht. Wenn du willst, kannst du bei mir dienen.«

Eulenspiegel nahm das Angebot sofort an, denn er hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen. Weil er sich ordentlich anstellte, sprach der Bäcker zu ihm: »Höre, Knecht, heute abend mußt du bis zum Morgengrauen allein in der Backstube arbeiten.«

Er drehte sich um und wollte fortgehen. Doch Eulenspiegel fragte: »Was soll ich denn backen, Meister?«

Über so viel Dummheit konnte sich der Brotbäcker gar nicht fassen. Anstatt wie üblich loszupoltern und dreinzuschlagen, antwortete er spöttisch: »Du bist mir vielleicht ein komischer Gesell! Was soll schon anderes beim Brotbäcker gebacken werden als Eulen und Meerkatzen?«

Kaum hatte der Bäcker die Backstube verlassen, machte sich Eulenspiegel an die Arbeit. Bis auf den letzten Krümel formte er aus dem Teig Eulen und Meerkatzen, eine schöner als die andere. Dann buk er sie.

Am frühen Morgen kam der Bäcker, um sich von dem Fleiß seines Knechtes zu überzeugen. Doch wie erschrak er, als er Eulenspiegels Werk entdeckte! Da lagen keine Brote in den Regalen, und in den Körben befanden sich

keine Semmeln. Aus jeder Ecke schauten ihn nur Eulen und Meerkatzen an, alle frisch und knusprig.

»Daß du die Pest kriegst«, brüllte er, »was hast du gebacken?«

Eulenspiegel tat, als könnte er kein Wässerchen trüben, und antwortete: »Ich buk, was Ihr mich geheißen habt, Meister: Eulen und Meerkatzen.«

Was sollte jetzt der Bäcker mit diesem merkwürdigen Backwerk anfangen? Keiner würde es ihm abkaufen wollen, und das gute Mehl war vergeudet. Mit einem Griff packte er Eulenspiegel am Schlafittchen und knurrte: »Bezahl mir den Teig, du Lümmel!«

Ganz ruhig antwortete Eulenspiegel: »Wollt ihr Geld von mir, Herr, dann fordere ich die Ware.«

Dieser Handel gefiel dem Bäcker, und er rechnete auf Heller und Pfennig ab. Großzügig überließ er Eulenspiegel noch ein paar ausgediente Körbe, damit er das Gebäck fortschleppen konnte.

Nachdem er alles in die Herberge »Zum Wilden Mann« gebracht hatte, frühstückte Eulenspiegel. Dabei fiel ihm ein, daß Braunschweig bei Händlern einen guten Ruf genoß. Es hieß, hier ließe sich alles zu Geld machen. Nun stand der Nikolaustag bevor, und der heilige Nikolaus war der Schutzpatron der Bäcker. Also baute Eulenspiegel einen Verkaufsstand vor der Kirche auf und bot seine Eulen und Meerkatzen feil. Im Handumdrehen hatte er alles verkauft und mit großem Gewinn. Denn je schneller die Ware zu Ende ging, desto höher schraubte er den Preis.

Das Gerücht von dem einträglichen Brotverkauf erreichte auch bald den Bäcker. Ergrimmt eilte er zur St.-Niklas-Kirche, um eine Nachzahlung zu fordern für das verfeuerte Brennholz und die verbrauchten Zutaten. Doch als er vor dem Gotteshaus stand, fand er nur noch seine ausgedienten alten Körbe.

20. Historie Wie Eulenspiegel Mehl beutelte



Auf seiner Wanderung kam Eulenspiegel nach Uelzen. Weil er gute Erfahrung mit der Bäckerei gemacht hatte, verdingte er sich wieder als Knecht. Der Meister aber war ein wenig knickerig. Gleich am ersten Tag befahl er Eulenspiegel, in der Nacht das Mehl zu beuteln. Am frühen Morgen, noch vor dem Aufstehen, wollte er backen. Als Eulenspiegel das Beuteltuch in der Hand hielt, durch das Mehl von Grieß und Kleie getrennt wurde, bat er um ein Licht.

Das paßte dem geizigen Brotbäcker selbstverständlich nicht, und er antwortete: »Stets haben meine Knechte in dem Mondschein gebeutelt, und bei dir werde ich keine Ausnahme machen.«

Eulenspiegel war diese Weisung recht, und er versprach, sich genau nach ihr zu richten. Zufrieden ging der Meister schlafen. Doch kaum war er aus der Stube, öffnete sein Geselle das Fenster. Herrlich schien der Mond, und in sein Licht hielt Eulenspiegel den Beutel. Jetzt fing er an, das Säcklein nach Herzenslust zu schütteln und zu beklopfen, bis alles Mehl herausgestäubt war. Das tat er die ganze Nacht hindurch, und allmählich sah der Hof aus, als hätte es geschneit. Gerade bearbeitete er den letzten Beutel, da hörte er die Tür klappen. Der Meister wollte sein Tagewerk vollbringen. Wie entsetzte er sich aber, als er in der Backstube nur Grieß und Kleie fand! Kreidebleich eilte er zum Fenster, das Eulenspiegel gerade freigab. Dann sah er die Bescherung: der dreckige Hof schimmerte weiß.

»Was hast du angerichtet?« stöhnte der Bäcker.

Eulenspiegel zuckte mit keiner Wimper, als er antwortete: »Ihr habt doch gesagt, Herr, ich soll Licht sparen und in den Mondschein beuteln. Genau das habe ich getan.«

Der Bäcker konnte es nicht fassen.

»Beim Mondschein solltest du beuteln«, jammerte er, »und nicht in den Mondschein hinein.«

»Aber so seid doch zufrieden«, erwiderte Eulenspiegel, »denn ich habe beides getan: in und bei dem Mondschein. War es falsch, dann sagt es mir. Sofort will ich hinausgehen, das Mehl zusammenkehren und zurückholen.«

Der Brotbäcker konnte nur noch seufzen: »Ehe du das Mehl gebracht hast, ist die Backzeit vorbei. Meine treuen Kunden werden zum Nachbarn gehen und bei ihm kaufen.«

Darin sah Eulenspiegel kein Problem, und er schlug vor: »Bevor die Kunden kommen, kann ich aus Nachbars Trog längst den Teig für uns geholt haben.«

Jetzt ging der Meister in die Luft. Er drosch die Faust auf den Tisch und schrie: »Hol die gehenkten Diebe vom Galgen, aber wag dich nicht an den Trog des Nachbarn! Scher dich zum Teufel, du Schalk!«

Eulenspiegel stammelte: »Wenn Ihr das wollt, ich tue ja alles.«

Er zog einen Flunsch und eilte davon, noch ehe die Fäuste des Brotbäckers ihn erreichen konnten. Während der noch grübelte und hin und her überlegte, wie er den angerichteten Schaden beheben könnte, trat ihm sein Knecht erneut unter die Augen. Er brachte vom Galgenplatz das abgeklapperte Skelett eines Diebes, der vor geraumer Zeit gehenkt worden war. Dem Bäcker lief die Galle über.

»Das sollst du sehen, was du davon hast!« rief er und eilte zum Markt, um den Frevel beim Bürgermeister anzuzeigen. Er schäumte so vor Wut, daß er Eulenspiegel gar nicht wahrnahm, der ihm auf den Fersen gefolgt war. Und richtig, kaum öffnete der Meister den Mund, um seine Anklage beim Bürgermeister hervorzubringen, stand Eulenspiegel mit weit aufgerissenen Augen neben ihm. Sofort vergaß der Bäcker seine Rede.

»Was willst du hier?« brüllte er, daß der Bürgermeister einen Schreck bekam.

»Ich sollte doch sehen, wie Ihr mich verklagt«, antwortete Eulenspiegel unterwürfig, »deshalb will ich die Augen aufreißen, damit ich nichts verpasse.«

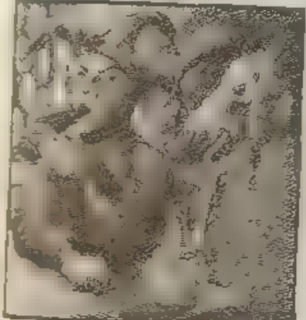
Puterrot war der Brotbäcker angelaufen, und an den Schläfen traten die Adern heraus.

»Geh mir aus den Augen!« sprach er leise und rang um seine Beherrschung.

Eulenspiegel aber gab noch einmal seinem Affen Zucker: »Säße ich wirklich in Euren Augen«, meinte er, »dann müßte ich wohl oder übel zur Nase herauskriechen. Mit Gehen ist da nichts getan.«

Ein Glück, daß der Bürgermeister noch vor ihnen stand. Der Bäcker hätte seinen Gesellen glattweg erschlagen. So aber blieb er wie versteinert stehen und sah zu, wie beide Männer, jeder in eine andere Richtung, schweigend davongingen. Fortan jedoch sparte der Brotbäcker nicht mehr an Licht, wenn er seinen Knecht Mehl beuteln ließ.

21. Historie Wie Eulenspiegel dazu kam, Wein und Bier zu lieben



Jederzeit war Eulenspiegel gern in Gesellschaft, besonders dort, wo er für Essen und Trinken nicht bezahlen mußte. Allerdings gab es auch drei Dinge, die er haßte. Erstens mochte er schon wegen des Gespotts nicht auf einem Grauschimmel reiten, sondern immer auf einem richtigen. Um es deutlich zu sagen: Eulenspiegel hielt nichts von Eseln. Nach seiner Meinung gab es von ihnen schon viel zu viele.

Zweitens mochte er keine Kinder. Sie machten Unordnung und Radau, stritten, zankten und schlugen sich und waren trotzdem die Lieblinge der Erwachsenen. Um es rundheraus zu sagen: Eulenspiegel duldete keine anderen Götter neben sich.

Drittens mied er Herbergen, deren Wirte alt und gütig waren. Mit Menschlichkeit war nach seiner Ansicht kein

Blumentopf zu gewinnen, so daß alle diese Herbergsväter mehr oder weniger am Hungertuch nagten. Um offen und ehrlich zu sein: Einem nackten Mann konnte man nicht in die Tasche fassen, selbst Eulenspiegel nicht.

Wohl aß Eulenspiegel gern und trank noch viel lieber, trotzdem mußte er sich stets vorher eine gesegnete Mahlzeit wünschen. Selbst wenn die Kost frisch aus Garten und Stall kam und sehr gesund war, verzichtete er auf den Tischsegen nicht. Diesen gab er auch den Arzneien aus der Apotheke, wobei die es nun wirklich nicht nötig hatten, dienten sie doch von vornherein der Gesundheit. Aber, so fragte sich Eulenspiegel zweifelnd, standen sie nicht alle im Zeichen der Krankheit? Um auch hierbei keine Umschweife zu machen: Eulenspiegel befürchtete, einmal auf unnatürliche Art ins Gras zu beißen.

Dies war auch der Grund, warum er an keinem Stein, keinem Balken, keinem Dachschiefer vorbeikam, den Wind oder Wasser oder irgendein Tier heruntergeworfen hatte. Stets blieb er davor stehen und sprach: »Ein Glück, daß ich nicht darunterstand! Dann wäre ich jetzt tot.«

Sollte es auch schwerfallen, es zu glauben, Eulenspiegel liebte das Leben.

Für den stärksten Trank, den es gab, hielt er das Wasser.

»Das Wasser treibt Mühlräder an«, pflegte er zu sagen, »und den braven Mann in den Tod.«

Aus diesem Grunde lernte er vom Wasser, Wein und Bier zu trinken.



22. Historie WIE EULENSPIEGEL ALS TURMBLÄSER MISSFALLEN ERREGTE



Nachdem Eulenspiegel in Uelzen tüchtig Fersengeld gegeben hatte, kam er zum Grafen von Anhalt. Bei ihm verdingte er sich als Turmbläser. Mit scharfem Blick hatte er den Horizont nach Feinden abzusuchen und mit lautem Signal vor ihnen zu warnen. Wie Eulenspiegel nun so auf seinem Turm lag, interessierte ihn das Treiben im Schloßhof viel mehr als die Landschaft außerhalb der Burgmauern. Dabei entdeckte er Tische voller Speisen und Getränke, an denen sich das Hofvolk gütlich tat. Er aber mußte Kohldampf schieben, weil man ihn vergessen hatte. Endlich hielt er den Blick auf die vollen Schüsseln und Kannen nicht mehr aus und ließ ihn wieder über die Landschaft schweifen. Doch was entdeckte er? Munter trieben böse Feinde des Grafen Rindvieh von der Weide. Wäre nicht das Getrappel und Geblöke unüberhörbar gewesen, auf eine Warnung vom Turm hätte der Graf vergeblich warten müssen.

Er sah zu seinem Wächter hinauf und rief: »Warum bläst du nicht Alarm?«

Eulenspiegel lachte sich ins Fäustchen und antwortete: »Ohne Futter bleibt das beste Pferd stehen.«

Der Graf glaubte, nicht richtig gehört zu haben, und rief noch einmal: »Warum du nicht bläst, will ich wissen.«

Eulenspiegel merkte, daß es ernst wurde, und er gab zurück: »Mein Signal würde die Feinde nur zur Attacke gegen Euer Schloß sammeln, Herr.«

Da Eile not tat, ließ es der Graf dabei bewenden. Mit seinen Rittern stürmte er hinaus aufs Feld und vertrieb die Rinderdiebe. Nach seiner Rückkehr wollten sie den Sieg feiern. Es wurde ein Ochse geschlachtet und am Spieß gebraten. Gar lieblich stieg der Bratenduft Eulenspiegel in

die Nase. Weil er damit rechnete, auch diesmal vom Mahl ausgeschlossen zu bleiben, wollte er sein Schicksal in die eigene Hand nehmen. Gerade wetzte man die Messer, um sich ans Bratfleisch zu machen, da erscholl vom Turm das Signal »Feind in Sicht«. Sofort legten der Graf und die Seinen die Harnische an, ergriffen die Waffen und eilten zum Tor hinaus. Kaum waren sie fort, flitzte Eulenspiegel hinunter an die Tafel. Er nahm vom Gesottenen und Gebratenen soviel er nur fortschleppen konnte. Für den großen Durst ließ er noch eine Kanne Wein mitgehen.

Als die Ritterschar vor dem Tor stand, war von einem Feind weit und breit nichts zu sehen. Da wußten sie, daß der Turmbläser sie an der Nase herumgeführt hatte. Mißmutig ging der Graf zum Turm und rief: »Bist du wahnsinnig geworden da oben?«

Eulenspiegel steckte den Kopf zum Fenster hinaus und antwortete: »Hunger und Not erdenken manche List!«

Der Graf konnte sich hierauf keinen Reim machen.

»Warum du ›Feind in Sicht!‹ geblasen hast, will ich wissen«, fragte er jetzt laut und deutlich.

»Viel Feind, viel Ehr«, gab Eulenspiegel zurück, »und da keine Feinde sich blicken ließen, wollte ich sie zu Eurer Ehre herbeiblasen.«

»Wenn Feinde kommen, ist er still. Sind keine da, macht er Krakeel. Das sieht mir recht nach Verräterei aus«, murmelte der Graf in seinen schwarzen Bart.

»Das ist ein Schalk, ein Bösewicht!« riefen die Hofleute und wünschten Eulenspiegel bestraft. Doch weil dem Grafen die ganze Angelegenheit nicht recht geheuer war, ließ er Milde walten. Er berief einen anderen Diener zum Turmbläser. Eulenspiegel hingegen sollte in Zukunft als Fußknecht gegen die Feinde kämpfen.

Obwohl Eulenspiegel noch einmal glimpflich davongekommen war, verdroß ihn das Kriegspielen doch sehr. Zog das Heer hinaus, war er stets der letzte am Tor. Erster war er immer, kehrten sie zurück. Weil der Graf ein Auge auf ihn hatte, bemerkte er das bald und stellte ihn zur Rede.

Eulenspiegel faßte sich ein Herz und begründete sein Verhalten folgendermaßen: »Ergrimmt Euch nicht deswegen, Herr. Denn seht, ich mußte auf dem Turm schmachten, wenn Euer Gesinde aß. Wie soll ich jetzt tapfer kämpfen, wenn ich dadurch schwach und elend wurde? Laßt mich die Zeit, die ich hungrig auf dem Turm saß, an der fein gedeckten Tafel nachholen, und ich will wohl der erste und der letzte bei den Feinden sein. Der Schuh weiß, wo der Strumpf Löcher hat.«

Wie der redet! dachte der Graf. Aus dem wird mir nie ein guter Gefolgsmann. Und er sprach: »Du hast deinen eigenen Kopf, Eulenspiegel. Paß ja auf, daß du ihn oben behältst!«

Damit entließ er den glücklichen Schalk aus seinem Dienst.

23. Historie Wie Eulenspiegel die Hufe seines Pferdes mit Gold beschlagen liess



Trotz mancher Widerwärtigkeiten trieb sich Eulenspiegel gern an den Höfen der Fürsten und Herren herum. Gott ist der Narren Vormund, hieß es, und die Herrschaften versahen ihn für seine kecken Sprüche und Possen reichlich mit Kost, Kleidung, Geld und Pferden. Eulenspiegel war ein richtiger Höfling geworden, als er zum König von Dänemark kam. Der langweilte sich wieder einmal und lebte auf, als er von Eulenspiegels Ankunft erfuhr. Sogleich bestellte er ihn zu sich und versprach ihm den besten Hufbeschlag für sein Pferd, würde er für ein bißchen Abwechslung sorgen. Eulenspiegel willigte sofort ein, erkundigte sich aber noch einmal nach der Belohnung.

»Majestät, ist es wirklich Euer Ernst, daß Ihr mir den allerbesten Hufbeschlag für mein treues Pferd bezahlt?«

Der König verwunderte sich: »Aber lieber Eulenspiegel, was ich verspreche, das halte ich.«

Nach dieser Unterredung ritt Eulenspiegel zum besten Goldschmied am Ort und ließ seinem Pferd goldene Hufeisen mit silbernen Nägeln anpassen. Das kostete nicht mehr und nicht weniger als einhundert dänische Mark.

Wieder am Hof, legte Eulenspiegel dem königlichen Schreiber die Rechnung vor und verlangte das Geld. Als der Schreiber den Preis für die Hufeisen sah, geriet er außer sich. Auf der Stelle eilte er zum König, um ihm Eulenspiegels Dreistigkeit zu vermelden. Der König ereiferte sich ebenfalls und befahl den Schalk zu sich.

»Was ist das für ein Unfug?« zürnte er. »Würde ich alle meine Pferde mit Gold beschlagen lassen, hätte ich bald weder Land noch Leute. Hufeisen sind aus Eisen und nicht aus Gold, oder irre ich mich?«

Eulenspiegel trat ein paar Schritte zurück und erklärte feierlich: »Gnädiger König, Ihr sagtet wortwörtlich, daß Ihr mir den allerbesten Hufbeschlag für mein Pferd bezahlen würdet. Mußte ich da nicht Eurem Wort genügen und Gold und Silber wählen, weil es nichts Besseres gibt? Schande über mich, wenn ich Euch unterschätzt hätte!«

Der König musterte seine Gefolgschaft, nickte mehrmals vor sich hin und bestätigte schließlich würdevoll: »Das sind mir die liebsten Untertanen, die alles genau so tun, wie ich es ihnen auftrage.«

Sodann lachte er fröhlich auf und bezahlte die teure Rechnung für den Goldschmied. Eulenspiegel aber ließ den goldenen Hufbeschlag wieder abnehmen, versilberte ihn für bare Münze und führte sein Pferd zu einem richtigen Hufschmied, der es mit ordentlichem Eisen beschlug.



24. Historie Wie Eulenspiegel einen Narrenkampf gewann



Just zu der Zeit, als der polnische König Kasimir einen närrischen Spielmann beherbergte, traf an seinem Hof Eulenspiegel ein. Über seine Gaukeleien hatte der König bereits fröhliche Nachricht bekommen. Um so mehr war er jetzt begierig, den berüchtigten Schalk kennenzulernen.

Ganz anders stand es um seinen Narren. Der konnte prächtig auf der Fiedel spielen und überhaupt für köstliche Unterhaltung sorgen. Kaum war er Eulenspiegel begegnet, schon spuckte er Gift und Galle. Alles, was in seinen Kräften stand, tat er fortan, um den Nebenbuhler zu vergraulen. Als der König von dem eifersüchtigen Gerangel erfuhr, sagte er: »Wo zwei spielen, muß einer verlieren.«

Darum befahl er beide zu sich. Er versprach demjenigen zwanzig Gulden und neue Kleidung, der eine Narrheit beginge, die der andere nicht nachmachen könnte. Jetzt legten sich die beiden mächtig ins Zeug. Schnitt der eine äffische Grimassen, ahmte sie der andere mit Leichtigkeit nach. Wie sie sich auch verrenkten und mit albernem Gequassel sich zu übertrumpfen suchten, keiner gewann. Zwar lachten der König und seine Ritterschaft Tränen bei all den Kinkerlitzchen, aber den Preis vergeben konnten sie nicht gerechterweise.

Als Eulenspiegel feststellte, daß sein Gegner ebenfalls mit allen Wassern gewaschen war, ging er aufs Ganze. Vor den Augen seiner Majestät ließ er mitten in den Saal die Hosen herunter und setzte einen Haufen. Den teilte er mit dem Löffel in zwei gleiche Teile. Den einen fraß er zum Entsetzen seiner Zuschauer auf. Dann gab er dem anderen Narren den Löffel.

»Iß du jetzt die andere Hälfte meiner Leckerei, dann will ich es dir bei deiner gleichtun.«

Nun war allen schon jetzt schlecht geworden. Deshalb atmeten sie auf, als der Narr angeekelt antwortete: »Der Teufel soll dir nacheifern und dich holen! Mir hebt es den Magen aus, wenn ich nur daran denke.«

Er drehte sich um und verließ den Saal. Damit hatte Eulenspiegel die Meisterschaft der Büberei gewonnen, und er bekam den Preis vom König feierlich überreicht. Trotz des großen Lobes, das ihm von allen Seiten zuteil wurde, hielt es ihn am Hof nicht länger. Der Nachgeschmack seines Sieges war ihm doch zu gemein.

25. Historie WIE EULENSPIEGEL SICH IN DEN LEIB SEINES PFERDES RETTETE



Der Herzog von Lüneburg hatte Eulenspiegel wegen fortgesetzter Büberei Landesverbot erteilt. Seine Häscher waren angehalten, den Schalk gegen gute Belohnung zu fangen und zu henken. Trotzdem scherte sich Eulenspiegel nicht um diese Anordnung, sondern machte sich auf nach Celle.

Er war noch keine paar Meilen ins Lüneburger Land gezogen, als er vor sich den Herzog mit seinem Troß gewahrte. Wenn du jetzt fliehst, überlegte er, werden sie dich jagen, vom Pferd stechen und an den nächsten Baum hängen. In höchster Not sprang er von sienem treuen Pferd und tötete es. Hastig schnitt er ihm den Bauch auf und riß alle Eingeweide heraus. Sodann stellte er sich in den blutigen Leib.

Inzwischen war der Herzog mit seinen Reitern heran.

»Sieh da!« riefen die Ritter. »Dort hockt ja Eulenspiegel in einem Pferdekadaver.«

Jetzt erkannte der Herzog ebenfalls den Schalk.

»Weißt du nicht, daß ich dir mein Land verboten habe?« fragte er. »Such dir den Baum aus, an den wir dich hängen sollen.«

Doch Eulenspiegel flehte: »Oh, gnädiger Herr und

durchlauchtigster Fürst, was habe ich angerichtet, daß ich des Henkers wert bin?«

Dem Herzog bereitete es Vergnügen, wie die Katze mit der Maus zu spielen.

»Tritt zu mir!« befahl er streng, »und erkläre mir, warum du in dein Pferd gekrochen bist.«

Auch die Rittersleut fühlten sich durch den blutverschmierten Wicht erheitert, für dessen armseliges Leben die letzte Stunde geschlagen hatte.

Eulenspiegel wußte wohl, wie schlecht es um ihn stand. Er richtete sich auf und antwortete unterwürfig: »Gnädiger und hochgeborener Fürst, mir ist ganz übel vor Angst, weil ich in Eure Ungnade gefallen bin. Aber ist nicht jeder in seinen vier Wänden König? So war mir der Leib meines Pferdes mein Zuhause.«

»Und du glaubtest tatsächlich, in diesem Kadaver dein eigener Herr zu sein?« fragte der Herzog und konnte vor Lachen kaum noch ernst bleiben. Seine Gefolgschaft hingegen wußte schon nicht mehr, was gespielt wurde.

Eulenspiegel bestätigte die Frage und nickte zerknirscht. Dem Herzog wurde immer fröhlicher zumute.

»Also willst du in meinem Land gleichermaßen unbehelligt bleiben?« fragte er schließlich.

Eulenspiegel merkte, wie sich das Blatt zu seinen Gunsten wendete, doch er gab sich weiterhin schüchtern und antwortete: »Alles, was Euer Gnaden befehlen, ist gut.«

Der geschmeichelte Herzog überhörte das Murren seiner Ritter, die sich um das Schauspiel der Hinrichtung betrogen fühlten.

Großzügig verkündete er: »Bleib, wo du bist!«

Er gab seinem Pferd die Sporen und galoppierte mit seiner Gefolgschaft davon. Eulenspiegel aber trat barhäuptig an sein totes Pferd und sagte: »Hab Dank, mein treues Pferd, hab Dank. Du hast mein Leben mit deinem Tod bezahlen müssen. Das werde ich dir wohl nie vergessen.«

Damit überließ er den Kadaver den Raben und machte sich auf Schusters Rappen davon.

26. Historie Wie Eulenspiegel eigenen Grund und Boden erwarb



Kurz nach der Begnadigung durch den Herzog von Lüneburg kam Eulenspiegel in ein Dorf bei Celle. Kaum hatte er sich richtig umgesehen, schon kaufte er Pferd und Karren. Damit fuhr er vor das Dorf aufs Feld, wo gerade ein Bauer seinen Acker pflügte.

»Gehort das Land dir?« erkundigte sich Eulenspiegel.

Der Bauer erzählte, daß er Grund und Boden von seinem tüchtigen Vater geerbt habe. Als Eulenspiegel das hörte, war er sehr zufrieden.

»Gut, dann sage mir, wieviel ein Karren von deiner Erde kostet.«

Nie zuvor hatte der Bauer von solch einem Handel gehört, und er kratzte sich verlegen am Kopf.

»Vielleicht einen Schilling«, meinte er endlich, um überhaupt etwas zu sagen. Am liebsten hatte er das bißchen Erde verschenkt, aber Eulenspiegel klimperte bereits ermunternd mit seiner Geldkatze. Sowie der Bauer den Preis genannt hatte, erhielt er die Munze. Dann machte sich Eulenspiegel an die Arbeit. Im Handumdrehen hatte er seinen Karren beladen, sich selber bis zu den Schultern in die Erde eingebuddelt und mit bestem Gruß in Richtung Celle davongemacht. Noch lange blickte ihm der Bauer nach.

Unweit der herzöglichen Burg begegnete er dem Landesherren. Der ärgerte sich jetzt, daß er dem Schalk das Leben geschenkt hatte, und fragte bösartig: »Eulenspiegel, weißt du nicht, daß dir mein Land verboten ist? Leider bliebst du nicht, wo du warst, also wirst du jetzt hängen.«

»Ach, gnädiger Herr«, seufzte Eulenspiegel, »stecke ich nicht in meinem Grund und Boden, den ich mir heute vom Bauern für einen Schilling kaufte?«

Der Herzog blickte Eulenspiegel streng an.

»Mir steht der Sinn nicht nach Geflunker«, sprach er. »Ich gebe dir nur den einen Rat: Fahr, so schnell du kannst, mit deiner Erde von meiner. Erwische ich dich noch einmal, hängst du am nächsten Baum, so wahr mir Gott helfe.«

Eulenspiegel krabbelte aus der Erde, spannte das Pferd aus und galoppierte zur Grenze. Den Karren holte sich ein armer Pächter, allerdings ohne die Ackerkrume. Deshalb liegt noch heute Eulenspiegels Erdreich vor der Burg von Celle.

27. Historie Wie Eulenspiegel eine landgräfliche Ahnengalerie malte



Bald war Eulenspiegel in Niedersachsen wegen seiner abenteuerlichen Unternehmungen bekannt wie ein bunter Hund. Wo immer er sich blicken ließ, zeigten die Leute mit Fingern auf ihn und nahmen sich vor seinen Streichen in acht. Dadurch fiel es ihm von Mal zu Mal schwerer, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Kurzentschlossen wechselte er nach Hessen hinüber und stellte sich in Marburg am Hof des Landgrafen als Künstler vor.

Seit langem doktorte der Landgraf an dem Problem herum, unedles Metall in Gold zu verwandeln. So betätigte er sich als Alchimist und vermutete in dem angekündigten Besucher einen Gesinnungsgenossen. Eulenspiegel aber wollte nicht mit dem Landgrafen wetteifern und gab sich als ein Kunstmaler aus, wie es seinesgleichen auf der ganzen Welt nicht wieder gibt. Sein Können bewies er mit ein paar Bildern, die er sich aus Flandern besorgt hatte.

Diese Proben gefielen dem Landgrafen, und er sprach, nachdem er seine Enttäuschung hinuntergeschluckt hatte: »Wohl besäße ich gern die Galerie meiner Ahnen im Schloßsaal. Also sagt mir, lieber Meister, wie hoch wäre der Lohn, den Ihr für ihre Darstellung fordern würdet.«

Kühn verlangte Eulenspiegel vierhundert Gulden. Dieser Preis machte dem Landgrafen sofort klar, daß er es mit einem sehr angesehenen Meister zu tun hatte. Um seine Kennerschaft hervorzukehren, versprach er sogar noch ein Geschenk zusätzlich, würden ihm die Gemälde seiner Ahnen und vor allem sein eigenes gefallen. Weiterhin willigte er in alle Bedingungen ein, die der Kunstmaler noch stellte. Eulenspiegel erhielt sofort einen Vorschuß von einhundert Gulden für den Kauf von Farben und die Anstellung von drei Gehilfen. Außerdem wurde ihm zugesichert, daß ihn niemand während der Arbeit im Saal stören würde. Damit war der Handel perfekt.

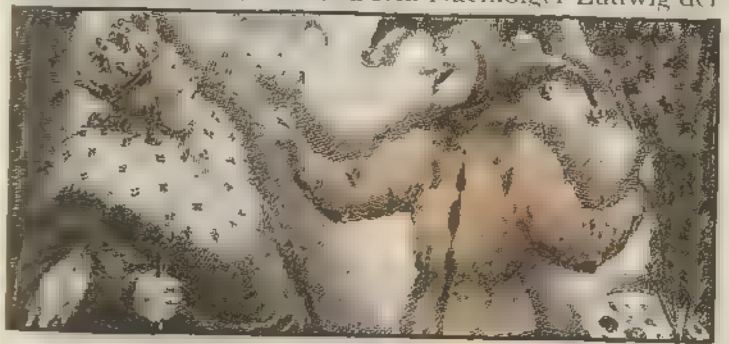
Eulenspiegel ging in die Stadt und suchte bei fröhlicher Zecherei die drei Gesellen, die er brauchte. Für ein ansehnliches Handgeld mußten sie ihm unbedingte Verschwiegenheit versprechen. Ansonsten sollte ihre Arbeit nur aus allerlei Brettspiel wie Schach, Dame und Mühle bestehen. Tatsächlich gingen die Burschen dann ihre Aufgabe äußerst gewissenhaft an und zeigten im Spiel den allergrößten Eifer.

Nach etwa drei Wochen hielt es der Landgraf vor Neugier nicht mehr aus, und er sprach zu Eulenspiegel: »Ach, lieber Meister, nun möchte es wohl an der Zeit sein, daß ich einmal Eure Malerei in Augenschein nehme. Ganz bestimmt werden die Gemälde noch viel besser als die Proben sein, die Ihr vorzeigtet. Also führt mich jetzt in den Saal, damit ich mich von Eurer außergewöhnlichen Kunst überzeuge.«

Eulenspiegel wiegte den Kopf hin und her. Dann räusperte er sich und sprach: »Sehr wohl, gnädiger Herr, spracht Ihr von meiner außergewöhnlichen Kunst. Deshalb will ich nun endlich das Geheimnis meiner Malerei lüften. Sie ist nämlich von solch einer überirdischen Reinheit, daß sie sich dem Blick unreiner Menschen verschließt. Unsichtbar bleibt sie demjenigen, der nicht von seinem Vater gezeugt wurde, weil seine Mutter ein Hure war.«

Als der Landgraf von dieser Eigenschaft hörte, war er entzückt. »Oho!« rief er und schnalzte mit der Zunge. »Oho!« Wäre Euch das tatsächlich gelungen, verehrter Meister, Ihr hättet eine Wunderwerk vollbracht, das mir von unschätzbarem Wert wäre. Endlich könnte ich mir die Bestätigung für dunkle Ahnungen verschaffen, die Sittenprobleme am Hof entlarven und den Adel wieder reinhalten. Kommt und laßt uns eilen.«

Im Saal hatte Eulenspiegel den Wandfries mit der landgräflichen Ahnengalerie verdecken lassen. Jetzt trat er an das Tuch, lüftete es ein wenig und zeigte mit dem Stab auf die kahle Wand: »Nun, gnädiger Herr, erkennt Ihr die Ähnlichkeit, die Ihr mit dem ersten Landgraf von Hessen habt? Sein Sohn Adolfus hingegen kommt mehr nach der Mutter, der Herzogin von Bayern. Mehr gemischt ist Wilhelm der Schwarze, während sein Nachfolger Ludwig der



Fromme wieder der ganze Urgroßvater ist. Nun, gnädigster Herr, ... ist mit Euch etwas? Gefallen Euch etwa meine Gemälde nicht? Keiner versteht es , mit den Farben so umzugehn wie ich, und Ihr verbergt mir Euer Entzücken. So äußert Euch doch endlich, allergnädigster Herr!«

Der Landgraf war kreidebleich geworden. Er stierte die kahle Wand an und dachte: Mein Gott, wie ist das möglich? Nichts sehe ich, absolut nichts. Mein Vater war also nicht mein Vater und meine Mutter eine Hure? Ich bin ein Hurenkind, Gott steh mir bei!

Schließlich riß er sich zusammen und bemerkte:

»Lieber Meister, habt Dank für Eure Kostprobe. Mir scheint, Euer Werk gedeiht wohl. Allein mir fehlt's an Kunstverstand, um Euch mit einem Hinweis zur Farbgestaltung zu nützen.« Betroffen verließ er den Saal, in dem es ihm unheimlich war. Am Abend berichtete er der Fürstin von seiner Besichtigung. Sie hielt Eulenspiegel für einen Scharlatan und wollte das Lob ihres Mannes kaum glauben. Deshalb beschloß sie, sich am nächsten Tag von der Meisterschaft des Malers mit eigenen Augen zu überzeugen.

Bevor die Fürstin im Gefolge von acht Jungfrauen und einer Närrin den Saal betrat, lüftete Eulenspiegel wiederum das Geheimnis seiner Malerei. Danach erklärte er die kahle Wand, auf die alle wie zuvor der Fürst erschrocken starrten. Nur die Närrin verwunderte sich.

»Wie kann ich ein Hurenkind sein?« wandte sie sich an die Fürstin. »Ich sehe meinem Vater ähnlich wie aus dem Gesicht geschnitten, also kann meine Mutter keinen anderen Mann gehabt haben. Trotzdem erblicke ich vor mir keine Gemälde, sondern eine kahle, weiße Wand.«

Daraufhin verließ die Gesellschaft schweigend den Raum. Weil der Fürst sich so lobend über die Malerei geäußert hatte, traute die Fürstin ihren Augen nicht. Deshalb sprach sie am Abend zu ihrem Gemahl: »Das Gemälde gefällt mir so gut wie Euch. Doch stellt Euch vor: unsere Närrin hat keines gesehen. Und sie behauptet steif und fest, daß überhaupt keines vorhanden ist.«

Nach dem Auftritt der Närrin hatte Eulenspiegel Lunte gerochen. Eilends begab er sich zum Rentmeister und ließ sich noch einmal einhundert Gulden Vorschuß geben. Dann beurlaubte er die Gesellen und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Gerade noch rechtzeitig; denn der Fürst hatte inzwischen den gesamten Hofstaat zur Besichtigung der Ahnengalerie aufgerufen. Als sie dann alle vor der kahlen Wand standen und nichts sahen, erkannte der Fürst, daß er einem üblen Gauner aufgesessen war. Er stampfte mit dem Fuß auf und verkündete mit bebender Stimme:

»Hiermit erteile ich Eulenspiegel Landesverbot!«

Voller Wut zog er sich mit der Fürstin in seine Privatgemächer zurück. Wohl verschmerzte er den Verlust der zweihundert Gulden, nicht aber die Blamage, die ihm Eulenspiegel zugefügt hatte.

28. Historie Wie Eulenspiegel eine Probe seiner Gelehrsamkeit gab



Nachdem Eulenspiegel den Beruf des Künstlers an den Nagel gehängt hatte, wechselte er zu den Wissenschaften über. Um seine Gelehrsamkeit zu beweisen, wanderte er nach Böhmen. Das war zu der Zeit, als es den berühmten Ketzer Jan Hus noch nicht gab. Damals waren die Christen unaufgeklärt genug, um auf jeden gewieften Faxenmacher hereinzufallen. Deshalb war Prag hervorragend geeignet für einen Auftritt Eulenspiegels.

Kaum hatte er die Stadt betreten, ließ er Zettel schreiben und mit nachfolgender Mitteilung an alle Kirchen und Universitätsgebäude schlagen:

»Der Welt berühmtester Gelehrter Till Eulenspiegel ist soeben in Prag eingetroffen. Er beantwortet alle Fragen, auf die die Gelehrten der Universitäten bisher keine Antwort wußten.«

Noch ehe die nächste Stunde geschlagen hatte, erhielt der Rektor der Universität von Eulenspiegels Herausforderung Kunde. Voller Verdruß berief er sofort seine Herren Kollegen, Doktoren und Lehrer zu sich, um den Fall zu erörtern. Nachdem sie das Problem in aller Form und Breite zerredet hatten, fiel ihnen nichts Besseres ein, als Eulenspiegel mit ein paar ausgetüftelten Fragen hineinzulegen. Kaum war diese Idee geboren, sahen sie auch schon den Fremdling mit Schimpf und Schande vor die Tore der Stadt gejagt. Diese Vorstellung beflügelte die Gelehrten,

unverzüglich mit der Ausarbeitung der Fragen zu beginnen

Nachdem sie eine Liste der kniffligsten Fragen erarbeitet hatten, debattierten sie über die Grundsätze der Auswahl und der Reihenfolge, in der der Rektor die Fragen stellen sollte. Endlich in später Abendstunde waren die Würfel gefallen, die drei unbeantwortbaren Fragen sowie eine Zusatzfrage festgelegt und die Botschaft abgefaßt, die Eulenspiegel noch vor Mitternacht in seiner Herberge zugestellt wurde. Der hatte bereits einen großen Gefallen am Prager Bier gefunden und lud den Wirt und alle Zechbrüder ein, ihn am nächsten Tag zum gelehrten Wettkampf zu begleiten. Er fürchtete sich doch ein bißchen vor den verhetzten Studenten.

Am nächsten Tag erschien Eulenspiegel mit seiner Begleitung pünktlich zur angegebenen Stunde. Dicht gedrängt standen die Studenten, die ihn auf ein Zeichen des Rektors das Fürchten lehren wollten. Der hatte mit seiner Gefolgschaft im Präsidium Platz genommen. Eulenspiegel mußte auf einen Stuhl steigen, damit ihn alle sehen und seine bevorstehende Schmach miterleben konnten. Nachdem die Zuschauer den kecken Herausforderer genügend gemustert hatten, erhob sich der Rektor von seinem Platz und stellte die erste der unbeantwortbaren Fragen:

»Sagt uns, der Ihr vorgebt, ein gelehrter Meister zu sein, wieviel Eimer Wasser enthält das Meer? Wißt Ihr hierauf keine Antwort, sollt Ihr auf der Stelle bestraft und verdammt sein.«

Triumphierend blickte der Rektor in die Runde. Die Studenten scharrten mit den Füßen stürmischen Beifall für diese außerordentlich gescheite Frage. Eulenspiegel jedoch lächelte verschmitzt.

»Würdiger Herr Rektor, Eure Frage ist kinderleicht. Allerdings muß ich Euch bitten, für einen Augenblick jedes Wasser aufzuhalten, das an allen Ecken und Enden der Welt ins Meer fließt. So Ihr das tut, will ich Euch bis auf den Eimer genau den Inhalt des Meeres ausrechnen.«

Während der Rektor ein wenig verdattert dastand, fühlte sich die Studentenschaft geradezu überrumpelt von Eulenspiegels Schlagfertigkeit. Solch einen Schlauberger hatten sie schon lange nicht mehr erlebt, und manch einer von ihnen hätte ganz gern in den Beifall der Zechkumpane eingestimmt. Inzwischen hatte sich der Rektor wieder in der Gewalt, und er stellte kurz und bündig die zweite Frage:

»Sagt an, wieviel Tage sind bisher vergangen von der Erschaffung Adams bis zum heutigen Tag?«

Kaum hatte er ausgesprochen, fühlte sich der Rektor wieder wohl. Höhnisch betrachtete er Eulenspiegel, während die Zuhörer so gespannt waren, daß man eine Nadel hätte zu Boden fallen hören können. Nach einer kleinen Kunstpause ließ sich Eulenspiegel mit fröhlicher Stimme wie folgt vernehmen:

»Seid mir nicht böse, würdiger Herr Rektor, aber Eure Fragen sind doch ein bißchen simpel. Nennt mir den Namen des achten Tages, falls Ihr ihn kennt. Ist er Euch nicht bekannt, dann sind es sieben Tage, die bis zum heutigen Tag Woche für Woche verstrichen sind und es auch bis zum Sanktnimmerleinstag bleiben werden.«

Der Rektor blickte sich hilfesuchend um, doch niemand wollte ihm beistehen. Seine Doktoren und Lehrer hatten nur im Sinn, ihre Schuhspitzen zu betrachten, während sich unter der Studentenschaft ein beifälliges Gemurmel verbreitet hatte. Eulenspiegels Wirt aber hatte laut »Bravo!« gerufen. Dem Rektor perlte bereits der Schweiß von der Stirn, als er die dritte Frage stellte:

»Sagt an, wo sich die Mitte der Welt befindet!«

Ohne auch nur einen Augenblick nachzudenken, antwortete Eulenspiegel.

»Genau hier, wo ich stehe, ist die Mitte, denn ich stehe mitten in der Welt. Wenn Ihr es nicht glaubt, dann laßt von Euren Studenten ein Lot an die Sonne heften. Ihr werdet sehn, daß es auf Strohhalmsbreite genau auf mich zeigt.«

Solcherart angesprochen, lachten die Studenten laut

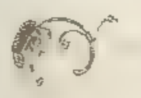
und machten untereinander ihre Witze. Eulenspiegels Begleitung hingegen lärmte vor Genugtuung. Anstatt sich aus dem Radau davonzumachen, stammelte der Rektor noch seine Zusatzfrage:

»Benennt mir auf die Elle genau die Entfernung des Himmels von der Erde und die Weite seines Bogens!«

Kaum noch hatte jemand richtig zugehört, und auf eine ordentliche Antwort wartete sowieso niemand mehr. Im sicheren Gefühl seines Sieges kasperte jetzt Eulenspiegel frisch von der Leber weg herum und forderte den Herrn Rektor auf, im Himmel Platz zu nehmen.

»Ihr würdet mich hören, würdiger Herr Rektor«, sagte er, »so wie Gott unser aller Rufe erhört, oder glaubt Ihr daran nicht? So meßt nach, wenn Ihr zweifelt, daß meine Rufweite nicht mehr und nicht weniger als tausend Ellen mißt wie der Himmelsbogen tausend Klafter. Also begebt Euch nach oben in den Himmel und prüft, ob Ihr meine Stimme hört oder nicht!«

Wie sollte der Rektor diesen Beweis antreten? Er lehnte es ab, sich weiterhin veralbern zu lassen und stürmte mit fliegenden Rockschößen davon. Stehenden Fußes folgten ihm die Herren Doktoren und Magister. Kaum war der Lehrkörper fortgerauscht, brach die gesamte Zuhörerschaft in einen lauten Jubel aus. Im Handumdrehen floß das Bier in Strömen. Eulenspiegel allerdings trank keinen einzigen Schluck. Er hatte sich bald davongestohlen und verließ eilig die Stadt. Zu sehr befürchtete er, daß die genasführten Gelehrten ihm bei nächster Gelegenheit das Bier vergiften würden.



29. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEN ESEL LESEN LEHRTE



Eulenspiegel befürchtete sehr, daß ihm die Rache für die Prager Schalkheit nacheilen würde. Mit geschwinder Post durchmaß er das Erzgebirge und ruhte nicht eher, bis er die berühmte Universitätsstadt Erfurt erreichte. Hier ließ er ebenfalls die Ankündigung seiner Gelehrsamkeit an die Pforten der Universität schlagen, bevor er es sich in seiner feucht-fröhlichen Herberge »Zum Turm« bequem machte.

Nun hatte aber Eulenspiegel nicht damit gerechnet, daß ihm die Nachricht von seinem Prager Auftritt stets mehrere Meilen voraus war. Jedenfalls zeigten sich die Erfurter Gelehrten von seiner dreisten Verlautbarung keinesfalls überrascht. Rasch berief der Rektor seine Kollegen zu sich, und bald hatten sie ihren Plan ausgeheckt. Da es in Erfurt viele junge und alte Esel gäbe, meinten sie, wollten sie dem Herrn Magister Eulenspiegel einen richtigen Esel in die Lehre geben. An ihm sollte er seine Gelehrsamkeit ausprobieren. Er sollte beweisen, daß er jeder Kreatur das Lesen und Schreiben beibringen könnte.

Flugs wurde dieser Beschluß Eulenspiegel kundgetan. Der zeigte sich jedoch keineswegs verlegen.

»Gut«, sagte er, »ich werde die unvernünftige Kreatur in die Lehre nehmen. Aber für meine Schule brauche ich zwei Jahre Zeit. Und dafür müßt Ihr mir fünfhundert Goldgroschen Schulgeld geben.«

Hatten die Gelehrten A gesagt, mußten sie nun auch B sagen. So leid es ihnen tat, sie mußten die schmächtige Universitätskasse um das verlangte Stipendium berappen.

Von seinem Herbergsvater mietete Eulenspiegel einen Stall, in dem er seinen Schüler einquartierte. In die Futterkrippe legte er ein altes kirchliches Liederbuch und zwischen die Seiten Hafer. Wollte der hungrige Esel satt wer-

den, mußte er mit dem Maul Seite für Seite umblättern. Darüber ärgerte sich das Tier, und es quittierte jede leergefressene Seite mit einem lauten I–A.

Nach kurzer Zeit hatte Eulenspiegel seine Dressur beendet. Er ging zum Rektor und forderte ihn auf, sich von den ersten Lesekunsten seines Schulers zu überzeugen. Gemeinsam betraten sie den Stall, und Eulenspiegel legte das Buch ohne Hafer zwischen den Seiten in die Futterkrippe. Der Esel stupste sein Maul auf die erste Seite, fand sie leer und rief I–A. Darauf blätterte er die Seite um, fand erneut kein Futter und bekundete wiederum seinen Unwillen. Während der Esel auf diese Art das Liederbuch durchblätterte, versicherte Eulenspiegel mit ernsthafter Miene, daß der junge Esel in den vergangenen zwei Wochen eben diese Vokale I und A gelernt habe.

»Nur zu, Herr Magister«, sagte der Rektor, »dann wird Euer Schüler wohl schon in einem halben Jahr das Alphabet hersagen und den ganzen Psalter lesen können.«

Eulenspiegel verbeugte sich und pflichtete bei: »Ganz bestimmt wird es so werden, würdiger Herr Rektor.«

Kaum hatte der sich verabschiedet, packte Eulenspiegel seinen Vorschuß von hundert Gulden, gab dem Wirt den Esel in Zahlung und machte sich aus dem Staub.

»Hier wissen sie schon, daß nicht alle Esel vier Beine haben«, sprach er in das Hufgeklapper seines Pferdes.



30. Historie WIE EULENSPIEGEL ALTE PELZE WUSCH



Nach seiner Flucht aus Erfurt nahm Eulenspiegel in Nienstedt Quartier. Bei seiner Wirtin gab er sich als Wahrsager aus. Das war der rechte Beruf, um der Frau zu gefallen, denn die Weiber wollen ja stets die ganze Wahrheit erfahren. Doch die Wirtin war mit ihrem Gast nicht gut beraten.

Sofort hatte Eulenspiegel bemerkt, daß die Frau schielte, und er sagte: »Ungleiche Schüsseln machen schielende Brüder. Also gebt mir von Eurem Abendbrot, damit ich nicht ebenso schiele wie Ihr.«

Da wurde die Wirtin fuchtig. »Das hat mir mein Lebtag noch keiner gesagt, daß ich schiele«, keifte sie. »Möge dir ungehobeltem Gesellen alles Böse widerfahren, das es auf der Welt gibt!«

»Aber gute Frau«, versuchte Eulenspiegel die Wirtin zu beruhigen, »habe ich Euch nicht über meinen Beruf aufgeklärt? Ein Wahrsager muß die Wahrheit sagen, oder er ist des Teufels.«

Schweigend ging die Frau zum Herd und tat Eulenspiegel ein reichliches Abendbrot auf den Teller. Weil ihre Neugier größer war als ihr Ärger, leistete sie ihm beim Essen Gesellschaft. Eulenspiegel aß mit großem Appetit und bemerkte beiläufig, daß er in der Kunst bewandert sei, alte Pelze wie neu zu waschen. Da wurde die gute Frau sehr hellhörig. Sie fragte ihn, ob er ihren alten abgetragenen Pelz erneuern würde. Weil sich Eulenspiegel gefällig zeigte, legte sie sich auch noch für die Nachbarinnen ins Zeug.

Nach kurzer Zeit hatte sich ein halbes Dutzend Nachbarinnen mit ihren alten Pelzen versammelt. Jetzt erklärte Eulenspiegel den gespannten Frauen, daß er einen großen Kessel mit Milch benötige. Sofort eilten sie nach Hause, und eine jede brachte von ihrem Vorrat einen großen Krug

voll angeschleppt. Eulenspiegel ließ die Milch in den Kessel schütten, die alten Pelze hineinlegen und im Herd ein kräftiges Feuer schüren. Sodann schickte er die Frauen fort, damit sie ihm junges, weißes Lindenholz brächten. Nur dieses, erklärte er wichtig, ergäbe die richtige Hitze. Willig schwärmten die Weiber aus und hielten auch ihre Kinder zum Holzsammeln an. Zu sehr freuten sie sich schon auf ihre Pelze, die wieder wie neu aussehen würden.

Kaum hatten die Frauen dem Schalk den Rücken gekehrt, als er ein wahres Höllenfeuer unter dem Kessel entfachte. Nachdem er die Pelze regelrecht zerkocht hatte, verließ er auf leisen Sohlen Nienstedt. Die Frauen aber glaubten ihren Augen nicht zu trauen, als sie, beladen mit jungem Lindenholz, zurückkehrten und die ganze Bescherung sahen. Auf dem Küchentisch aber lag ein Zettel, auf dem geschrieben stand:

»Wer nicht kommt, dem wird der Pelz nicht gewaschen.«

31. Historie Wie Eulenspiegel zu Reichtum gelangte



Weit und breit hatten sich Eulenspiegels Bosheiten herumgesprochen. Wo er sie einmal getrieben, war ihm keiner mehr gut. Immer schwerer fiel es ihm, sich Kost und Unterkunft zu verschaffen. Deshalb beschloß er, fortan vom Müßiggang zu leben. Von einem abgelegenen Galgenplatz holte er sich einen Totenkopf, den er vom Goldschmied für sein letztes Geld in Silber fassen ließ. Einen Schüler verleitete er danach, ihm einen Priesterrock zu stehlen. Mit diesem verkleidet und den Totenkopf unterm Arm zog er nach Pommern. Er hatte gehört, daß dort die Priester mehr vom Saufen als vom Predigen hielten. War nun in einem Dorf Kirchweih, Hochzeit oder Taufe, ging Eulenspiegel in die zuständige Pfarrei. Er bot dem Pfarrer an, für die Hälfte des Kirchenopfers Gottes Wort zu verkünden. Es gab keinen einzigen Pfaffen, der dieses faule Angebot ausgeschlagen hätte.

Wenn Eulenspiegel die Kanzel betreten hatte, verbreitete er sich in düsteren Farben über die Sintflut von gestern und die von morgen. Er sprach über die Arche Noah und über die des heiligen Brandanus, für deren Bau er sammle. Der heilige Brandanus aber sollte kein anderer gewesen sein als der Totenkopf, den er jetzt drohend vorzeigte. Nachdem er auf diese Weise die Gemeinde gebührend eingeschüchtert hatte, erklärte er:

»Der heilige Brandanus aber hat befohlen, Spendenopfer nur von guten Menschen anzunehmen, weil sonst keiner von euch die Sintflut überleben wird. Deshalb sage ich euch Frauen: Hüte sich die Treulose, uns auch nur das geringste Opfer zu geben!«

Danach segnete er die Gemeinde und bot den Totenschädel an zum Küssen. Alle waren ergriffen, und Eulenspiegel ging zum Altar, stimmte ein frommes Lied an und nahm die Spenden entgegen. Besonders die Frauen, die eine Sünde auf dem Kerbholz hatten, drängelten sich nach vorn und wollten mit ihrem Opfer die ersten sein. Auch diejenigen, die in schlechtem Ruf standen, trachteten schleunigst danach, durch Freigiebigkeit ihre Unschuld zu beweisen. Ja, als die einfältigen Frauen merkten, daß ihre Gabe trotz schwarzer Seele angenommen wurde, stellten sie sich noch ein zweites oder manchmal sogar drittes Mal an. Opferten sie zuerst Geld, so später Ringe und anderen Schmuck, je nachdem, wie hoch sie ihre Verfehlungen einschätzten. An der Größe des Opfers sollten die Leute das Maß ihrer Frömmigkeit erkennen.

Nie zuvor war in der Kirche eine größere Spende zusammengekommen. Eulenspiegel war der erfolgreichste Prediger aller Zeiten. Je mehr Sünden er vergab, desto reicher wurde er.

32. Historie WIE EULENSPIEGEL SCHLAFMÜTZIGE WÄCHTER BESTRAFTE



Nachdem Eulenspiegel mit seinen Predigten viel Geld und Gut eingenommen hatte, wollte er sich in Nürnberg zur Ruhe setzen. Aber wie die Katze das Mausen nicht lassen kann, so erging es ihm mit seiner Schalkheit. Einmal beobachtete er die Stadtwächter, wie sie in einem Kabuff unter dem Rathaus schliefen. Alle steckten in Harnischen und hatten ihre Waffen griffbereit. Andererseits erfuhr Eulenspiegel, daß der Weg vom Saumarkt über die Pregnitz sehr gefährlich war. Schon manch eine Magd war im Dunkeln vom Steg gezogen worden, wenn sie für ihre Herrschaft Wein holen ging.

Um den schlafenden Wächtern eins auszuwischen, wartete Eulenspiegel bis Mitternacht. Ganz still und finster war es, als er aus dem Steg über die Pregnitz drei Dielen herausbrach und ins Wasser warf. Nach vollbrachter Tat ging er zum Rathaus, fluchte dort laut herum und schlug mit seinem Messer Funken aus dem Straßenpflaster. Dieser Lärm weckte die Wächter, und sie sprangen hervor, um den Störenfried zu fangen. Der aber lief leichtfüßig vor ihnen her zum Saumarkt. Von dort flüchtete er zur Pregnitz und kletterte geschickt über die zerstörte Brücke. Jetzt verhöhnte er die Verfolger.

»Hoho!« rief er in die Dunkelheit. »Wo bleibt ihr feigen Bösewichte denn?«

Als die Wächter diese Schmähung hörten, liefen sie blind vor Wut auf den Steg. An der Lücke aber stürzte einer nach dem anderen in die Pregnitz, wobei sie sich Mund und Nase blutig schlugen. Drei der Schlafmützen traf es besonders schlimm. Der eine brach sich ein Bein, der andere einen Arm, und der dritte stieß sich ein Loch in den Kopf Während sie vor Schmerzen wimmerten und mühsam aus

dem kühlen Naß krochen, ergriff Eulenspiegel das Hasenpanier. Zu genau wußte er, daß man in Nürnberg für solcherlei Schalk keinen Spaß verstand und schon manchen Schelm hatte Spießruten laufen lassen.

33. Historie WIE EULENSPIEGEL SPEISTE UND DAFÜR GELD VERLANGTE



Als Eulenspiegel nach Bamberg kam, hatte er wieder einmal keinen einzigen Pfennig in der Tasche, dafür aber lahme Füße und großen Hunger. Erschöpft blieb er vor der Herberge stehen, die der Witwe König gehörte. Freundlich hieß die Wirtin den merkwürdig ausschauenden Gast willkommen, denn er trug eine Kappe mit zwei Zipfeln dran, eine komische Halskrause und Hosen, deren Beine unterschiedlich gefärbt waren. Sie fragte ihn, ob er ein bestimmtes Gericht bestellen oder von der Hausmannskost wolle Eulenspiegel versicherte, ein armer Geselle zu sein. Trotzdem bat er darum, ihn zu beköstigen.

»Zu verschenken habe ich nichts«, sagte die Frau, »denn für umsonst gibt mir weder der Bäcker noch der Fleischer etwas. Deshalb muß ich für das Essen Geld bekommen.«

Sofort bestätigte Eulenspiegel, daß er selbstverständlich für Geld essen wolle, und er fragte: »Gute Frau, für wieviel Geld darf ich bei Euch essen und trinken?«

Die Wirtin nannte die Preise. Für 24 Pfennig gäbe es Speise am Herrentisch, für 12 Pfennig am Gesindetisch und die übliche Kost für 18 Pfennig. Eulenspiegel brauchte nicht lange zu überlegen.

»Das meiste Geld liegt mir am meisten«, sagte er und setzte sich an die Tafel für die Herrschaften.

Er stopfte in sich hinein, was das Zeug hielt. Dazu trank er einen köstlichen Wein. Als er endlich vor Völle kaum noch Luft bekam, schob er die Schüsseln beiseite.

Nachdem die Magd abgeräumt hatte, erschien die Wirtin und verlangte das Geld für die Zeche. Darüber verwunderte sich Eulenspiegel, und er entgegnete:

»Ihr irrt Euch, gute Frau, und das verdrießt mich. Ausdrücklich fragte ich Euch, für wieviel Geld ich essen und trinken kann. Ihr sagtet, am herrschaftlichen Tisch für 24 Pfennig. Die stehen mir jetzt zu, denn ich habe sie mir wohl verdient. Gegessen und getrunken habe ich, als ob es mir ans Leben ginge, und noch jetzt bin ich vor Anstrengung schweißgebadet.«

»Es ist wahr«, antwortete die Wirtin ruhig, »du Schalk hast zugelangt für drei Mann. Da ich in meiner Herberge keinen Zank dulde, mache ich mit dir kurzen Prozeß. Scher dich auf der Stelle davon und laß dich nie wieder in deinem betrügerischen Leben bei mir blicken. Noch mehr Strolche von deiner Sorte, und meine Kinder müßten bald verhungern.

So energisch sprach sie, und ebenso zog sie Eulenspiegel den Stuhl unterm Hintern weg.

34. Historie Wie Eulenspiegel den Papst besuchte



Eulenspiegel war mit durchtriebener Schalkheit gesegnet. Nachdem er sich in allen Unarten versucht hatte, erinnerte er sich an das Wort: Gehst du nach Rom als frommer Mann, kehrst du als Taugenichts zurück. Weil ihm diese letzte Weihe noch ausstand, pilgerte er zum Heiligen Stuhl. In Rom quartierte sich Eulenspiegel bei einer Wirtin ein, die aus feiner, wohlbekannter Familie stammte. Ihr gefiel der schöne junge Mann, so daß sie ihm bald ihren Herzenswunsch gestand: Einmal in ihrem Leben wollte sie mit dem Papst reden.

»Hundert Dukaten würde ich dafür ausgeben«, seufzte sie träumerisch.

Als Eulenspiegel das vernahm, geriet er sogleich aus dem Häuschen. Er erbot sich, für die hundert Dukaten eine Audienz beim Papst zu verschaffen. Die Wirtin hielt ihn für einen Aufschneider und willigte unbekümmert in den Handel ein.

Bald hatte Eulenspiegel herausgefunden, daß der Papst jeden Monat eine Messe öffentlich zelebrierte. Am bewußten Tag verschaffte er sich Einlaß in der Kirche und gebärdete sich als Ketzer, indem er vor aller Augen dem Altar den Rücken kehrte. Diese ruchlose Tat erregte die Gläubigen. Gleich nach der Messe wurde Eulenspiegel gegriffen und zum Papst gebracht. Der nahm den Gotteslästerer mit großer Milde ins Verhör. Bald brachte er aus ihm heraus, daß er kein Abtrünniger, sondern ein Anhänger des Glaubens seiner Wirtin wäre.

Nun war der Name ihrer Familie auch dem Papst geläufig, und er konnte sich auf ihr Ketzertum keinen Reim machen. Um wenig Aufsehen zu erregen, wollte er die angesehene Frau selber vernehmen. Er sandte Boten aus, um sie unverzüglich herbeizuschaffen. Die Wirtin wußte gar nicht, wie ihr geschah, als sie plötzlich dem Heiligen Vater gegenübergestellt wurde. Sie warf sich auf die Knie, küßte seine Schuhspitzen und bekundete mit überschwenglichen Worten ihren Glauben an die rechtmäßige Kirche. Als der Papst das sah und hörte, wandte er sich unwirsch an Eulenspiegel: »Wie kannst du eines Glaubens mit dieser treuen Frau sein, wenn du mir und dem Altar während der Messe den Rücken kehrst? Du wolltest ihr doch nicht etwa die Ehre abschneiden?«

Jetzt warf sich Eulenspiegel dem Papst zu Füßen, und voller Zerknirschung gestand er: »Allerheiligster Vater, ich bin ein großer Sünder. Wie konnte ich da ohne Beichte Euren Segen entgegennehmen?«

Weil der Papst ihm nicht ins Herz blicken konnte, beließ er es bei dieser Ausrede. Zurückgekehrt in die Herberge, strich Eulenspiegel die hundert Dukaten ein. Ab sofort konnte ihn die Wirtin nicht mehr leiden. Eulenspiegel woll-

te auch keine Versöhnung und beendete seine Pilgerreise ebenso als Schalk, wie er sie begonnen hatte.

35.Historie WIE EULENSPIEGEL PROPHETENBEEREN VERKAUFTE



Niemand sollte glauben, Eulenspiegel habe bei der Ausübung seiner Streiche Rücksicht walten lassen. Wer ihm auf den Leim ging, hatte selber schuld, ob er Bischof war oder Pfarrer, König oder Ritter, Bäkker oder Bauer, Gelehrter oder Künstler, Arzt oder Patient, Mann oder Weib, jung oder alt, Christ oder Jude, dies oder das, denn eines gilt immer: Dummheit schützt vor Strafe nicht.

Nun kam eines Tages Eulenspiegel nach Frankfurt am Main zur Messe. Die Kaufleute boten ihre Waren an wie sauer Bier, und in der ganzen Stadt herrschte ein reges Handeln und Wandeln. Eulenspiegel jedoch hatte es ein gut gekleideter junger Mann angetan, der für teures Geld einen Wunderbalsam aus Alexandria verkaufte. Das Zeug sollte für und gegen alles helfen.

Als Eulenspiegel dieses Geschäft beobachtete, dachte er bei sich: Bin ich nicht auch ein fauler Strick, der höchst ungern arbeitet? Deshalb will ich es dem Händler gleichtun und für wenig Ware viel Geld kassieren. Noch vor dem Einschlafen grübelte er darüber nach, wie er den Stier bei den Hörnern packen könnte. Aber vor lauter Magenknurren fiel ihm nichts ein.

In der Nacht stach ihn ein Floh in den Hintern, und er wurde hellwach. Er juckte, rubbelte und kratzte sich und bekam davon viel Dreck unter die Nägel. Davon polkte er am Morgen noch mehr zusammen und vermischte den Kot mit Brotkrümeln und Salz von seinem Frühstückstisch. Aus diesem ekeligen Brei drehte er zwei Pillen, legte sie auf eine kleine Holztafel und ging damit zum Römer. Auf die-

sem Platz lieh er sich von einem anderen Händler einen Tisch aus, legte darauf das Täfelchen mit den Pillen und bot sie feil.

Still beobachtete Eulenspiegel die Kundschaft. Wurde er nach seiner Ware befragt, gab er keine Auskunft. Dieses sonderbare Gebaren machte immer mehr Leute neugierig. Doch allen sagte er, daß sie für den Kauf seiner Ware viel zu arm seien. Gleichermaßen erging es auch drei reichen Juden. Als Eulenspiegel von ihrer Armut sprach, lachten sie und zeigten ihre prallen Geldkatzen. Jetzt wußte er, daß er es mit den richtigen Kunden zu tun hatte.

»Auf diesem Täfelchen hier liegen zwei Prophetenbeeren«, sagte er, »das Stück für hundert Dukaten. Ich habe sie aus dem Morgenland mitgebracht. Wer davon eine bei Vollmond in den Mund nimmt und dann in die Nase steckt, der kann am nächsten Morgen weissagen.«

Als die Kaufleute das hörten, traten sie zur Seite. Sie beratschlagten hin und her, denn alle drei waren überaus geizig. Andererseits war ihnen beim Geschäftemachen der richtige Glauben an den Messias verlorengegangen. Um nun herauszufinden, ob der Erlöser noch kommt oder nicht, dafür hätten sie eine Prophetenbeere gut und gern gebrauchen können.

Nach längerem Palaver trat der erste von ihnen an Eulenspiegel heran. Sie würden die hundert Dukaten zahlen, meinte er, aber erst nach der Wirkung der Prophetenbeere.

Eulenspiegel blickte durch den Mann hindurch, als wäre er Luft. Nicht ein einziges Wort sagte er. Also beratschlagten die drei Geldsäcke aufs neue. Nach geraumer Zeit trat der zweite auf Eulenspiegel zu und bot zehn Dukaten für beide Pillen, weil man ja bekanntlich nicht die Katze im Sack kaufen solle.

Eulenspiegel tat wie beim ersten. Wie sie auch auf ihn einredeten, sie mußten sich zu erneuter Beratung zurückziehen. Es war ihnen einfach nicht geheuer, daß ein Verkäufer weder seine Ware lobte noch um ihren Preis feilsch-

te. An der Prophetenbeere mußte also etwas dran sein. Jetzt kamen sie alle drei an den Tisch, und jeder legte dreiunddreißig Dukaten hin. Doch als sie nach der Prophetenbeere greifen wollten, streckte ihnen Eulenspiegel die leere Hand hin. Seufzend trennte sich der dritte Kaufmann noch von einem weiteren Dukaten. Danach zogen Käufer und Verkäufer in verschiedener Richtung davon.

36.Historie Wie Eulenspiegel Hühner kaufte



Sicherlich gab es einmal Zeiten, in denen die Leute besser miteinander umgingen als jetzt. Wenn einer wie Eulenspiegel von den Früchten seines Schalks leben konnte, dann war nicht nur er daran schuld. Wo alle der Teufel reitet, gibt's eine große Jagd. Als Eulenspiegel zum Wochenmarkt nach Quedlinburg kam, war er wieder einmal blank. Wie gewonnen, so zerronnen, sagte er sich und trauerte keiner einzigen Mark nach, die er verschwendet hatte. Trotzdem brauchte er für den Abend einen Tisch, unter den er seine Füße stecken konnte. Wie er so an ein gebratenes Täubchen dachte und einen Schluck kühlen Weines dazu, stand er vor einer Bäuerin. Sie pries Hühner an, das Stück für einen Stefansgroschen. Eulenspiegel fand diesen Preis viel zu hoch, und er begann, ihn herunterzuhandeln. Doch die Bäuerin hatte ihre festen Vorstellungen und ließ sich nicht beirren.

Weil sich Eulenspiegel über den Eigensinn der Frau ärgerte, packte er kurzentschlossen den Hühnerkorb und ging mit dem Federvieh davon. Zuerst wußte die erschrokkene Frau gar nicht, wie ihr geschah. Dann aber sprang sie auf und flitzte dem Hühnerdieb hinterher. Da Eulenspiegel keine Eile zeigte, hatte sie ihn schon nach ein paar Schritten erwischt. Die Bäuerin krallte sich ihm an den Arm und keifte los. Schon blieben die Leute stehen.

»Was willst du von mir, Frau?« fragte er würdevoll.

»Die Hühner hier, Ihr müßt sie bezahlen!«

»Ja, weißt du denn nicht, daß ich der Schreiber von der Äbtissin bin?«

Vorwurfsvoll blickten jetzt auch einige der Herumstehenden die Bäuerin an. Wie konnte sie nur den Schreiber der Äbtissin so belästigen! Die Bäuerin glaubte, sich verteidigen zu müssen. »Einerlei, wer Euer Brotherr ist«, sagte sie, »wollt Ihr die Hühner, will ich das Geld. Schon als Kind hatte mir mein Vater eingebläut, mich vor Leuten in acht zu nehmen, vor denen man sich verbeugen oder den Hut ziehen muß.«

Sofort hielt ihr Eulenspiegel eine Strafpredigt, wonach sie von schlechten Eltern und bösem Unglauben sei.

»Ein Glück«, endete er, »daß nicht alle Händler sind wie du, sondern daß es auch noch gute Menschen gibt. Um dich zu beruhigen, gebe ich dir einen Hahn als Pfand dafür, daß ich dir pünktlich Korb und Geld zurückbringe.«

Schon hielt die Bäuerin den Hahn in der Hand, und wie alle im Umkreis glaubte sie, den ehrlichen Schreiber zu Unrecht verdächtigt und beleidigt zu haben. Der aber war rasch im Gewühl verschwunden.

Die Bäuerin blieb an ihrem Platz und wartete mit dem Hahn in der Hand auf Geld und Korb. Erst als der Wochenmarkt sich leerte, begriff sie, daß sie betrogen worden war. Während ihr die Tränen nur so über die hochroten Wangen liefen, wünschte sie dem Galgenstrick die Pest an den Hals.



37. Historie WIE EULENSPIEGEL SICH WEGEN EINER WEGGEGESSENEN WURST RÄCHTE



Der Metzger von Hildesheim war bekannt wegen seiner schmackhaften Rotwurst. Auch Eulenspiegel wußte um diesen Ruf und kaufte bei ihm ein. Aber er aß die Wurst nicht auf, sondern steckte sie zur Wegzehrung ein. Als er durch Engelsheim kam, hörte er die Glocken läuten. Zufällig stand er auch vor der Pfarre. Er ging hinein und bat die Magd, ihm die Wurst zu wärmen. Während sie das besorgte, wollte er in die Kirche. Die Magd versprach dem gottesfürchtigen Wandersmann die Gefälligkeit.

Als Eulenspiegel, der keinesfalls rüstig ausschritt, die Kirche erreichte, strömte ihm bereits die Gemeinde entgegen. Solchermaßen um seine Andacht gebracht, schlenderte er noch ein bißchen über den Markt. Da es nichts von Belang zu entdecken gab, kehrte er doch alsbald zur Pfarre zurück. Unterwegs freute er sich schon auf die heiße Rotwurst.

Vor Eulenspiegel war aber schon der Pfarrer eingetroffen. Hungrig von der Messe, roch er sofort die Wurst, die im Kessel dampfte.

»Wie schön, daß das Essen fertig ist!« rief er und setzte sich an den gedeckten Tisch.

Die Magd bedauerte jedoch. Kohlsuppe gäbe es, erklärte sie. Die Rotwurst gehöre einem Wanderburschen. Dem Pfarrer war aber schon zu sehr das Wasser im Mund zusammengelaufen. Er schnupperte und schnupperte, bis er es nicht mehr aushielt und in die Küche ging.

»Nur einen Bissen!« sprach er zur Magd, und schon hatte er sich einen Zipfel von der Wurst abgeschnitten. Er schob ihn in den Mund und kaute mit Wonne. Ach, wie er vor Lust sich den Bauch hielt und die Augen verdrehte! Nein, dieser kleine Happen war nichts für seinen großen Appetit.

Der Pfarrer fischte sich die gesamte Wurst und schmatzte sie vor den großen Augen seiner Magd auf. Gerade hatte er sich das Fett aus dem Bart gewischt, als Eulenspiegel eintrat.

»Gott segne dich«, tönte der Pfarrer salbungsvoll, »und ich danke dir für die Wurst. Sie hat mir vorzüglich geschmeckt. Doch auch du, mein Sohn, wirst jetzt Hunger haben. Darum soll dir die Magd tüchtig von der Kohlsuppe auffüllen. Ich begebe mich inzwischen zur Mittagsruhe.«

Eulenspiegel setzte sich, schwieg still und aß, was man ihm auftat. Es war ein ärmliches Essen! Als er sich am nächsten Morgen verabschiedete, plagte den Pfarrer doch ein bißchen das schlechte Gewissen.

»Kommst du je in deinem Leben noch einmal bei mir vorbei«, meinte er, »bringe doch zwei Würste mit, eine für mich und eine für dich Ich bezahle dann beide, und wir sind quitt. Ach, wie wollen wir beide schlemmen, bis uns die Mäuler schäumen!«

Als Eulenspiegel das hörte, änderte er sofort sein Wanderziel Ja, der verfressene Pfaffe sollte seine Wurst, sein schäumendes Maul und seine Lehre bekommen. Eulenspiegel freute sich schon darauf.

Fest entschlossen lenkte er noch einmal seine Schritte nach Hildesheim. Dort ging er zu einem Abdecker und kaufte für ein paar Pfennige Fleisch von einer verendeten Sau. Aus dem verdorbenen Zeug ließ er sich zwei Rotwürste kochen, die er tags darauf in die Pfarre brachte. Die Magd stellte sie sofort in einem Kochtopf aufs Feuer, während Eulenspiegel in die Kirche ging. Als der Pfarrer ihn hereinkommen sah, war sein Appetit geweckt. Auch begann er sich öfters zu versprechen, weil die Freßlust größer als der Glaube war. So rasch er nur konnte, entledigte er sich der Messe und entließ seine Gemeinde. Dann eilte er nach Hause.

Eulenspiegel hatte es nicht so eilig wie der Pfarrer. Er hielt noch einen Schwatz mit diesem und jenem Bauern, ehe er sein Ziel erreichte. Dort hatte der Pfarrer schon den

Topf mit den duftenden Würsten vorgefunden. Sofort fischte er sich eine heraus und machte sich über die Delikatesse her. Auch die hungrige Magd war diesmal nicht faul und nahm sich ihren Teil. Gierig begannen sie zu kauen und zu schlingen. Doch auf einmal schmeckten sie das Verdorbene, und die Mäuler begannen ihnen zu schäumen. In diesem Augenblick betrat Eulenspiegel die Stube.

»Schäumen Euch die Mäuler gut genug?« fragte er. »Das Saufleisch ist von einem Kadaver, der vier Tage beim Schinder gelegen hat. Statt Seife daraus kochen zu lassen, habe ich es tüchtig mit Seife gewaschen, damit es auch richtig schäumt.«

Der Magd wich das Blut aus den Wangen, und sie stürzte hinaus auf den Hof. Dem Pfarrer wurde so schlecht, daß er sich an Ort und Stelle erbrach. So lange krümmte er sich und würgte er, bis bittere Galle kam. Dann richtete er sich auf, blickte irr um sich, schwankte zur Wand und bewaffnete sich mit einem dicken Knüppel. Eulenspiegel blieb ungerührt an seinem Fleck.

»Was seid Ihr doch für ein frommer Mann! Erst tragt Ihr mir auf, Würste zu besorgen. Ich tue es auch, und Ihr verspeist sie mit Eurer Magd. Nun wollt Ihr mich zum Dank niederknüppeln. So haben wir nicht gewettet! Erst bezahlt Ihr mir die Wurst, wie es ausgemacht war. Von der für mich will ich schon gar nicht mehr reden.«

Der Pfarrer stützte sich auf den Knüppel und zitterte am ganzen Leib. Immer wieder würgte es ihn, und der kalte Schweiß rann ihm von der Stirn.

»Hau ab! Hau ab, oder ich schlage dich tot!«

Der Pfarrer steckte den Kopf vor, seine Augen funkelten besessen, und er schlurfte auf Eulenspiegel zu, den schweren Eichenknüppel in der Faust.

Eulenspiegel wich rückwärts zur Tür und behielt den galligen Pfarrer fest im Blick, als er sich verabschiedete:

»Habt Ihr mir die gute Wurst weggefressen, so sei Euch das mit der verdorbenen vergällt. Wie der Mann, so die Wurst. Gott mit Euch, Herr Pfarrer!«

38. Historie Wie Eulenspiegel einen Pfarrer erpreßte



Der Pfarrer von Kissenbrück hatte eine schöne Magd und ein wackeres Pferd. Beide liebte er inniglich. Eines Tages ritt der Herzog von Braunschweig durch das Dorf. Sofort stach ihm das Pferd ins Auge. Er erkundigte sich nach dem Besitzer und ließ ihm ausrichten, daß er es ihm abkaufen wolle. Als Anreiz bot er den doppelten Preis. Der Pfarrer jedoch hätte sich für den größten Schatz der Welt nicht von seinem Roß getrennt. Folglich ließ er dem Herzog ausrichten, daß es unverkäuflich sei. Gegen diesen Starrsinn konnte der Herzog nichts ausrichten, denn Kissenbrück unterstand nicht seiner Gewalt. Wo er das Zepter schwang, hätte er kurzen Prozeß gemacht und es einfach weggenommen.

Von diesem Vorfall erfuhr Eulenspiegel. Er meldete sich beim Herzog und behauptete, das schöne Pferd herbeischaffen zu können. Das gefiel dem Herzog, und er versprach sein mit Perlen besetztes Gewand als Lohn. Mit diesem Entgeld war Eulenspiegel sehr zufrieden. Ohne noch länger zu verweilen, ritt er von Wolfenbüttel nach Kissenbrück zum Pfarrer, der ihn kannte und beherbergte.

Am dritten Tag seines Aufenthalts stellte sich Eulenspiegel krank. Er begann zu hüsteln und zu ächzen, von Mal zu Mal schlimmer. Bald stöhnte und röchelte er so schwer, daß er sich hinlegte und in eine dicke Decke wickeln ließ. Fortan aß und trank er nichts und tat, als ob die letzten Lebensgeister ihn verließen. Der erfahrene Pfarrer merkte, daß Eulenspiegels Ende nahte. Er setzte sich zu ihm ans Bett, um ihm die Beichte abzunehmen. Mit schwacher Stimme bat Eulenspiegel aber um einen anderen Beichtvater. Er hätte eine so schwere Sünde auf dem Kerbholz, die er unmöglich seinem Gastgeber offenbaren könnte. Statt ihm zu vergeben, müßte er ihn nämlich verfluchen.

Nun war das Kirchspiel mit dem nächsten Beichtvater weit entlegen. Auch war die Neugier des Pfarrers so stark entfacht, daß er sich auf keinen Fall ausstechen lassen wollte. Mit Engelszungen redete er auf den Kranken ein, nicht mehr länger mit der Beichte zu warten, klopfte der Sensenmann doch schon an die Pforte.

Tatsächlich war inzwischen so ziemlich alle Kraft von Eulenspiegel gewichen. Noch nicht mal mehr flüstern konnte er, sondern er hauchte sein Einverständnis für die Beichte. Da war der Gottesmann glücklich, und er neigte sein Ohr dem Sterbenden zu.

»Bald werde ich vor dem großen Richter stehen.«

»Komm zur Sache, Eulenspiegel, komm zur Sache!«

»Ach, lieber Herr Pfarrer, und ausgerechnet Euch habe ich die größte Bosheit angetan!«

Schwer japste Eulenspiegel nach Luft, verleierte die Augen und drohte, seine Seele auszuhauchen. Der Pfarrer patschte ihm die Wangen, um ihn zur Besinnung zu bringen.

»Zur Sache, lieber Eulenspiegel, rasch zur Sache!«

»Ich habe mit Eurer schönen Magd geschlafen.«

Diese Beichte traf den Pfarrer mitten ins Herz. Er sprang von seinem Hocker auf und rief: »Wie oft?«

»Nur fünfmal«, lispelte Eulenspiegel, streckte alle viere von sich und tat, als gäbe er den Geist auf.

Ohne ihm die letzte Ölung zu geben, schoß der Pfarrer davon. Mit dröhnender Stimme befahl er die schöne Magd zu sich. Erschrocken über diese ungewöhnliche Behandlung kam sie aus der Küche.

»Warum hast du mich betrogen?« donnerte sie der Pfarrer an.

Das Mädchen war sich keiner Schuld bewußt und sagte das auch. Befragt nach Eulenspiegel, lachte sie nur. »Aber doch nicht den!«

Schon setzte es eine Backpfeife. Doch je mehr er auf seine geliebte Magd einprügelte, desto weniger bekam er aus ihr heraus. Auf den ungeheuerlichen Gedanken, daß einer auf

dem Sterbebett falsch Zeugnis ablegen könnte, kam er leider nicht.

Am nächsten Morgen stand Eulenspiegel quicklebendig von seinem Lager auf. Mit der vergebenen Sünde wäre der Tod von ihm gewichen, versicherte er heiter. Dem Pfarrer hatte es die Sprache verschlagen. Nach einer kleinen Verlegenheitspause fuhr Eulenspiegel fort: »Ich weiß, daß ich nach meinem Geständnis nicht länger unter Eurem Dach bleiben kann. Das will ich auch nicht, und deshalb will ich mich für immer verabschieden.«

Der Pfarrer atmete hörbar auf. Leider mußte er ja von Berufs wegen vergeben und verzeihen. Am liebsten hätte er den Schalk ermordet. Der aber war mit seiner Verabschiedung noch nicht fertig.

»Obwohl es mir nahezu das Herz bricht, lieber Herr Pfarrer, aber ich muß Euch noch einmal betrüben. Ich bin ein einfacher und rechtgläubiger Christ, der seine Pflicht genau kennt und stets erfüllen muß. Was habt Ihr nur getan, lieber Herr Pfarrer, was habt Ihr nur getan! Alles habt Ihr Eurer Magd ausgeplaudert, alles. Wie konntet Ihr nur so leichtsinnig gegen das Beichtgeheimnis verstoßen! Jetzt bin ich – Gott steh mir bei! – verpflichtet, Euer Vergehen beim Bischof von Halberstadt anzuzeigen. Ausgerechnet mich trifft diese schreckliche Pflicht, ausgerechnet mich, der so tief in Eurer Schuld steckt.«

Der Pfarrer wußte nicht mehr, ob er Männlein oder Weiblein war. Als er sich von seinem Schock erholt hatte, beschwor er Eulenspiegel, von der Anzeige abzulassen. Schon sah er sich aus dem Amte gejagt und an den Bettelstab gebracht. Zwanzig Gulden Schweigegeld bot er Eulenspiegel. Doch der berief sich tief bekümmert immer wieder auf seine Christenpflicht. Dem Pfarrer traten die Tränen in die Augen. Jetzt flehte er sogar seine mißhandelte Magd an, sie möge für ihn ein gutes Wort bei Eulenspiegel einlegen. Sie sollte ihm alles geben, was er begehrte, damit er von seiner Anklage Abstand nähme.

Ohne die Abfuhr von der Magd abzuwarten, verlangte

Eulenspiegel kurz und bündig das heißgeliebte Pferd für seine Verschwiegenheit. Dem Pfarrer schwankte der Boden unter den Füßen, doch er hatte keine Wahl. Mit tränenerstickter Stimme forderte er die Magd auf, das herrliche Tier aus dem Stall zu holen und Eulenspiegel zu übergeben. Der schwang sich sofort auf das Roß und preschte davon. In Wolfenbüttel stand der Herzog gerade auf der Zugbrücke, als Eulenspiegel kam. Er zögerte keinen Augenblick und riß sich den perlenbestickten Rock vom Leibe. Eulenspiegel fing den Lohn für seine Untat auf und übergab das begehrte Roß seinem neuen Besitzer. Jetzt wollte der Herzog genau berichtet wissen, wie er den Handel bewerkstelligt hatte. Voller Schadenfreude erzählte Eulenspiegel seine erpresserische Schurkerei. Der Herzog klatschte sich vor Lachen die Hände auf die Schenkel und lobte den Schalk begeistert. Für die schöne Erzählung ließ er ihm noch zusätzlich zum vereinbarten Lohn ein neues Pferd geben.

Als Eulenspiegel mit dem geliebten Pferd die Pfarre verlassen hatte, packte den Gottesdiener die Raserei. Er schimpfte und wetterte durch das ganze Haus. Bald hatte er herausgefunden, daß an allem Unglück seine Magd



schuld war. Also nahm er sie sich noch einmal vor und schlug sie windelweich. Diesmal heulte die Magd aber nicht lange. Sie packte ihre Siebensachen zusammen und lief noch am gleichen Tag ihrem tobsüchtigen Herrn davon. Da hatte er auf einmal seine beiden Lieblinge verloren; denn er hatte aufs falsche Pferd gesetzt. Wenn das Herz brennt, sollte der Kopf Wasser holen.

39. Historie WIE EULENSPIEGEL DURCHS DACH STIEG In



Rostock verdingte sich Eulenspiegel beim Schmied. Dieser hatte sich eine merkwürdige Redensart angewöhnt. Sollte der Knecht tüchtig den Blasebalg treten, dann rief er: »Ha – ho, folge mit den Bälgen!«

Da nun Eulenspiegel jeden bei seiner Schwäche oder Schrulle zu packen wußte, wurde dieser Schmied natürlich nicht verschont. Bald ergab es sich, daß Eulenspiegel auf den Bälgen stand und Luft ins Feuer blies. Um noch mehr Hitze zu bekommen, rief der Schmied wie üblich: »Ha – ho, folge mit den Bälgen!«

Im gleichen Moment wurde ihm bewußt, daß er mal austreten mußte. Er legte Hammer und Zange weg und ging in den Hof. Wie er nun so stand und in den Mist pinkelte, trat Eulenspiegel zu ihm mit dem Blasebalg auf der Schulter.

»Wohin soll ich den Balg absetzen?« fragte er den Meister.

»Mit dem anderen folge ich gleich nach.«

Dem Schmied stockte vor Schreck das Wasser. Solch ein verrückter Knecht war ihm noch nicht vorgekommen. Trotzdem beherrschte er sich und schickte Eulenspiegel ohne viel Aufhebens zurück in die Schmiede. Er nahm sich aber vor, diesen unverfrorenen Streich seinen Knechten heimzuzahlen. Fünf Tage lang sollten sie pünktlich um Mitternacht geweckt und an die Arbeit geschickt werden.

Als nun in der ersten Nacht die beiden Knechte aus tiefstem Schlaf gerissen wurden, dachte Eulenspiegels Geselle, im Himmel ist Jahrmarkt. Aber er traute sich nicht, nach dem Grund für diese Anordnung zu fragen. Das sollte Eu-

lenspiegel tun, weil er eine flinke Zunge besaß. Der ließ sich auch nicht lange bitten und ging sogleich zum Schmied.

Der Meister fluchte über die Störung und erklärte: » Es ist bei mir die Regel, daß die Knechte nicht länger als eine halbe Nacht in ihren Betten liegen sollen, nachdem sie bei mir eine Arbeit aufgenommen haben.«

Eulenspiegel bedankte sich für diese Auskunft, sagte sie aber seinem Kompagnon nicht weiter.

Nächste Mitternacht wiederholte sich das böse Spiel. Die Magd kam mit einer Kanne kaltem Wasser und goß es den Knechten so lange ins Gesicht, bis sie von ihrem Lager aufsprangen. Murrend, aber doch folgsam ging Eulenspiegels Geselle an die Arbeit. Eulenspiegel jedoch band sich ganz gemächlich sein Bett auf den Rücken. Auf diese Weise schleppte er es in die Werkstatt. Dort trat er an den Amboß und schlug das Eisen, daß die Funken nur so herumstoben.

Der wilde Lärm drang dem Schmied ins Ohr und weckte ihn. Er merkte, daß etwas faul in der Werkstatt war, und ging hinunter. Hier traute er seinen Augen kaum, als er Eulenspiegels Rucksack sah.

»Du bist wohl dem Tollhaus entflohn!« brüllte er in das Gehämmer.

»Zürnt mir nicht, Meister, aber auch ich habe eine Regel, wenn ich irgendwo eine neue Arbeit beginne. In der ersten Woche liege ich dann nämlich die Hälfte der Nacht in meinem Bett, die andere Hälfte aber liegt das Bett auf mir.«

Grimmig beobachtete der Schmied, wie die Funken ins Bett sprühten. Er ging auf Eulenspiegel zu, riß ihn vom Amboß weg und befahl: »Bring auf der Stelle das Bett zurück. Und dann mach, daß du da oben unverzüglich mein Haus verläßt. Mit dir will ich nichts mehr zu schaffen haben. Hast du mich verstanden?«

»Den Mann nimmt man beim Wort, den Ochsen bei den Hörnern«, murmelte Eulenspiegel und schleppte das Bett zurück in die Knechtekammer. Sodann brach er das Dach auf und verließ oben durch das Loch das Haus. Als der

Schmied diesen neuerlichen Unfug mitkriegte, holte er einen Spieß und eilte Eulenspiegel nach. Der aber war schon längst hinter einer Staubwolke verschwunden.

Nachdem der Schmied unverrichteterdinge zurückgekehrt war, ging er mit dem anderen Knecht daran, das Dach zu flicken.

Während sie arbeiteten und still ihren Gedanken nachgingen, sagte auf einmal der Knecht: »Eigentlich ist Eulenspiegel oben zum Haus hinausgegangen, wie Ihr es befohlen habt. Doch grämt Euch nicht, Meister, dieser Schalk ist niemandem nützlich.«

40. Historie WIE EULENSPIEGEL ALLERLEI WERKZEUG ZUSAMMENSCHMIEDETE



Als Eulenspiegel Rostock verließ, stand der Winter bereits vor der Tür. Starke Nachtfröste kündigten sein hartes Regime an, und ebenso hart wie er drohten auch die Zeitläufte zu werden. Viele Wanderburschen stromerten auf der Suche nach Arbeit durch das Land. Das Geld wurde knapp und teuer das Brot. Auch Eulenspiegel litt unter Hunger und Kälte Sicherlich hatte er keine Lust, einer ordentlichen Arbeit nachzugehen. Aber das allgemeine Elend warf für ihn immer weniger Brosamen ab. Ihm blieb einfach nichts anderes übrig, als das erstbeste Arbeitsangebot anzunehmen.

»Man muß willig leiden, was man nicht kann meiden«, reimte er sich zur Beruhigung und bot sich einem Schmied als Knecht an. Jede Arbeit wäre ihm recht, bettelte er, und essen würde er, was niemand mehr mochte. Dies zeigt, wie sehr der Schalk auf den Hund gekommen war.

Der Schmied war ein arger Mensch. Aus Eulenspiegels Not wollte er für sich Gewinn schlagen. Eine Woche lang sollte der Knecht sein Können unter Beweis stellen, dann

wollte er weitersehen. Dabei dachte er auch daran, daß er in dieser einen Woche nicht arm gegessen werden könnte.

Also begannen sie am nächsten Morgen mit dem Schmieden. Eulenspiegel mußte hämmern oder den Blasebalg treten bis zum Mittag ohne Pause. Bald hatte er kein Gefühl mehr in Armen und Beinen. Jeden Augenblick drohte er, vor Schwäche umzufallen. Endlich drückte den Schmied die Blase so sehr, daß er austreten gehen mußte. Dabei kam es ihm an, auch noch gleich sein großes Geschäft mitzuerledigen. Wie er nun so im Hof stand und seine Hosen hochzog, rief die Magd zum Essen. Daraufhin ging der Schmied in die Werkstatt, befahl Eulenspiegel zu sich und führte ihn zu seinem großen Haufen.

»Du wolltest doch essen, was niemand mehr mag? Hier ist es. Löffel es auf, bis es dir zu den Ohren herauskommt.«

Damit drehte er sich um und ging zu seiner vollen Schüssel. Eulenspiegel aber liefen die Tränen vor Erschöpfung. Jetzt erleidest du am eigenen Leib, was du manchmal anderen angetan hast, dachte er. Aber diese Selbsterkenntnis war ihm nicht der erste Weg zur Besserung. Im Gegenteil, er wollte den Fehdehandschuh aufgreifen und dem Schmied beweisen, wer von ihnen beiden der ärgere Schalk war. Wie du mir, so ich dir, hämmerte er sich mit jedem Schlag auf den Amboß in der endlos langen Zeit bis zum Feierabend ein. Wenn er glaubte, nicht mehr weiterarbeiten zu können, atmete er tief durch und sagte laut: »Hart gegen hart!«

Endlich war das Tagewerk vollbracht. Weil der Schmied nichts an seinem Knecht beanstanden konnte, ließ er ihm ein paar kümmerliche Brocken zum Abendbrot vorsetzen. Eulenspiegel hatte sie noch nicht ganz hinuntergeschlungen, da fielen ihm schon die Augen zu.

Doch der Schmied litt keinen Schläfer am Gesindetisch. Er griff ihn am Kragen, riß ihn hoch und erteilte ihm folgenden Auftrag: »Morgen früh wird dich die Magd wekken. Dann gehst du in die Werkstatt und schmiedest eines nach dem anderen. Die Magd soll dir den Blasebalg treten.

Anschließend haust du Hufnägel ab, bis ich komme. Hast du alles richtig begriffen?«

Eulenspiegel nickte und trottete in die Schlafkammer. Erschöpft fiel er auf sein Lager und in einen todesähnlichen Schlaf.

Am nächsten Morgen rüttelte ihn die Magd wach. Ohne sich lange zu räkeln, ging er hinunter in die Schmiede und entfachte, so schnell er konnte, das Schmiedefeuer. Als es glühte und brannte, mußte die Magd den Blasebalg treten. Das gab die richtige Hitze, und Eulenspiegel schmiedete nacheinander ein Werkzeug an das andere: an die Zange den Sandlöffel, an diesen zwei Hammer und daran wieder Feuerspieß und Sperrhaken. Nach dieser Arbeit kam die Kiste mit den Hufnägeln dran. Allen schlug er, wie es dem Wort nach befohlen war, die Köpfe ab. Anschließend schweißte er die Stifte zu einer langen Kette aneinander.

Als Eulenspiegel den Schmied im Haus rumoren hörte, band er sich den Lederschurz ab und stapfte hinaus in die frostige Schneelandschaft. Das geschah gerade noch rechtzeitig genug, denn schon stand der Schmied in der Tür und bläkte nach seinem faulen Knecht. Die Magd stammelte, daß Eulenspiegel nur eben mal in den Hof mußte. In diesem Augenblick bemerkte der Schmied sein verhunztes Werkzeug. Er raufte sich die Haare und tobte hinaus, um den Halunken zu verhackstücken. Doch Eulenspiegels Spur führte hinaus auf die Straße und verlor sich zum Dorfausgang hin im Schneetreiben. Hilflos drohte der Schmied mit den Fäusten in die Ferne. Zurückgekehrt vor seine Haustür, erschrak er erneut. Mit Pech war an sein Tor gemalt eine Eule mit einem Spiegel. Darunter stand in Latein: »Hic fuit.« Natürlich verstand der Schmied diese Inschrift nicht, denn er konnte weder lesen noch schreiben. Erst recht aber verstand er nichts von Latein. Trotzdem wollte er die Bedeutung der Zeichen wissen, und er ging zum Pfarrer.

Kaum sah der Malerei und Inschrift, als er auch schon ausrief: »Hier ist Eulenspiegel gewesen!«

Und er erläuterte alles haarklein dem Schmied: »Siehst du dieses Gemälde hier? Es zeigt eine Eule und einen Spiegel, also Eulenspiegel. Die beiden lateinischen Wörter heißen übersetzt: Hier ist er gewesen. Nimmst du alles zusammen, dann kannst du lesen: Hier ist Eulenspiegel gewesen. Ach, wie schade, daß er weg ist. Warum nur hast du mich nicht mit ihm bekannt gemacht? Für mein Leben gern hätte ich den berühmtesten Schalk kennengelernt!«

Über diese begeisterte Rede erzürnte sich der Schmied sehr. Er dachte an den Schaden, den sein berühmter Gast angerichtet hatte. Wie sollte er sich jetzt ohne Werkzeug Neues schmieden? Ohne Dankeswort und Gruß ließ er den bekümmerten Pfarrer stehn und trat in sein Haus. Barsch befahl er der Magd, den Dreck vom Tor zu putzen.

41. Historie WIE EULENSPIEGEL FÜR JEDERMANN EIN SPRÜCHLEIN KLOPFTE



Da Eulenspiegel sich niemals aufgab, ging er auch nicht unter. Wohl galt für ihn der Spruch: »Wie gewonnen, so zerronnen«, aber nicht minder liebte er das Wort: »Mit einem Pfennig Frohsinn vertreibt man ein Pfund Sorgen.« Deshalb war es keineswegs verwunderlich, daß er bereits wieder hoch zu Roß in Wismar einzog. Vor der Schmiede sah er eine wunderschöne Frau mit ihrer Magd stehen. Kurzentschlossen nahm er in der gegenuberliegenden Herberge Quartier. Vom Wirt erfuhr er, daß das schöne Weib die Ehefrau des Schmieds war. Um mit der Frau bekannt zu werden für ein kleines Abenteuer, riß er seinem Gaul die Hufeisen ab. Damit schuf er einen Grund, am nächsten Morgen in die Schmiede zu müssen.

Doch Eulenspiegel hätte diesen Umweg gar nicht zu gehen brauchen. Kaum hatte er sein Pferd vor die Schmiede geführt, da riefen sich schon Schmied und Knecht, Frau

und Magd seinen Namen zu. Eilig kamen sie hervor, um den bunten Hund zu begaffen und vielleicht sogar etwas Närrisches zu erleben. Natürlich war der Schmied sofort bereit, Eulenspiegels Pferd zu beschlagen. Mehr aber noch ging es ihm um eine leutselige Unterhaltung mit dem berühmt-berüchtigten Kunden. Da auch Eulenspiegel immer der Sinn nach einem ordentlichen Schwatz stand, waren die beiden Männer bald in ein angeregtes Gesprach vertieft. Ein Wort gab das andere, bis Eulenspiegel wieder einmal einen neuen Einfall hatte. Er behauptete, für jeden Menschen eine Lebenswahrheit zu besitzen. Wer sie beherzige, würde sein ganzes Leben lang Schwein haben. Das war natürlich ein gefundenes Fressen für den Schmied.

»Wenn du für mich solch ein wahrhaftiges Wort hast, beschlage ich deinem Pferd einen Huf umsonst.«

»Dieser Handel gilt«, sagte Eulenspiegel und ließ keinen Blick von dem schönen Weib. »Also hört zu und merkt es Euch für ewig und bedenkt, daß Ihr es niemandem verraten dürft.« Er trat dem Schmied an die Seite und flüsterte ihm ins Ohr »Schmiede das Eisen, solange es heiß ist, dann bist du deines Glückes Schmied.«

Der Schmied blickte von seinem Hammer auf sein Weib und grinste verständig.

»Das war sehr gut gesprochen. Den einen Huf beschlage ich umsonst.«

Nachdem der Knecht die Arbeit verrichtet hatte, fragte er, ob ihm auch mit einer wahrhaftigen Wahrheit geholfen werden könnte. Als Lohn würde er für den zweiten Fuß ein Eisen spendieren.

Die Frau des Schmieds warf Eulenspiegel einen aufmunternden Blick zu, der sein Herz heißer machte als der beste Blasebalg ein Schmiedefeuer.

»Warum nicht?« antwortete er lässig, und der Knecht hielt ihm das Ohr hin für den Spruch.

»Wie man die Arbeit ansieht, so blickt sie zurück.«

»Ja«, rief der Knecht, »das will ich mir merken. Mein Hufeisen wird dein Pferd niemals verlieren.«

Mit Eifer machte er sich an die Arbeit und beschlug den zweiten Huf.

Selbstverständlich wollten jetzt die beiden Frauen auch noch ihre Lebensregeln haben, für die sie glückbringende Hufeisen boten.

Die Frau schob die Magd vor, der Eulenspiegel ebenso leise wie vordem ins Ohr tuschelte: »Lust und Liebe zum Ding machen alle Arbeit gering.«

Hierüber gluckste die Magd erfreut und wies den Knecht an, auf ihre Kosten den dritten Huf zu besohlen.

Jetzt kam des Schmieds Ehefrau an die Reihe. Eulenspiegel gab ihr ein Zungenküßchen aufs Ohrläppchen, bevor er sagte: »Man hat die Hände gern, wo es weh tut.«

Da errötete die junge Frau, zeigte sich aber mit dem Spruch einverstanden. Deshalb bekam Eulenspiegel auch das vierte Hufeisen für sein Pferd umsonst. Als er fortgeritten war, konnte keiner sein Geheimnis bewahren. Doch nach dieser Preisgabe wurden sie alle traurig. Die Lebenswahrheit durfte ja nicht verraten werden, sollte sie wirken.

»Ach was«, sagte die Frau, »ich habe alle meine Kleider an. Laßt uns ein jeder wieder an seine Arbeit gehen.«

42. Historie Wie Eulenspiegel Leder verschnitt



Eulenspiegel kam zu einem Schuhmacher, der sich lieber auf dem Markt herumtrieb und Maulaffen feilhielt als in der Werkstatt zu arbeiten. So geschah es eines Tages wieder. Der Meister beauftragte Eulenspiegel, in der Zwischenzeit Leder zuzuschneiden. Er sagte: »Schneide große und kleine Formen zu, eben so, wie es der Schweinehirt zum Dorf hinaustreibt.«

Entsprechend dieser Weisung machte sich Eulenspiegel an die Arbeit. Aus dem Leder schnitt er Ferkel, Säue und

Eber in unterschiedlicher Größe und wiederholte das mit Rindern, Pferden, Ziegen und Schafen. Als der Meister Abends von seinem Ausflug zurückkam, wollte er Eulenspiegels Arbeit sehen. Hatte er Formen für allerlei Schuhgrößen erwartet, so erblickte er jetzt eine merkwürdig gemischte Viehherde aus Leder. Völlig hilflos stand er da und konnte das Malheur nicht fassen.

»Warum nur hast du das kostbare Leder so schrecklich verschnitten?« fragte er mit belegter Stimme.

Wie üblich rechtfertigte sich Eulenspiegel damit, daß er die Anweisung des Meisters wortgetreu ausgeführt hätte. Über diesen Unverstand entsetzte sich der Schuster noch einmal. Weil Eulenspiegel aber gar zu treue Augen hatte und tief bekümmert dreinschaute, ließ er sich noch einmal erweichen. Obgleich widerstrebend, behielt er den Knecht im Dienst.

Am nächsten Tag schnitt der Schuhmacher Sohlenleder zu. Er legte es Eulenspiegel vor und sprach: »Sieh her! Nähe die Kleinen vor den Großen, einen nach dem anderen.«

Eulenspiegel versprach, alles genauestens zu verrichten. Der Meister traute jedoch dem Frieden nicht. Er ging zur vorderen Tür hinaus und kam zur hinteren wieder herein. Schon sah er die Bescherung! Eulenspiegel begann gerade, einen kleinen Schuh an einen großen zu nähen.

Der Meister stemmte die Arme in die Seiten und sprach: »Du bist tatsächlich der beste Knecht, den ich je hatte. Haargenau tust du alles so, wie ich es dir sage.«

Eulenspiegel blickte auf und antwortete erfreut: »Ein gewissenhafter Knecht wird niemals geschlagen.«

Nun zweifelte der Meister doch am Verstand seines Knechtes. Er zwang sich, ruhig zu bleiben, und erklärte: »Wohl handelst du nach dem Wort, so wie man es dir sagt. Aber du begreifst nicht den Sinn, was man meint. Jeder einigermaßen normale Mensch hätte zuerst die kleinen Schuhe genäht und dann die großen Auf was für eine blöde Idee aber kommst du? Du nähst dem großen Schuh einen kleinen vor! Solch einen Esel wie dich gibt es kein zweites

Mal. Hier hast du ein anderes Leder und nun schneide die Schuhe über einen Leisten zu.«

Der Meister gab Eulenspiegel das Leder und verließ das Haus. Jetzt mußte er sich sehr beeilen, wollte er noch pünktlich zu seiner Verabredung kommen. Doch während er gerade bei einem reichen Kunden Maß nahm, fuhr es ihm wie ein Blitz durch alle Glieder. Er dachte an seinen Auftrag und sah vor sich, wie Eulenspiegel alles Leder über einen Leisten schneiden würde. Sofort entschuldigte er sich und stürmte nach Hause. Doch leider kam er zu spät. Eulenspiegel hatte bereits alles Leder über den kleinsten Leisten geschnitten, so daß für die großen Schuhe nichts mehr übrig war.

»Das wirst du mir teuer bezahlen!« schimpfte der Schuhmacher und ließ sich auf keine Erklärung mehr ein. Doch ehe er den Knüppel gegriffen hatte, war Eulenspiegel leichtfüßig davongesprungen.

43. Historie Wie Eulenspiegel eine Suppe kochte



Überhaupt ging Eulenspiegel mit den Schuhmachern nicht fein um. Vielerorts wußte man bereits von seiner Schalkheit zu berichten. Einmal führte ihn der Weg nach Staden, wo er sich wiederum bei einem Schuster verdingte. Es war der erste Tag seiner Arbeit, als der Meister auf den Markt mußte, um ein Fuder Holz zu kaufen. Bald war er sich mit dem Bauern handelseinig. Außerdem versprach er ihm noch eine kräftige Suppe, wenn er ihm die Fuhre Holz nach Hause brächte. Als sie ankamen, waren die Frau und die Magd gerade ausgegangen. Nur Eulenspiegel war da und nähte brav Schuhe. Weil der Meister noch ein weiteres Geschäft zu erledigen hatte, wies er Eulenspiegel an, dem Bauern die versprochene Suppe zu kochen.

»Nimm als Zutaten, was du im Schrank findest«, sagte er.

Der Bauer hatte inzwischen begonnen, das Fuhrwerk zu entladen. Nachdem die Arbeit erledigt war, trat er in die Küche. Hier hatte Eulenspiegel Brot geschnitten und in eine Schüssel getan. Doch nirgendwo fand er Fett. Kurzentschlossen ging er zu dem Behälter mit dem stinkenden Fischtran. Von diesem nahm er eine Portion, kochte sie mit Wasser auf, begoß mit der Brühe das Brot, und fertig war die kräftige Suppe.

Der Bauer verschluckte sich fast, als er von der ranzigen Transuppe kostete. Doch weil er sehr großen Hunger hatte, nahm er noch einen Löffel und noch einen, bis er sich an den schlechten Geschmack gewöhnt hatte. Das gelang ihm am besten, wenn er sich beim Essen die Nase zuhielt. Noch Stunden später stieß ihm faulig auf nach dieser merkwürdigen Fischsuppe.

Gerade wollte sich der Bauer erheben und nach Hause fahren, als der Meister vom Markt zurückkam. Der erkundigte sich sofort, wie die Suppe geschmeckt habe. Ein wenig verlegen antwortete der Bauer: »Geschmeckt hat die Suppe schon. Aber mir ist, als hätte ich neue Schuhe gegessen. Ich habe solch einen tranigen Nachgeschmack.«

Nachdem der Bauer davongefahren war, fragte der Schuhmacher seinen Knecht, was das für eine Suppe war, die er gekocht habe.

Eulenspiegel antwortete: »Ihr sagtet mir, ich solle nehmen, was ich im Schrank finde. Aber dort gab es kein Fett. Also mußte ich von dem Fischtran nehmen.«

Dem Schuhmacher war es sehr recht, daß Eulenspiegel den Bauern hereingelegt hatte. Er lachte sich eins ins Fäustchen und sagte: »Das hast du sehr schlau angestellt, denn für einen Bauern ist solch ein Fraß gerade gut genug.«

44. Historie Wie Eulenspiegel zu gespickten Stiefeln kam



In Braunschweig auf dem Kohlmarkt wohnte der Schuhmacher Christoffer. Zu ihm ging Eulenspiegel, um sich seine Stiefel fetten zu lassen.

Er sagte: »Meister, spickt mir meine Stiefel ordentlich. Am Montag komme ich und hole sie wieder ab.«

Als Eulenspiegel fort war, klärte der Knecht seinen Herrn auf: »Meister, das eben war Eulenspiegel. Wäret Ihr zu ihm gekommen und hättet gesagt, er soll Eure Schuhe spicken, wißt Ihr, was er getan hätte?«

Der Meister wußte nicht, worauf sein Knecht hinaus wollte, und sah ihn verständnislos an.

»Na, Meister, was spickt man denn? Kommt Ihr denn wirklich nicht drauf? Einen Braten natürlich, während man Schuhe fettet.«

Endlich war beim Meister der Groschen gefallen. O ja, er wollte dem Schalk zeigen, was eine Harke ist.

»Wie du mir, so ich dir«, jubelte Christoffer und holte aus der Küche Speck. Den schnitten sie in Streifen, kerbten die Stiefel und zogen den Speck mit einer Spicknadel durch das Schuhleder, wohl an die Dutzend Streifen pro Schuh.

Am Montag erschien Eulenspiegel pünktlich in der Schuhmacherei. Höflich fragte er, ob seine Stiefel fertig wären. Der Meister hatte sie an einen Haken gehängt, zeigte auf sie und sagte: »Dort sind sie, ganz ordentlich gespickt, wie Ihr es verlangt habt.«

Eulenspiegel blickte auf seine verschandelten Stiefel und lachte auf

»Was seid Ihr nur für ein rechtschaffener Meister. Genau so, wie ich es wollte, habt Ihr es getan. Also nennt mir jetzt den Preis, den ich zahlen muß.«

Der Meister verlangte einen alten Groschen, der noch sein volles Gewicht hatte und deshalb gut im Kurs stand.

Eulenspiegel zahlte anstandslos, nahm seine verdorbenen Stiefel und verließ die Werkstatt. Der Meister und sein Knecht aber freuten sich diebisch über ihren Streich, den sie Eulenspiegel gespielt hatten. Ausgerechnet ihn, den berühmtesten Schalk, hatten sie mit seinen eigenen Mitteln geschlagen. Doch während sie noch die Lachtränen aus den Augen wischten, klirrte das Stubenfenster. Eulenspiegel hatte von der Straße her in Schulterhöhe eine Scheibe eingedrückt und fragte: »Sagt mir doch, Meister, war der Speck für meine Stiefel von einem Eber oder von einer Sau?«

Dabei ließ er zwei weitere Scheiben in die Werkstatt klirren.

Der Meister sprang auf, langte einen Hammer, um ihn Eulenspiegel an den Kopf zu werfen Der erkannte aber rechtzeitig die Gefahr und rannte weg.

Der Meister kochte vor Wut. Da kein anderer in seiner Nähe war als der Knecht, ließ er sie an ihm ab.

»Diese Scherben hast du mir eingebrockt. Auf der Stelle wirst du mir die drei zerschlagenen Scheiben bezahlen Niemals wäre ich von mir aus auf die Idee gekommen, mich mit diesem Schalk anzulegen. Nur du Dummkopf weißt nicht, daß mit Narren schlecht scherzen ist.

Daraufhin nahm der Knecht sein Bündel und verließ den tobenden Schuhmacher



45. Historie Wie Eulenspiegel Dreck für Talg verkaufte



Wie den Verbrecher, so zog es manchmal auch den Schalk an den Ort seiner Untat zurück. Einmal hatte Eulenspiegel in Wismar einem Schuhmacher das Leder derart verschnitten, daß aus ihm keine Schuhe mehr genäht werden konnten. An diesen Meister wandte er sich noch einmal. Er versprach ihm, den Schaden wiedergutmachen zu wollen.

Er sagte: »In ein paar Wochen werde ich die Gelegenheit zu einem Großeinkauf von Leder und Fett haben. Davon lasse ich Euch einen Posten zum Einkaufspreis ab. Euer Verdienst daran wird den Schaden von damals mehr als wettmachen.«

»Das ist aber auch recht und billig«, meinte der Meister. »Von dem Verlust durch das verschnittene Leder habe ich mich bis zum heutigen Tag nicht erholt. Also sag mir Bescheid, wenn du die Ware hast.«

Lange ließ Eulenspiegel nichts von sich hören. Doch im Winter, als die Abdecker ihre Lager reinigten, wurde er wieder rege. Mit einem von ihnen vereinbarte er, daß er ihm mit seinen Abfällen zwölf Tonnen füllen sollte. Dem Abdecker war es gleich, ob er den Unrat nun in die Ostsee kippen oder in Fässer schütten mußte. Eulenspiegel wartete, bis die stinkende Kadavermasse gefroren war. Dann besorgte er sich etwas Talg und Schmalz. Das erwärmte er und goß auf jeweils sechs Tonnen eine feine Talg- bzw. Schmalzschicht. Anschließend schlug er die Deckel fest und ließ die Fracht zu seiner Herberge transportieren. Jetzt schickte er den Knecht vom »Goldenen Stern« mit einer Botschaft zu dem Schuhmacher. Der ließ alles stehn und liegen, um die Ware zu besichtigen. Von jeder Tonne nahm er den Deckel ab und überzeugte sich davon, daß das Fett von allerbester Qualität war.

Eulenspiegel machte ihm einen äußerst günstigen Preis. Er verlangte nur zwei Gulden pro Tonne und davon auch nur die Hälfte in bar. Die andere sollte in einem Jahr bezahlt werden. Das war nun tatsächlich eine gute Entschädigung, die hier angeboten wurde Der Schuster legte die zwölf Gulden auf den Tisch und versprach, dem Schalk nichts Schlechtes mehr nachzusagen.

Froh gestimmt ließ der Meister die Tonnen nach Hause karren. Da er schon am nächsten Tag Leder fetten wollte, bat er ein paar Knechte aus der Nachbarschaft um Hilfe. Jedem von ihnen versprach er einen leckeren Krapfen, wenn sie das Lederfett noch am Abend auftauen und in Kessel abfüllen würden. Die Knechte ließen sich dieses Angebot nicht zweimal sagen und legten sich hart ins Zeug. Sie entfachten ein Feuer und drehten darüber das erste Faß.

Auf einmal rümpfte der eine Knecht die Nase und herrschte den Gesellen neben sich an: »Du hast wohl einen toten Vogel in der Tasche? Geh zum Misthaufen und stinke hier nicht weiter herum.«

Diese Rede empörte den anderen Knecht, und er antwortete:

»Wer zuerst gerochen, aus dem ist es gekrochen.«

Jetzt stieg der Gestank auch dem Meister in die Nase.

»Einer von euch ist in einen Haufen getreten. Guckt doch mal nach und wischt die Schweinerei ab.«

Aber sosehr sie sich auch gegenseitig die Schuhe vorzeigten, den Stinkstiefel fanden sie nicht.

Endlich war es soweit, daß sie den Talg abfüllen konnten. Doch kaum hatten sie die echte Schicht entfernt, stießen sie auf den jauchigen Schmand vom Schinder. Der stank so erbärmlich, daß es ihnen die Luft nahm. Dem Schuhmacher schwante, ein zweites Mal von Eulenspiegel gefoppt worden zu sein. Zusammen mit den Knechten ging er zum »Goldenen Stern«, aber der Galgenvogel war bereits ausgeflogen.

46. Historie Wie Eulenspiegel Bier braute Eines Tages verschlug es Eulenspiegel nach Einbeck. Hier verdingte er sich bei einem Bierbrauer als Brauknecht. Da er sich schon ein paar Tage anstellig gezeigt hatte, gewann der Meister Vertrauen zu ihm. Darum wies er Eulenspiegel an, zusammen mit der Magd Bier zu brauen. Er war mit seiner Frau zur Hochzeit eingeladen und wollte das Fest auf keinen Fall versäumen. Mehrmals ermahnte er den Knecht, den Hopf ja richtig zu sieden, damit das Bier würzig schmecken und sich gut verkaufen würde. Eulenspiegel versprach, fleißig zu arbeiten und auf den Hopf zu achten. Allerdings war das kein Kunststück, denn die Magd verstand im kleinen Finger mehr vom Brauen als Eulenspiegel in der ganzen Hand.



Nachdem die beiden ein Weilchen zügig gearbeitet hatten, sprach die Magd: »Ach, weißt du, den Hopf sieden kann jedes kleine Kind. Darum tu es allein. Ich möchte auf einen Sprung zur Tanzdiele. Spätestens in einer Stunde bin ich wieder zurück.«

Eulenspiegel hatte gegen diesen Ausflug nichts einzuwenden. Im Gegenteil, schon lange war ihm heiß nach einer neuen Schalkheit. Nunmehr allein in der Braustube, konnte er sich nach Herzenslust austoben. Sein Blick fiel auf Hopf, den Hund des Brauers, und schon war sein Plan fertig. Als das Wasser kochte, packte er den braven Hund und warf ihn in den großen Kessel. Jetzt schürte er das Feuer kräftig und kochte das arme Tier, bis ihm das Fleisch von den Knochen fiel.

Derweil hatte sich die Magd auf der Tanzdiele tüchtig von den Bauernburschen schwenken lassen. Doch nach einer Stunde mußte der Hopfen gut ausgekocht sein, und pünktlich ging sie, um nach dem Rechten zu schauen. Sie

wollte dabei sein, wenn der Sud durch den Siebkorb gegossen wurde.

Eulenspiegel und die Magd schaufelte Kelle um Kelle aus dem Kessel in das große Sieb. Doch schon nach der dritten Kelle wunderte sich die Magd über die klare Brühe, und sie fragte: »Hast du auch nicht vergessen, den Hopf hineinzutun?«

»Fische auf dem Grund, dann wirst du ihn finden!«

Die Magd fuhr mit der Kelle auf dem Grund herum und zog ein blankes Gerippe hoch. Entsetzt schrie sie auf: »Iih, was ist das? Für welchen Henker braust du hier?«

»Der Meister befahl, Hopf in den Kessel zu tun und gut zu sieden. Auch du ermahntest mich, es ordentlich zu tun. Also habe ich Hopf gefangen und ausgekocht, wie es mir geheißen wurde.«

In diesem Moment kam der Brauer nach Hause. Er hatte ganz schön einen über den Durst getrunken und lallte mit schwerer Zunge: »Nun, meine lieben Kinderchen, seid ihr auch guter Dinge?«

Doch die empörte Magd, die den braven Hund Hopf geliebt hatte, antwortete: »Wie gut die Dinge sind, mag der Teufel wissen. Nur eine halbe Stunde war ich außer Haus für einen Tanz, und schon ist das Malheur passiert. Ich sag dem Knecht, er soll den Hopf allein sieden, weil das kinderleicht ist. Und was tut dieser Schalk? Er kocht unseren Hund bei lebendigem Leib, dieser Verbrecher!«

Dicke Tränen kullerten ihr über die Wangen, als sie das Gerippe fischte und dem Meister vor die Nase hielt.

»Ich habe genau getan, was Ihr befohlen habt, Meister«, verteidigte sich Eulenspiegel eingeschnappt. »Immer verrichte ich die Dinge treu aufs Wort und habe anschließend dann die Plage. Ihr sagtet doch, ich soll den Hopf gut sieden. Nichts anderes habe ich getan, und trotzdem ernte ich nur Undank. Ja, wenn Ihr befohlen hättet, den Hopfen zu sieden . . .«

Um den Meister drehten sich Gerippe, die Magd und Eulenspiegel. »Scher dich zum Teufel, wo du hingehörst«,

brummte er und schwankte die Treppe hinauf zu seiner Frau.

»Aus kleinen Worten wird oft großer Zank«, seufzte Eulenspiegel und wartete den nächsten Morgen in der Brauerei nicht mehr ab.

47. Historie Wie Eulenspiegel Ärmel an den Rock warf



Als Eulenspiegel nach Berlin kam, ging er zu einem Schneider als Knecht.

Der Meister war ein gewissenhafter Mann und hielt etwas von genauer Arbeit. Deshalb belehrte er seinen Knecht folgendermaßen: »Wenn du bei mir arbeiten willst, dann mußt du so ordentlich nähen können, daß man es gar nicht sieht.«

Das war für Eulenspiegel die rechte Art, seinen Affen von der Leine zu lassen. Er nahm Nadel und Faden und den zugeschnittenen Rock und kroch damit unter einen großen Bottich. Den Stoff auf den Knien, versuchte er jetzt, das Gewand zu nähen. Das war in dieser Dusternis natürlich schwierig.

Der Meister blickte stumm auf dieses Gebaren. Hin und wieder schüttelte er verständnislos den Kopf. Schließlich erkundigte er sich, wozu das gut wäre.

»Aber Meister, Ihr sagtet doch, ich soll nähen, daß es niemand sieht. Unter diesem Bütten hier sieht mich keiner.«

Der Schneider wußte nicht, ob er schimpfen oder lachen sollte. Weil Eulenspiegel aber so unschuldig tat, glaubte er an nichts Böses. Also rief er seinen Knecht aus dem Versteck hervor und hieß ihn, für jedermann sichtbar zu nähen.

Als der dritte Tag sich neigte und der Abend dämmerte, überfiel den Schneider eine große Müdigkeit. Kaum noch

konnte er die Augen offen halten. Deshalb beschloß er, schlafen zu gehen. Er warf Eulenspiegel den halb fertig genahten Wolfspelz zu, den er gerade in der Mache hatte, und sprach: »Hier, näh den Wolf und geh danach auch ins Bett!«

Nun war aber Eulenspiegel nicht minder müde als sein Herr, so daß er kaum noch den Faden in die Nadel bekam. Trotzdem nahm er den Bauernpelz folgsam entgegen. Kaum war er allein in der Werkstatt, trennte er die fertigen Nahte auf. Darauf heftete er die Teile so zusammen, daß ein Wolfskörper entstand. Den stopfte er mit Lumpen aus und stellte ihn unter den Tisch. Dann ging er schlafen.

Am nächsten Morgen stand der Meister auf und weckte Eulenspiegel. Doch wie staunte er, als sie die Werkstatt betraten! Hockte doch unter dem Tisch ein Wolf und blickte sie mit dunklen Knopfaugen an.

»Was in drei Teufels Namen hast du aus dem Bauernpelz gemacht?«

»Den Wolf natürlich, wie Ihr mir es befohlen habt.«

Wieder tat Eulenspiegel, als könne er kein Wässerchen trüben. Der Meister raufte sich die Haare. Was für einen elenden Dummkopf hatte er sich nur ins Haus geholt! Trotzdem zwang er sich noch einmal zur Ruhe.

»Weil der Bauernrock aus einem Wolfspelz ist, nannte ich ihn Wolf. Jeder beliebige Narr hätte gewußt, daß er keinen richtigen Wolf nachbilden, sondern einen Rock aus Wolfspelz nahen sollte. Wie dumm bist du eigentlich?«

»Es wäre mir wahrlich lieber gewesen, Ihr hättet Euch gestern abend so klar ausgedrückt wie heute morgen. Es war nämlich eine elende Plackerei, das Vieh so hinzukriegen, daß es einem Wolf ähnlich sieht. Wie mühelos hingegen hätte ich die einfache Naherei besorgt, die jeder kann!«

Der Schneider begann zu zweifeln, ob er oder sein Knecht nicht richtig bei Trost wäre. Da kein Schaden entstanden war, ließ er den Vorfall auf sich beruhen.

Nach weiteren vier Tagen geschah es wieder abends. Der Bettzipfel zog so stark, daß der Meister nicht mehr

widerstehen konnte. Für seinen Knecht allerdings fand er, war es zum Schlafengehen noch zu früh. Deshalb reichte er ihm einen Rock und zwei Ärmel zum Annähen und befahl: »Wirf noch die Ärmel an den Rock und geh danach auch schlafen!«

Obwohl Eulenspiegel ebenfalls hundemüde war, konnte er dennoch seiner schalkhaften Natur nicht widerstehen. Er hing den Rock an einen Haken, zündete zwei Kerzen an und stellte sie rechts und links der Jacke auf. Danach



begann er, die Ärmel an den Rock zu werfen. Dieses unsinnige Spiel trieb er bis zum Aufstehen. Als der Meister die Werkstatt betrat, staunte er.

»Was, zum Henker, tust du hier?«

Eulenspiegel erklärte, daß er lediglich den Auftrag seines Meisters ausführe und die Ärmel an den Rock werfe. Wie aber zu erwarten, blieben sie nicht kleben, und er beschwerte sich: »Warum habt Ihr mir eine Arbeit aufgetragen, von der Ihr wußtet, daß sie verlorene Mühe ist?«

Der Schneider zeigte jedoch kein Mitgefühl und lachte.

»Warum bist du solch ein Dummkopf, daß du die Wörter wohl, aber nicht ihren Sinn verstehst? Selbstverständlich solltest du die Ärmel nicht anwerfen, sondern annähen. Jedes Wickelkind hätte das gewußt, nur eben du nicht.«

Diese Rede fuchste Eulenspiegel, dessen Augen rot vor Müdigkeit waren »Nennt die Dinge, wie sie sind und nicht so, daß man sich erst seinen Reim darauf machen muß. Bin

ich vielleicht ein Dichter? Hätte ich Euer Lied gekannt, wäre ich wenigstens zu ein paar Stunden Schlaf gekommen. Deshalb macht Ihr Euch jetzt an die Arbeit, während ich mir den versäumten Schlaf nachhole. Ich denke nicht daran, für Eure Schuld zu büßen.«

Mit diesem Vorschlag war der Meister überhaupt nicht einverstanden. Sollte er vielleicht einen Schläfer bei sich durchfüttern? Keinen Schlafknecht, sondern einen Schneiderknecht hatte er angestellt und damit basta. Jetzt begannen sich die beiden zu streiten und zu zanken, was das Zeug hielt Schließlich bestand der Schneider sogar noch darauf, von seinem Knecht die vergeudeten Kerzen ersetzt zu bekommen. »Unwissenheit schützt vor Strafe nicht«, erklärte er. Das aber ging dem Knecht nun doch über die Hutschnur. Er nahm seine paar Habseligkeiten und stiefelte grußlos davon. Der Schneider aber barmte um seine Kerzen. Ihm war immer noch kein Licht aufgegangen, wen er in seinen vier Wänden beherbergt hatte.

48. Historie WIE EULENSPIEGEL DREI SCHNEIDERKNECHTE FOPPTE



In Brandenburg lag die Herberge direkt am Markt, in der sich Eulenspiegel schon seit vierzehn Tagen einquartiert hatte. Neben der Herberge besaß der Schneider seinen Laden. Das war eine Bretterwand, die morgens nach vorn auf zwei Holzpfähle geklappt und in der Dämmerung wieder hochgezogen wurde. Auf diesem Laden saßen tagsüber drei Schneiderknechte und nahten Jedesmal, wenn Eulenspiegel seine Herberge verließ oder zu ihr zurückkehrte, mußte er vor den Knechten Spießruten laufen. Sie rissen über ihn derbe Witze, übergossen ihn mit beißendem Spott und warfen sogar mit Lumpen nach ihm.

Eulenspiegel erwehrte sich dieser Angriffe nicht. Still er-

trug er die ständigen Hänseleien und Schmähungen. Aber das sah alles nur so aus, denn insgeheim hatte er bereits seinen Racheplan ausgebrütet. Er wartete nur noch auf den Markttag, an dem von weit und breit Händler und die Käufer nach Brandenburg gezogen kamen. Endlich war der Tag heran. In der vorangehenden Nacht durchsägte Eulenspiegel die Ladenpfosten des Schneiders zu ebener Erde, ließ sie aber stehen. Am Morgen legten die Knechte den Laden aus, setzten sich wie gewohnt darauf und nähten ihr Zeug. Sie hatten nicht lange Platz genommen, als der Schweinehirt das Signal gab. Da rannten aus allen Ställen die Schweine, um vor die Stadt getrieben zu werden.

Als die Schweine des Schneiders ihr Signal hörten, verließen auch sie den Stall. Doch liefen sie nicht gleich auf die Straße, sondern wie jeden Morgen an die Pfosten, um sich die Rücken zu schubbern. Während sie nun so besinnlich ihre Dreckborsten rubbelten, drückten sie die abgesägten Pfähle zur Seite, und der ganze Laden stürzte mitsamt den drei Knechten in den Straßenschmutz.

Da rief Eulenspiegel, daß man es in allen Gassen rund um den Markt hören konnte: »Leute, eilt herbei! Der Wind hat die drei Schneiderlein vom Ladenfenster geweht, so leicht sind sie.«

Sofort kam das neugierige Volk heran und lachte und spottete. Die drei Knechte schämten sich sehr wegen der Witze, die man über sie riß. Erst nach geraumer Weile entdeckten sie den Streich mit den abgesägten Pfosten. Da wußten sie, wer ihnen so übel mitgespielt hatte, und sie ließen Eulenspiegel fortan in Ruhe.



49. Historie Wie Eulenspiegel eine Versammlung einberief



Von Rostock verschickte Eulenspiegel Briefe an alle Schneider, ganz gleich, ob sie in Sachsen oder Pommern, in Holstein oder Mecklenburg, in Brandenburg, Hamburg, Lübeck, Stralsund oder Wismar wohnten. In seinem Sendschreiben tat er ihnen allen kund, daß er im Besitz einer einzigartigen Schneiderkunst wäre. Mit ihrer Hilfe könnte der Schneiderberuf für ewig von aller Plage befreit werden. Wer zum Termin nach Rostock käme, würde von ihm in dieser neuen Kunst unterrichtet werden.

Nun verständigten sich in allen Städten und Flecken die Schneider untereinander, wie sie sich zu dieser Einladung verhalten wollten. Tatsächlich lebte kein einziger von ihnen üppig. Die meisten von ihnen verarbeiteten nicht nur Tuch, sondern nagten auch am Hungertuche. Sie schufteten vom ersten Hahnenschrei bis in den Mondenschein und wußten trotzdem oft genug nicht, was sie ihren Kindern zu essen geben sollten. Dies machte, daß Eulenspiegels Ankündigung weitgehend auf offene Ohren stieß.

Als der Versammlungstag heran war, wimmelte Rostock von Schneidern. Eulenspiegel hieß sie, sich auf einer großen Wiese zu versammeln. Am Rande stand ein Haus, in das er schließlich hineinging, seinen Kopf zum Fenster hinaussteckte und zu den Versammelten sprach:

»Ehrbare Männer des Handwerks der Schneider, ich begrüße Euch. Zu verkünden habe ich, daß Nadel, Faden, Schere sowie Elle und Fingerhut ausreichen, damit Ihr Euer Handwerk ordentlich ausüben könnt. Doch die Kunst, die Ihr von mir lernen sollt, ist die: Wenn Ihr den Faden in die Nadel gefädelt habt, dann müßt Ihr das Fadenende verknoten. Wer das vergißt, macht manchen Stich umsonst, weil zu leicht der Faden aus der Nadel rutscht.«

Die Schneider sahen sich verständnislos an, einer den anderen. Dann erhoben sie ein Geschrei. Was Eulenspiegel ihnen hier verkündete, hätten sie sich seit alters her schon an den Hacken abgelaufen. Für diese Weisheit wäre nicht einer von ihnen meilenweit nach Rostock gereist. Sie fragten, ob er nicht anderes vorzutragen wisse. Darauf antwortete Eulenspiegel laut und vernehmlich über die große Wiese hin: »Wer weiß, was vor tausend Jahren war? Ich für meinen Teil jedenfalls sage es Euch heute. Wenn Ihr mir das nicht danken wollt, dann schert Euch nur allesamt wieder nach Hause.«

Gern hätten die erzürnten Schneider dem hohlen Redner Maß genommen, aber er war zum Hinterausgang des Hauses verschwunden. Daraufhin gerieten sie sich selber in die Haare. Laut fluchten diejenigen, die den längsten Anmarschweg gehabt hatten. Sie dachten an die verlorene Arbeitszeit und konnten die Frechheit einfach nicht fassen. Zu ihrem Schaden bekamen sie aber noch den Spott der einheimischen Schneider. Deren monotones Einerlei hatte durch Eulenspiegel eine Abwechslung erfahren. Deshalb lachten sie ihre weitgereisten Kollegen aus und sagten: »Warum laßt ihr euch äffen von einem komischen Vogel, dessen Narreteien landweit bekannt sind?«

So gab es auf der Wiese bald einen großen Lärm und manch einen blauen Fleck. Inzwischen saß Eulenspiegel in einer abgelegenen Bierschwemme und brüstete sich damit, daß er die gesamte Schneiderinnung gefoppt habe. Und er erhob den Bierseidel, prostete seinen Saufkumpanen zu und sagte folgenden Trinkspruch:

»Es ist eine Kunst, unter Narren gescheit zu sein.«

50. Historie WIE EULENSPIEGEL WOLLE SCHLUG



In Stendal gab sich Eulenspiegel für einen Wollweber aus. Sein Meister war jedoch ein mißtrauischer Mann. Gut kannte er jene faulen Gesellen, die liebend gern einen blauen Montag veranstalteten. Stets warnte er deshalb sonntags davor, den Montag zum Feiertag zu erklären. Wer das täte, müßte auf der Stelle sein Ränzlein schnüren. Wie seine Vorgänger bestätigte Eulenspiegel, daß er die ganze Woche durcharbeiten wolle. Tatsächlich stand er am Montagmorgen auf und schlug die Spelzen, Disteln und Dornen aus der Wolle. Auch Dienstag früh betätigte er sich so nützlich zur Freude seines Meisters. Der Mittwoch allerdings war Peter-Pauls-Tag, an dem die Gläubigen des heiligen Apostels Petrus gedachten. Ungeachtet dieses schönen kirchlichen Feiertags nahm Eulenspiegel seine Wolle und betätigte sich als Wollschläger. Er veranstaltete dabei solch einen Krach, daß halb Stendal aus den Betten flog.

Da der Wollweber den Lärmmacher im eigenen Haus hatte, drohnten ihm die Ohren besonders. Griesgrämig stapfte er hinunter in die Werkstatt. Hier sah er, wie Eulenspiegel mit Feuereifer die Wolle schlug.

»He, du!« rief er. »Hör auf mit dem Lärm, heute ist Peter-Pauls-Tag!«

Eulenspiegel ließ von seiner Arbeit ab und drehte sich um. »Das begreife ich wirklich nicht, Meister. Noch am Sonntag bestandet Ihr darauf, daß es in der Woche keinen Feiertag gäbe. Nun will ich die Woche durcharbeiten, wie Ihr es befohlen habt, und schon paßt es Euch bereits am dritten Tag nicht mehr. Was soll ich jetzt von Euren Anweisungen halten?«

Damit befand sich der Wollweber in der Klemme. Eigentlich hatte er vorgehabt, seinen Knecht zu bestrafen.

Schon jetzt graute ihm vor dem Ärger mit dem Pfarrer und den Nachbarn. Andererseits aber wusch kein Regen ab, daß er seinem Knecht die Anordnung gegeben hatte. Also versprach er Eulenspiegel den vollen Tageslohn, wenn er sofort mit der Arbeit aufhöre. Dieses Angebot gefiel dem Knecht. Er ließ alles stehn und liegen und feierte den Peter-Pauls-Tag auf seine Weise.

Am Abend ergab es sich, daß er mit seinem Meister ins Gespräch kam. Der Wollweber fand, daß die Schafwolle schon recht ordentlich behandelt war. Nur sollte sie Eulenspiegel ein wenig höher schlagen. Gelehrig, wie er sich stets zeigte, versprach er das sofort. Am nächsten Morgen stand er auf und spannte den Bogen am Dachsparren. An ihn setzte er eine Leiter, nahm die Wolle aus der Hürde und schlug sie, daß sie mit jedem Schlag über das Dach stob.

Wohl lag der Wollweber noch im Bett, aber als er das seltsame Rumoren auf dem Dachboden hörte, wurde er hellwach. Er stieg dem Knecht nach und traute seinen Augen nicht.

Da fragte ihn Eulenspiegel: »Ist das hoch genug geschlagen, Meister?«

»Setz dich doch aufs Dach, du elender Dummkopf. Dann bist du noch höher und brauchst nicht auf der Leiter zu stehen. Also spute dich und laß den Unfug sein!«

Im Glauben, deutlich genug gewesen zu sein, kehrte der Wollweber um, bereitete sich für den Kirchgang vor und ging mit seiner Frau zur Morgenandacht.

Inzwischen hatte Eulenspiegel den Bogen gegriffen, das Dach erklommen und mit dem Wollschlagen begonnen. Kaum hatte der Meister die Kirche verlassen, sah er schon den Clown auf seinem Dach. Er ließ seine Frau stehen und rannte, so schnell ihn die Füße trugen, nach Hause.

»Komm herunter, du Taugenichts, komm sofort herunter!« schrie er schon von weitem.

»Warum so aufgeregt, Meister? Wirklich befinde ich mich auf dem Dach höher und kann sogar im Sitzen die Wolle schlagen. Ich danke Euch für Euren Ratschlag.«

»Willst du Wolle schlagen, dann schlag sie richtig. Willst du Faxen machen, dann mach dich an der Hürde aus. Also runter mit dir vom Dach, aber plötzlich!«

Eulenspiegel hatte nichts Eiligeres zu tun, als vom Dach zu klettern und in der Stube neben der Hürde einen Haufen zu machen. Er zog gerade die Hosen hoch, als der Meister vom Hof hereinkam und ihn anbrüllte.

»Ich tue alles, was Ihr sagt, lieber Meister, und trotzdem kann ich Euch nichts recht machen. So erklärt mir doch endlich, woran das liegt.

Der Wollweber begriff, daß er auf die Schippe genommen wurde. Grimmig erwiderte er deshalb: »Nimm deinen Dreck und trag ihn dorthin, wo ihn niemand haben will.«

Eulenspiegel holte einen flachen Stein, schob den Haufen darauf und brachte ihn in die Speisekammer.

Dem Wollweber lief der Schweiß aus allen Poren. »Nimm deinen Dreck von meinen Vorräten!«

Eulenspiegel tat das aber nicht, sondern schlug die Speisekammertür zu. »Daß Ihr meinen Dreck dort nicht haben wollt, weiß ich wohl, lieber Meister. Niemanden kenne ich, der ihn in der Speisekammer haben will. Seht Ihr, und gerade deshalb habe ich ihn hineingetan. Ausdrücklich habt Ihr mir befohlen, ihn dort hinzutun, wo ihn niemand haben will. Somit ist wiederum nur alles genau nach Eurem Befehl geschehen. Einen besseren Knecht könnt Ihr Euch gar nicht wünschen.«

Wortlos ging der Wollweber an Eulenspiegel vorbei zur Speisekammer. Er öffnete die Tür und nahm den Stein, um ihn mitsamt dem Dreck seinem Knecht an den Kopf zu werfen. Vor Aufregung besudelte er sich dabei, und er schüttelte sich vor Ekel. Wutschnaubend rannte er zum Brunnen, um sich die Hände zu waschen.

Eulenspiegel aber klagte nur noch, bevor er verschwand: »Stank ist des Teufels Dank.«

51. Historie WIE EULENSPIEGEL GEGEN EINEN GESTANK ANSTINKEN WOLLTE



Als Eulenspiegel nach Aschersleben kam, klirrte der Frost, und die Leute hatten wenig zu beißen. Er besaß nur noch leere Taschen und war gezwungen, unter allen Umständen einen Unterschlupf zu finden. Leider brauchte nur noch der Kürschner einen Knecht. Allerdings suchte er einen, der in seinem Handwerk ausgebildet war. In seiner Not gab sich Eulenspiegel als ein erfahrener Geselle aus. Daraufhin behielt ihn der Kürschner zur Probe.

Als nun Eulenspiegel einen Pelz nähen sollte, stieg ihm der Gestank übel in die Nase. Er schüttelte sich und murmelte: »Pfui Teufel, siehst weiß aus wie Kreide und stinkst wie Dreck.«

Dieses Verhalten machte den Kürschner stutzig, und er fragte: »Warum gehst du zu einem Kürschner, wenn dich der natürliche Geruch eines Schafspelzes stört?«

Eulenspiegel dachte an seine leeren Taschen und den knurrenden Magen und schwieg zu dieser Zurechtweisung. In seiner Qual fiel ihm das Wort ein: Böses muß man mit Bösem vertreiben. Gedacht, getan, und schon ließ er einen donnern, daß sich der Meister und seine Frau die Nase zuhielten. Als sie sich von dem Schreck erholt hatten, sagte der Meister: »Das nächste Mal lüftest du dich auf dem Hof aus, hast du mich verstanden?«

»Warum, lieber Meister, soll das vom Menschen ungesünder sein als der Gestank von Fellen?«

»Gesund oder nicht gesund, das nächste Mal scherst du dich in den Hof!«

»Schon gut, Meister, aber trotzdem ist falsch, was Ihr sagt. Was aus der Wärme kommt, will in die Wärme zurück. Das ist der gerade Weg vom Hintern in die Nase. Wie soll das auf dem Hof bei Frost geschehen?«

Dem Kürschner war dieses Gerede zu blöd. Er beschloß, bei nächster Gelegenheit den widerborstigen Knecht davonzujagen.

Eulenspiegel nähte und räusperte sich und spuckte vor sich hin, weil ihm immer wieder Haare in den Mund gerieten. Schweigend beobachtete der Kürschner dieses sonderbare Benehmen bis zum Abend. Dann sagte er: »Lieber Knecht, ich sehe wohl, daß dir das Kürschnerhandwerk keinen Spaß bereitet. Deshalb bist du für mich auch nicht der richtige Geselle. Hättest du nur vier Tage hintereinander in meinem Beruf gearbeitet, du würdest die Nase nicht mehr rümpfen. Darum wird es das beste sein, wenn du morgen wieder deines Weges gehst.«

Ach, bei diesem Vorschlag fielen Eulenspiegel wieder Hunger und Kälte ein, denen er gerade für einen Tag entronnen war. Reumütig gestand er seinem Meister, tatsächlich noch nie in seinem Leben als Kürschner gearbeitet zu haben. Gleichzeitig bat er, ihm vier Tage zur Bewährung zu geben. In der Zeit wolle er sich an den Gestank gewöhnen. Der Kürschner war kein hartherziger Mann. Vielleicht kann ich aus ihm doch noch einen rechtschaffenen Knecht machen, dachte er und ließ sich auf die Probe ein.

52. Historie WIE EULENSPIEGEL IN PELZEN SCHLIEF



Nachdem sich der Kürschner mit seinem Knecht geeinigt hatte, ging er zufrieden mit seiner Frau schlafen. Auch Eulenspiegel war müde. Alle Felle, die sich in der Werkstatt befanden, trug er auf einen Haufen, die trockenen und auch die noch nassen vom Gerben. In dieses Nest kroch er zum Schlafen hinein.

Als der Meister am Morgen seinen Knecht suchte, fand er ihn nicht. Statt dessen entdeckte er mit Entsetzen den Fellhaufen. Das war vielleicht ein Schaden, denn die nas-

sen Felle hatten bereits die trockenen verdorben. Mit zittriger Stimme rief der Kürschner nach Frau und Magd.

Dadurch erwachte Eulenspiegel. Er räkelte sich und fragte aus dem Haufen: »Was ist Euch geschehen, lieber Meister, daß Ihr so jammert?«

Der Kürschner drehte sich im Kreis, konnte seinen Knecht aber nicht finden. Auf einmal sah er, wie der Stapel Felle sich bewegte und der Knecht aus ihm hervorkroch.

»Was hast du Nichtsnutz nur getan? Alle meine Felle hast du verdorben.«

Er bückte sich und zog ein Fell nach dem anderen hervor. Jedes hatte mindestens eine Stelle, an der der Pelz bereits angefressen war. Eulenspiegel interessierte das nicht. Für ihn stand lediglich fest, daß ihm wieder einmal arges Unrecht geschah.

»Euer Ärger, lieber Meister, ich verstehe ihn nicht. Das war doch nur die erste Nacht, die ich in den stinkenden Fellen schlief. Was wollt Ihr dann nach der vierten sagen, denn so viel brauche ich doch nach Eurer Meinung, um mich an den Gestank zu gewöhnen.«

Der Kürschner wühlte in den Pelzen, um noch zu retten, was zu retten war. Dabei verfluchte er seinen Knecht, den er am liebsten umgebracht hätte.

»Daß dich der Blitz treffe, du verdammter Lügner! Niemals habe ich dir befohlen, die nassen Felle aus der Beize zu nehmen und mit den trockenen zusammenzutun. Ein Bösewicht, wer so etwas tut!« Und er richtete sich auf, um nach dem schweren Eichenknüppel zu langen, mit dem er seinem Knecht das Fell gerben wollte. Doch Eulenspiegel witterte die Gefahr. Nach und nach hatte er sich mit dem Rücken zur Tür geschoben. Als er den Griff nach dem Knüppel sah, stürmte er davon, allerdings der Hausfrau direkt in die Arme.

»Laßt mich rasch durch«, rief er erregt, »der Meister hat sich ein Bein gebrochen. Ich hole den Arzt!«

Sofort gab die erschrockene Frau den Weg frei, und Eulenspiegel konnte entwischen. Aber schon tauchte der Meister mit dem schweren Knüppel auf, wollte seine Frau nicht verletzen, stolperte und riß sie mit sich zu Boden.

Eulenspiegel, der das Gepolter hörte, rief durchs Straßenfenster in die Stube: »In der Wut tut niemand gut.«

53. Historie WIE EULENSPIEGEL WÖLFE BASTELTE



Bekanntlich gehoren die Schwaben zu den listigen Menschen. Wo andere schon längst verhungert wären, wissen sie sich immer noch zu helfen. Auch lieben sie das Bier mehr als die Arbeit, so daß ihre Werkstätten allzuoft verwahrlost sind.

Ganz anders stand es um einen schwäbischen Kürschner, der in Berlin seine Heimstatt hatte. Er besaß einen guten Ruf, und seine Kunden kamen aus der besten Gesellschaft. Einmal lud der Landesfürst für den Winter zu einem großen Turnier mit allerlei Wettkämpfen ein. Da kamen aus aller Herren Ländern die angesehensten Ritter und Regenten angereist, um sich für dieses Fest mit einem neuen Pelz einzukleiden. Weil keiner bei diesem Geschäft der letzte sein wollte, stand man bei dem beruhmten Berliner Kürschner nach einer Maßanfertigung geradezu an.

Als Eulenspiegel von diesem Andrang hörte, bot er dem Meister seine Dienste an Der freute sich über jede hilfreiche Hand und fragte den Bewerber, ob er auch Wölfe herstellen könnte.

»Gerade durch diese Kunst habe ich mir in meiner sächsischen Heimat einen großen Namen gemacht«, antwortete Eulenspiegel ernst.

Wäre er tatsächlich dieser Fachmann, dann sollte er einen guten Lohn bekommen, versicherte der Kürschner. Den werde er sich schon holen, meinte Eulenspiegel selbstsicher. Allerdings bat er sich aus, ungestört von den anderen beiden Gesellen allein in einem Raum schaffen zu dür-

fen. Dann solle das Werk den Meister loben. Der Kürschner erkannte hinter dieser Forderung einen besonders tugendhaften und fleißigen Knecht und wies ihm ein separates Stübchen zu. In das ließ er jede Menge Wolfshäute bringen. Sodann nannte er Eulenspiegel die Maße von den großen und kleinen Pelzen, die angefertigt werden sollten.

Kaum war Eulenspiegel allein, schnitt er die Felle so zu, daß er sie als Wölfe ausstopfen konnte. Auf diese Weise stellte er viele Wölfe her, große und kleine, gerade wie er lustig war. Als der Meister zur Besichtigung kam, erschrak er über das Wolfsrudel, das auf dem Fußboden stand.

»Bist du nicht bei Trost? Weißt du überhaupt, was ein Fell kostet? Ich werde dich gefangensetzen und auspeitschen lassen.«

Für Eulenspiegel jedoch sah der Fall anders aus.

»Sollte ich nun Wölfe herstellen oder nicht? Schaut her, wie sie den richtigen ähneln. Und alle angefertigt nach Euren Maßen. Das nenne ich eine große Kunst. Gemein ist es, wenn Ihr mir dafür nicht danken wollt. Hättet Ihr lieber Wolfspelze gehabt, warum habt Ihr sie dann nicht von mir verlangt? Mit Leichtigkeit hätte ich sie hergestellt.«

Der Kürschner würdigte den Knecht keines Blickes mehr und ging, die Anzeige zu erstatten. Doch Eulenspiegel wartete das Gericht nicht ab. Flink stieg er zum Fenster hinaus und schlich sich nach Leipzig davon. Wie allerorten blieb auch in Berlin nichts weiter von ihm zurück als ein schlechter Ruf.



34. Historie Wie Eulenspiegel aus einer Katze einen Hasen machte



Eulenspiegel flog der Schabernack nur so zu. Was immer er auch anstellte, es geriet für den einen oder anderen zum Ärgernis. Zum Beispiel sehen die Leipziger Kürschner heute noch rot, wenn sie seinen Namen hören. Nur weil die Berliner ihn aus ihrer Stadt verjagten, mußten das die sächsischen Zunftbrüder büßen. Dabei fing alles ganz gemütlich an. Leipzigs Zunftmeister hatte seine Kollegen zu einem Gelage eingeladen. Es sollte gut gegessen und getrunken werden, und besonders der Gastgeber hatte einen Heißhunger auf Wildbret. Deshalb schickte er die Magd aus, einen Hasen zu besorgen. Davon erfuhr Eulenspiegel, und schon gingen die Pferde mit ihm durch.

Der Wirt von seiner Herberge hielt eine niedliche Schmusekatze. Eulenspiegel fing das zahme Tier und brachte es zum Koch. Der war ein echter Witzbold und den ganzen Tag über zu allerlei Späßen aufgelegt. Als ihm Eulenspiegel sein Vorhaben erklärte, war er sofort mit von der Partie. Sie steckten die Katze in ein Kaninchenfell und nähten es zu. Dann verkleidete sich Eulenspiegel als Bauer, steckte den Katzenhasen in einen Sack und trug ihn unter der Joppe zum Haus des Zunftmeisters. Dort sagte er der Hausfrau, daß er einen Hasen feilzubieten habe.

Die Kürschner hatten schon tüchtig dem Bier zugesprochen und erhoben ein fröhliches Geschrei, als sie von dem Angebot hörten. Alle drängten sich um Eulenspiegel, und einer nach dem anderen streichelte das weiche Fell. Für vier Silbergroschen kaufte der Zunftmeister den Hasen und für weitere sechs Pfennige den Sack, in dem er steckte.

Die angeheiterten Kürschner wollten vor dem Schlachten allerdings noch ihre Belustigung haben. Sie setzen den Hasen im Garten aus und holten ihre Hunde, damit sie das

Wild jagen sollten. Als der Hase merkte, daß es ihm ans Fell ging, dachte er gar nicht daran, mit Hakenschlagen um sein Leben zu rennen. Mit zwei, drei Sätzen sprang er zum Apfelbaum und kletterte, so hoch er nur konnte. Dabei miaute er in einem fort, denn das Hasenfell war der Katze äußerst lästig. Die verdutzten Hunde am Baumstamm sahen nicht klüger aus als ihre Herren. Endlich begriffen alle, daß sie betrogen worden waren.

»Wehe, du Schalk, wenn wir dich erwischen«, drohte der Zunftmeister, »dich schlagen wir tot!«

Also machten sie sich auf die Suche nach dem gemeinen Betrüger. Der aber hatte seine Verkleidung wieder abgelegt und zechte mit dem Koch für das Geld von der versilberten Katze

55. Historie WIE EULENSPIEGEL LEDER GAR KOCHTE Von Leipzig reiste Eulenspiegel nach Braunschweig. Draußen war es frostig, und er suchte einen Unterschlupf für den Winter. Da der Gerber gerade keinen Knecht hatte, fand er bei ihm Stellung. Brav gerbte Eulenspiegel acht Tage lang, damit der benachbarte Schuhmacher genügend Vorrat an Leder bekam. Der Gerber konnte sich keinen besseren Knecht wünschen



Deshalb willigte er bedenkenlos ein, als er vom Schuhmacher zum Schmaus geladen wurde. Der Knecht sollte die Arbeit selbständig weiterführen. Bevor er ging, sagte der Meister: »Während ich fort bin, kochst du im Zuber das Leder gar. Danach kannst du schlafen gehen.«

Eulenspiegel nickte ernst und erkundigte sich, welches Holz er verbrennen solle. Da das Feuerholz im Schuppen lagerte, verwunderte sich der Meister über diese dumme Frage sehr. Darum antwortete er spaßig: »Du kannst ja die

Stühle und Bänke zerhacken, wenn du kein Feuerholz mehr findest.«

Auf eine dumme Frage setzt es eben eine dumme Antwort. Genau damit hatte Eulenspiegel gerechnet. Er hing den Kessel über das Feuer und legte die Häute hinein. Danach entfachte er ein Feuerchen, daß es nur so prasselte und loderte. Aus dem Kessel quoll der Dampf in dichten Schwaden. Die Häute kochten und kochten und wurden mürber und mürber. Jetzt machte sich Eulenspiegel an die Bänke und Stühle. Er zerhackte sie der Reihe nach und verheizte alles bis zum letzten Span in seinem Höllenfeuer. Da stoben die Funken und züngelten die Flammen, und die Häute zerfielen immer mehr in der siedenden Brühe.

Nachdem der letzte Stuhl verfeuert war, fischte Eulenspiegel die gekochten Häute aus dem Zuber und legte sie auf einen Haufen. Ohne Eile verließ er das Haus und kehrte Braunschweig den Rücken.

Derweil schmeckten dem Gerber Essen und Trinken. Weil er die Arbeit in guten Händen wußte, gönnte er sich den Feierabend mit heiterem Sinn. Auch das Bier trug zu seiner Fröhlichkeit bei. Da er ein bißchen über den Durst getrunken hatte, legte er sich nach seiner Heimkehr sofort ins Bett und schnarchte durch bis zum Sonnenaufgang.

Ein bißchen brummte ihm der Schädel, als er aufstand. Um wieder einen klaren Kopf zu bekommen, pumpte er sich im Hof kaltes Wasser über den Kopf. Dann ging er ins Gerbhaus, um nach der Arbeit zu schauen. Doch hier war kein Knecht am Werken. Mitten auf dem Fußboden lag ein Berg morschen Leders. Als er eine Haut greifen wollte, zerbröckelte sie. Dem Meister wich das Blut aus dem Hirn, und er mußte sich setzen. Doch wohin er auch blickte, kein einziger Stuhl war da, kein Hocker, keine Bank. Unter dem Zuber aber lag ein riesengroßer Ascheberg.

Bekümmert ging der Gerber zu seiner Frau und klagte ihr sein Leid. Da begann sie zu weinen, denn sie besaßen kein Geld für neue Häute. Voller Verzweiflung forderte die

Gerbersfrau ihren Mann auf, dem Missetäter hinterherzulaufen und ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Doch der Meister winkte ab.

»Das ist Eulenspiegels Handschrift«, sagte er. »Dieser Schalk soll mir gestohlen bleiben.«

56. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEN WEINZAPFER BETROG



Sehr mußte sich Eulenspiegel in Lübeck vorsehen und in acht nehmen. Mit aller Strenge wurde hier Recht gesprochen, und es gab keine Missetat, die nicht geahndet wurde. Besonders mit schalkhaften Spitzbuben und Gauklern, wie Eulenspiegel einer war, wurde nicht viel Federlesens gemacht. Die Gerippe am Galgenplatz redeten eine eindeutige Sprache.

Doch von einem Ochsen kann man nicht mehr als ein Stück Rindfleisch verlangen. Täglich neu ärgerte sich Eulenspiegel über den angeberischen Weinzapfer im Ratskeller. Der hielt sich für außerordentlich klug und weise. Stolz verkündete er allen, die es wissen oder auch nicht wissen wollten, daß ihn keiner betrügen könne.

»Den Mann will ich sehen, der mich überlisten kann«, prahlte er vor jedem neuen Gast. Wegen dieser aufdringlichen Angeberei wurde er von den Stammgästen nicht sehr geschätzt. Ja, die meisten von ihnen wünschten sogar, daß mal einer käme, der den Zapfer richtig blamierte.

Obgleich Eulenspiegel um ein gebührliches Betragen besorgt war, fühlte er sich durch die geheimen Wünsche der Stammkundschaft herausgefordert. Deshalb dauerte es auch keine zwei Wochen, bis er mit seiner Schalkheit nicht mehr an sich halten konnte. Er besorgte sich zwei Kannen, die zum Verwechseln ähnlich waren. Eine davon füllte er mit Wasser und versteckte sie unter dem Rock. Danach ging er zum Weinzapfer und ließ sich ein Maß Wein in die

leere Kanne füllen. Er nahm die Kanne von der Bank und fragte den Weinzapfer: »Wieviel kostet das Maß?«

Verblüfft starrte der Weinzapfer Eulenspiegel an. Schließlich kam der schon seit vierzehn Tagen regelmäßig in den Ratskeller und kannte die Preise. Weil aber Eulenspiegel keine Miene verzog, sondern nur unter der Bank die beiden Kannen vertauschte, forderte der Zapfer unwirsch die üblichen zehn Pfennig.

»Das ist doch viel zu teuer«, sagte Eulenspiegel, »für diesen dünnen sauren Wein biete ich sechs Pfennig und keinen einzigen mehr.«

Seit wann wurde im Ratskeller um den Weinpreis gefeilscht? Krebsrot hatte sich der Weinzapfer verfärbt.

»Zehn Pfennig oder zurück mit dem Wein!« knurrte er böse. Eulenspiegel stellte die Kanne mit Wasser auf die Bank, der Zapfer nahm sie und goß den Inhalt zurück in das Spundloch vom Weinfaß. Dabei zitterte seine Hand vor Erregung, weil ihm eine solche Frechheit noch nicht untergekommen war.

»Was bist du für ein Tor!« schimpfte er. »Läßt dir Wein geben und kannst ihn nicht bezahlen.«

Eulenspiegel nahm die leere Kanne entgegen und erwiderte: »Was bist du nur für ein Tor, daß du dich von einem Toren übers Ohr hauen läßt! Dabei gibst du täglich an mit deiner Klugheit. Ach, wie leid du mir tust!«

Darauf verließ er den Ratskeller, die Kanne mit Wein unterm Rock und die leere in der Hand.



57. Historie WIE EULENSPIEGEL DEM GALGEN ENTKAM



Kaum hatte Eulenspiegel den Ratskeller verlassen, fiel es dem Weinzapfer Lamprecht wie Schuppen von den Augen. Du bist ein Tor, weil du dich hast von einem Toren betrügen lassen, dachte er. Noch einmal sah er vor sich, wie er die Kanne ins Weinfaß entleerte. Das hätte er doch riechen müssen, daß er Wasser statt Wein goß! Wie hatte die Wut ihn nur so blind machen können! Dieser Eulenspiegel hatte ihn betrogen und seinen Ruf geschändet. Das mußte der Kerl büßen.

Lamprecht ging auf die Straße und schickte eine Boten zum Büttel. Die Polizei sollte den hundsföttischen Betrüger verhaften und vor Gericht bringen.

Was die Eingebildetheit anbelangt, so waren der Weinzapfer und der Büttel Brüder mit gleichen Kappen.

»Oho!« freute sich der Polizist über die Anzeige. »Das feine Bürschchen werde ich mir schnappen, dem werde ich zeigen, was eine Harke ist!«

Eulenspiegel hatte seine Herberge erreicht und freute sich auf den Wein. Schon lag seine Hand auf der Türklinke, da lag die des Polizisten auf seiner Schulter. Ohne Schwierigkeiten entdeckte der die zweite Kanne und verhaftete den Betrüger.

Am nächsten Tag hielt der Rat von Lübeck über Eulenspiegel Gericht. Sein Streich hatte sich inzwischen in der gesamten Stadt herumgesprochen und auch das Urteil vom Tod durch den Strang. Alles, was Beine hatte, lief herbei, um der Hinrichtung beizuwohnen. Einige von ihnen lachten sich ins Fäustchen, weil es ihn endlich erwischt hatte. Andere wiederum vermuteten ein großes Schauspiel. Sie wollten dabei sein, wenn Eulenspiegel den Kopf aus der Schlinge ziehen würde. Die große Mehrheit aber wünschte sich, daß der Rat sich noch umstimmen ließe und

dem Schalk die Freiheit gäbe. Denn eigentlich hatte der ja nichts anderes getan, als einem notorischen Angeber eine Lektion erteilt.

Während die Polizeibüttel Eulenspiegel durch die Straßen zum Galgen führten, blieb er still und stumm. Darüber wunderten sich alle, und sie meinten, das geschähe aus gro-



ßer Verzweiflung. Da bekamen noch mehr Leute Mitleid mit ihm. Schon näherte sich der Henker, um Eulenspiegel den Strick um den Hals zu legen, da endlich tat er den Mund auf. Demütig fragte er den Rat, ob ihm nicht kurz vor seinem Tod eine kleine Bitte gewährt werden könnte. »Ich werde weder um Leib noch Leben bitten«, versprach er, »weder um Geld noch Gut noch eine gute Tat, weder um eine ewige Messe, um ewige Spenden oder um ein ewiges Gedenken. Worum ich bitte, ist eine Geringfügigkeit, an der niemand Schaden nimmt, für die sich niemand anstrengen muß und die dem ehrlichen Rat von Lübeck keinen einzigen Pfennig kosten wird. Ehrwürdige Herren Räte, sagt mir, ob Ihr mir im Angesicht meines Todes eine solche Bitte erfüllen wollt!«

Wäre nicht das viele Volk gewesen, das an seinem Schicksal lebhaften Anteil nahm, wer weiß, wie sich der hochwohllöbliche Rat entschieden hätte. So aber fühlte er sich doch gemüßigt, die unscheinbare Bitte zu gewähren, wenn sie den genannten Bedingungen entspräche. Dann bedeutete sie für das Todesurteil kein Risiko und hielt auch die Hinrichtung kaum auf. Außerdem waren jetzt einige

Ratsherren gar nicht mehr richtig bei der Sache, als sie die große Menge Fürsprecher für den Verurteilten bemerkten. Gern hätten sie sich selbst aus der Schlinge ihres Urteilsspruchs gezogen.

Also wurde Eulenspiegel wichtig und für alle sichtbar in die Hand versprochen, daß man seine Bitte erfüllen würde. Darüber freute er sich, und er sprach: »Ihr ehrlichen Herren von Lübeck, ich danke Euch für Eure Großzügigkeit. Doch nun erhört meine Bitte. Sogleich werdet Ihr mich aufhängen, und das soll nach Eurem Spruch auch geschehen. Aber der Weinzapfer und der Büttel müssen danach drei Tage lang jeden Morgen kommen und mich am Arsch lecken. Darauf werdet Ihr achten, daß es gründlich geschieht, und nun knüpft mich auf!«

Während das versammelte Volk vor Aufregung den Atem anhielt, drängelten sich der Weinzapfer und der Polizist vor und flehten die Ratsherren an, ihnen diese Schmach zu ersparen. Dafür aber gab es nur einen einzigen Ausweg. Unter dem allgemeinen Jubel der Zuschauer wurde Eulenspiegel vom ehrlichen Rat der Stadt Lübeck freigesprochen.

58. Historie WIE EULENSPIEGEL EINE GROSSE TASCHE ANFERTIGEN LIESS



Es gab wohl kein Ding auf der Erde, das Eulenspiegel nicht für eine Schalkheit geeignet fand. In Helmstedt war es eine Tasche, mit der er seinen Ulk trieb. Jedenfalls ging er zum Täschner dort und bestellte eine große Ledertasche. »Wie groß soll sie denn sein?« fragte der Täschner.

»Nun«, sprach Eulenspiegel, »macht sie nur groß genug. Wie Ihr wißt, sind weite und breite Taschen gerade sehr beliebt.«

Der Täschner wußte Bescheid und fertigte ein Tasche, wie die Mode sie vorschrieb. Doch als Eulenspiegel sie holen kam, gefiel sie ihm nicht.

»Aber lieber Meister, dieses Täschelchen soll doch nicht etwa für mich sein? Eine große habe ich bestellt, eine richtig große. Also spart nicht am Leder, denn ich will sie Euch gut bezahlen.«

Wohl ärgerte sich der Täschner ein bißchen, begann aber die Arbeit noch einmal von vorn. Diesmal nahm er eine ganze Kuhhaut und stellte aus ihr ein Behältnis her, in das ein Kalb gepaßt hätte. Wieder kam Eulenspiegel und mäkelte herum.

»Wohl soll das Werk seinen Meister loben, aber was hilft es, diese Tasche ist mir immer noch zu klein. Hier, ich gebe Euch zwei Gulden Anzahlung und bitte Euch, mir die gewünschte große Tasche anzufertigen.«

»Mürrisch steckte der Täschner die Gulden ein und begab sich erneut an die Arbeit. Drei Ochsenhäute nähte er zusammen und daraus ein Gerät, das niemand mehr tragen konnte, so groß war es.

Als Eulenspiegel dieses Monstrum vorfand sagte er: »Wahrlich, lieber Meister, jetzt ist die Tasche groß genug. Aber leider ist sie gegenüber der Tasche, die ich mir vorstelle, immer noch zu klein. Ich will es Euch erklären, was ich meine. Wenn ich aus meiner Tasche einen Pfennig herausnehme, müssen stets zwei zurückbleiben. denn niemals könnte ich bis zum Boden greifen. Eine solche Tasche würde ich Euch sofort abkaufen und angemessen bezahlen. Sozusagen ich benötige eine volle Tasche, wenn ich unter die Leute gehe. Eure Arbeit hingegen nützt mir nichts. Ihr könnt sie behalten, und die beiden Gulden Anzahlung schenke ich Euch noch dazu.«

Der Täschner mußte nicht lange rechnen, um seinen Schaden festzustellen. Wohl hatte er zwei Gulden eingenommen, dafür aber für zehn Gulden gutes Leder verschnitten.

59. Historie WIE EULENSPIEGEL ZU EINEM BRATEN KAM



Eulenspiegel war bekannt wie ein bunter Hund, so auch in Erfurt. Er konnte sich verkleiden und verstellen, wie er nur wollte, man sah ihm die Schalkheit an der Nasenspitze an. Obwohl die Leute vor ihm gewarnt waren, gefeit vor ihm war keiner. So schlenderte er zu den Fleischständen der Stadt, wo die Metzger ihre weithin geschätzten Erzeugnisse feilboten. Freilich war in seinen Taschen schlecht Geldzählen. Er aber tat, als käme er zum Großeinkauf. Nun befand sich unter den Metzgern einer, der liebend gern den anderen die Kunden wegschnappte. Nur bei ihm gab es gutes Fleisch und gute Wurst. Nur bei ihm konnte man billiger als irgendwo einkaufen.

»Kommt zur mir!« rief er, als Eulenspiegel beim Nachbarn stand. »Bei mir könnt Ihr alles und alles besser haben.«

Eulenspiegel wandte sich dem geschäftstüchtigen Metzger zu. »Was soll ich mir denn nehmen?«

Diese Frage deutete auf einen guten Absatz. Der Metzger hob das schwerste Lendenstück hoch und sagte: »Nehmt diesen Braten.«

»Nun gut«, antwortete Eulenspiegel, nahm sich den Braten und ging weiter.

So etwas war dem Metzger in seinem ganzen Leben noch nicht passiert. Zuerst stand er völlig verdattert da, dann lief er dem diebischen Kunden nach.

»He, Ihr, bezahlt mir den Braten!«

Eulenspiegel drehte sich um.

»Von Bezahlung war doch wohl keine Rede, denke ich. Ihr sagtet, ich solle den Braten nehmen, und das habe ich getan. Nichts weiter. Eure Nachbarn können das bezeugen. Fragt sie nur.«

Schon kamen die Metzger von rechts und links heran und umstellten die beiden. Sie spürten, daß sie sich jetzt an ihrem vorlauten und habsüchtigen Kollegen rächen konnten

»Tatsächlich hast du gesagt, er soll den Braten nehmen«, bestätigte der eine, und der andere ergänzte voller Schadenfreude: »Geschenkt ist geschenkt, wiederholen ist gestohlen.«

Alle bezeugten lautstark, daß Eulenspiegel den Braten für umsonst bekommen habe. Der betrogene Metzger sah die haßerfüllten Augen seiner Kollegen und überschüttete sie mit derben Flüchen. Das wiederum ließen die Nachbarn nicht auf sich sitzen, und bald gab es einen Riesenkrawall. Während das Gezänk der Metzger sich immer mehr steigerte, ging Eulenspiegel geruhsam seines Weges. Den köstlichen Braten verkaufte er in seiner Herberge, und dieses Geschäft begoß er bis Mitternacht mit einem kräftigen Schluck Bier.

60. Historie WIE EULENSPIEGEL ZU EINEM ZWEITEN BRATEN KAM



Vor dem Schaden klug sein, ist schon ein Kunst. Eine andere ist es, aus einem Fehler zu lernen. Jedenfalls sollte man annehmen, daß der betrogene Metzger auf Eulenspiegel niemals mehr hereinfallen würde. Reichlich eine Woche war vergangen, als Eulenspiegel erneut die Erfurter Fleischstände heimsuchte. Kaum sah ihn der genasführte Metzger, begann er ihn schon zu beschimpfen. »Ha, komm nur her, du Lump, und hol dir einen Braten!«

Eulenspiegel trat an die Bank und betrachtete seelenruhig die Auslage. Doch als er das größte Bratenstück greifen wollte, zog es der Metzger blitzschnell weg.

»Laßt es liegen, ich will es bezahlen.«

»Mit dir Betrüger will ich in meinem ganzen Leben nichts mehr zu tun haben«, antwortete der Metzger, obwohl er für ein gutes Geschäft sogar mit dem Teufel verhandelt hätte.

»Wenn ich dir ein Wort sage, das dir nützlich ist, bekomme ich dann den Braten?«

Der Metzger war ein abergläubischer Mann und für ein Sprüchlein stets zu haben. Also legte er das Fleisch an seinen alten Platz zurück und sagte: »Es sei. Solltest du ein nützliches Wort für mich kennen, kannst du den Braten bekommen.«

Inzwischen waren die Nachbarn näher getreten. Sie erkannten, daß es ihrem verhaßten Kollegen erneut an den Kragen gehen sollte.

Eulenspiegel beugte sich zu dem Metzger vor, sprach aber so laut, daß es alle hören konnten: »Halb fromm, halb Schalk, füllt Beutel und Balg. Nun, ist das ein nützliches Wort?«

Der Metzger schmunzelte, denn es war ihm auf den Leib geschrieben. »Ja, du bist ein ganz Schlauer. Dein weises Sprüchlein werde ich mir merken.«

Jetzt wandte sich Eulenspiegel an die umstehenden Metzger. »Ihr lieben Freunde, habt Ihr das vernommen? Er fand mein Wort nützlich, also gehört der Braten mir.«

Ohne sich noch auf ein Wortgeplänkel einzulassen, nahm er den Braten von der Bank und zog seines Weges. Wohl wollte der Metzger ihm nachsetzen, aber wiederum bezeugten seine Kollegen, daß alles rechtens wäre.

»Aber für einen guten Spruch wollte ich doch nur bereit sein, mit ihm zu reden«, jammerte der geprellte Metzger. »Den Braten sollte er selbstverständlich bezahlen!«

»Das mag schon sein«, freuten sich die anderen, »aber vereinbart hast du es anders. Dein Pech.«

61. Historie Wie Eulenspiegel Bretter verleimte



Nachdem ihm das Erfurter Pflaster zu heiß unter den Füßen geworden war, machte Eulenspiegel sich auf den Weg nach Dresden. Hier fand er einen Schreiner, bei dem gerade der Geselle ausgedient und sich zurück in seine Heimat begeben hatte. Eulenspiegel pries seine Vorzüge und sprang in die Bresche. Freudig nahm der Schreiner den erfahrenen Knecht auf. Normalerweise hätte er ihn auf Herz und Nieren geprüft, denn er war ein vorsichtiger Mann. Aber er mußte einer Einladung zur Hochzeit folgen und wies deshalb nur eine Arbeit an.

»Bring die vier Bretter dort vom Tisch genau im Leim zusammen und ruh dich nachher aus. Morgen sehen wir dann weiter.«

Eulenspiegel versprach, alles bestens zu erledigen, und der Meister ging mit seiner Frau zur Feier.

Obgleich nicht viel dazu gehörte, vier Bretter zu einer Tischplatte aneinanderzuleimen, Eulenspiegel hatte dazu absolut keine Lust. Ihn gelüstete nicht nach ordentlicher Arbeit, sondern mehr, diesen oder jenen Schaden zu stiften. Aus diesem Grund durchbohrte er oben und unten die schön gemaserten Bretter, die ihm sein Meister aufeinandergelegt hatte. Durch die Löcher verkeilte er sie zu einem einzigen Holzblock. Den wiederum legte er in den großen Kessel mit Leim. Das Ganze schleppte er aufs Dach in die Sonne zum Trocknen. Dann machte er Feierabend.

Als der Meister von der Hochzeit heimkehrte, erkundigte er sich bei seinem neuen Knecht nach der vollbrachten Arbeit.

»Seid beruhigt, Meister, ich habe die vier Bretter vom Tisch im Leim zusammengebracht, wie Ihr es angeordnet habt.«

Dem bierseligen Schreiner gefiel diese Antwort. Beinahe schon im Schlaf, sagte er zu seiner Frau: »Diesmal haben wir mit unserem Knecht einen guten Griff getan. Verstehe dich nur mit ihm, damit wir ihn recht lange behalten.«

Am nächsten Morgen forderte der Meister seinen Knecht auf, ihm die geleimte Tischplatte zu zeigen. Eulenspiegel stieg aufs Dach und holte den Kleisterkessel herunter. Dem Meister wurde flau in der Magengegend.

»Welcher Teufel hat dich geritten, mir die Bretter derart zu verderben?«

»So gesehen, lieber Meister, habt Ihr mich geritten. Wie Ihr befohlen habt, brachte ich die vier Bretter vom Tisch genau im Leim zusammen. Oder seht Ihr irgendwo eine Ungenauigkeit?«

»Du hast vom Schreinerhandwerk eine Ahnung wie die Kuh vom Eierlegen. Noch einen Augenblick, und ich koche aus dir neuen Leim. Mein Gott, warum hast du mir diese schönen Bretter verdorben?«

Doch diesen letzten Stoßseufzer hörte der Schalk schon nicht mehr.

62. Histtorie WIE EULENSPIEGEL SICH ALS BRILLENMACHER AUSGAB



In den deutschen Landen herrschten Uneinigkeit und Zwietracht. Ein Kurfürst war des anderen Feind, und falsche Freunde gab es an allen Ecken und Enden. Stets versuchten sie, sich mit Gewalt ins Reich zu drängen und auszuplündern, was zu plündern ging. Angesichts dieser verheerenden Streitigkeiten meinte Eulenspiegel, sich auch ein kleines Stück vom großen Kuchen nehmen zu müssen. Deshalb suchte er den Schutz eines fremden Herren und Wappen und Kleid von ihm, um seinem Gesinde anzugehören.

Dies ergab sich auch bald in der Wetterau bei Friedberg, als der Bischof von Trier auf dem Weg nach Frankfurt war. Der Bischof sah Eulenspiegels merkwürdige Kleidung und fragte neugierig: »Hallo, du, was für ein Geselle bist du?«

»Gnädiger Herr, ich bin ein Brillenmacher aus Brabant«, schwindelte Eulenspiegel. »Leider gibt es in meiner Heimat keine Arbeit mehr für mich. Deshalb befinde ich mich auf der Wanderschaft nach einer neuen.«

»Ich glaubte bisher, dein Handwerk würde von Tag zu Tag begehrter. Werden die Leute nicht immer kränklicher und damit bedürftiger nach Brillen?«

»Dies wohl, gnädiger Herr. Trotzdem gibt es etwas Schlimmes, das uns das Handwerk verleidet und verdirbt.«

Jetzt wurde der Bischof erst recht wißbegierig, und er bat um Auskunft über den Feind der Brillenmacher.

»Ach, wenn ich Euch das ehrlich sage, gnädiger Herr, kann ich wohl gleich mein Testament machen. Bitte erlaßt mir die Wahrheit.«

Dem Bischof war es wohlbekannt, daß die Leute die Dinge nicht gern beim Namen nannten. Sie trauten ihren Herrschern nicht, aber stets trauten sie ihnen die schlimmsten Bestrafungen zu. Selbst untereinander wußten sie oft nicht, wer Freund, wer Feind war. Diesbezüglich hatte der Bischof jedoch ein reines Gewissen. Keiner konnte bisher sagen, daß er wegen einer offenen Kritik von ihm zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Deshalb bedeutete er Eulenspiegel, frei von der Leber weg zu reden. Der zierte sich auch nicht länger.

»Gnädiger Herr, unser Brillenmacherhandwerk wird noch weiter verkommen. Wenn Ihr, gnädiger Herr Bischof, und die anderen großen Herren wie der Papst oder die Kardinäle und Bischofe, wie die Kaiser, Konige und Fürsten, die Räte, Richter und anderen Regenten in Stadt und Land, wenn ihr Herrschaften alle lieber durch als auf die Finger seht, was das Recht anbelangt, dann ist das die Ursache. Früher pflegten die Herrscher in Büchern zu le-

sen und zu studieren, um mit Weisheit Recht zu sprechen Kein Wunder also, wenn damals eine große Nachfrage nach Brillen bestand. Heutzutage aber kennt jeder seinen Text auswendig. Selbst die Herren Pfarrer gucken nur alle vier Wochen mal in die Heilige Schrift, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Sogar die Bauern auf dem Land haben inzwischen gelernt, wie man am besten durch die Finger sieht, denn jeder ist sich selbst der Nächste. Keiner will mehr das Übel erkennen, keiner etwas sehen, was er nicht schon weiß. Für diesen Zustand bedarf es keiner Brillen und der Brillenmacher erst recht nicht. Wahrscheinlich gnädiger Herr, ist der Bedarf an Scheuklappen viel größer.«

»Geselle dich zu meinem Gesinde«, sprach der Bischof mit warmer Stimme. »Leute mit wachem Verstand und ehrlichem Herzen sind mir stets willkommen.«

63. Historie WIE EULENSPIEGEL EIN HAUS RÄUMTE In



Hildesheim wohnte rechter Hand vom Neumarkt ein reicher Kaufmann. Der ging von Zeit zu Zeit hinaus vor das Stadttor in seinen Garten. So geschah es eines Tages wieder, als er auf grüner Ackersaat Eulenspiegel liegen sah. Interessiert erkundigte sich der Reiche nach Woher und Wohin. Eulenspiegel gab sich als ein Koch aus, der auf Wanderschaft nach neuem Dienst wäre. Sofort hatte er erkannt, daß es um das leibliche Wohl des Fragestellers nicht zum besten stand. Tatsächlich biß der auch an.

»Falls du ein frommer Mensch bist, kannst du bei mir Dienst tun. Meine Frau kocht nicht gern und ist für eine Ablösung ganz bestimmt dankbar. Ich biete dir einen guten Lohn und vor allem neue Kleidung, denn eigentlich siehst du ein wenig närrisch aus.«

Eulenspiegel versprach, sich hinfort treu und fromm zu verhalten. Befragt nach seinem Namen, nannte er sich Bartholomäus. Für solch einen langen Namen war der Kaufmann allerdings nicht einzunehmen. Deshalb beschloß er, seinen Knecht Doll zu rufen. Nun, Eulenspiegel war es egal, auf welchen Namen er hören sollte, denn er hörte sowieso auf keinen. Jedenfalls war dem Kaufmann sein Einverständnis angenehm.

»Wohlan«, sagte er, »du bist mir der richtige Knecht. Komm mit in den Garten. Dort wollen wir Kräuter pflükken und mit nach Hause nehmen. Mit ihnen wirst du die Hühner füllen, die ich am Sonntag meinen Gästen vorsetzen will.«

Umsichtig schnitt Eulenspiegel Rosmarin und andere Kräuter und zupfte die erforderliche Menge Zwiebeln. Suppenhuhn nach französischer Art wollte er kredenzen.

Als sie das Haus des Kaufmanns betraten, fand seine Frau keinen Gefallen an dem seltsam gekleideten Knecht. Weil er aber ein Koch war, gab sie sich vorerst zufrieden. Am nächsten Tag zum Gelage sollte er zeigen, was er konnte. Bis dahin aber benötigte ihn der Kaufmann zur Begleitung. Sie mußten von den Metzgern noch Koch- und Bratenfleisch besorgen. Nachdem er sehr sorgfältig die besten Stücke ausgewählt hatte, sagte der Hausherr zu seinem Knecht: »Richte den Braten morgen früh bald an. Sodann laß ihn kühl und langsam braten. Aber laß ihn nicht verbrennen. Das andere Fleisch koche ebenfalls beizeiten, damit es zum Imbiß gargesotten ist.«

Eulenspiegel versprach, das alles zu erledigen. Am nächsten Morgen setzte er das Kochfleisch auf das Feuer, wie es sich gehörte. Den Braten allerdings steckte er an den Spieß und legte ihn zum Bier an den kühlsten Ort des Kellers. Bevor die Gäste eintrafen, wollte sich der Kaufmann von der gewissenhaften Vorbereitung des Mahles überzeugen. Auf seine Frage antwortete Eulenspiegel: »Bis auf den Braten ist alles fertig. Wie Ihr es sagtet, habe ich ihn kühl gelagert, denn ich wußte nicht, wann Ihr ihn haben wollt.«

In diesem Moment trafen der Stadtschreiber und die anderen guten Freunde ein. Sie amüsierten sich über die Dummheit des neuen Knechts und rissen ihre Witze über ihn. Der Hausfrau jedoch war nicht zum Lachen zumute. Über den fehlenden Braten konnte sie sich den ganzen Abend nicht beruhigen. Eindringlich forderte sie von ihrem Mann die sofortige Entlassung des Knechts, der in ihren Augen ein echter Schalk war. Nur mit Mühe konnte der Kaufmann sie davon überzeugen, daß er den Knecht unbedingt noch am nächsten Tag als Kutscher brauchte.

Am Abend, als man gegessen und getrunken hatte und trotz des fehlenden Bratens guter Dinge war, rief der Hausherr seinen Knecht. Er befahl ihm, den Landwagen für den nächsten Morgen herzurichten und zu schmieren. Dabei warf er Doll einen Schilling zu. Für den sollte er Karrenschmiere kaufen und diese mit altem Küchenfett strecken.

Mit allergrößter Freude schmierte Eulenspiegel den Wagen aus. Das meiste Fett strich er über die Sitzbank. Im Morgengrauen kam der Pfarrer, der mit nach Goslar fahren wollte. Eulenspiegel spannte die Pferde an, die beiden Herren stiegen ein, und schon holperte das Gefährt los. Jetzt erst merkten die beiden Männer, wie scheußlich es unter dem Verdeck stank. Auch faßten sie stets in eine schmierige Masse, wenn sie sich bei der Fahrt über Stock und Stein festhalten mußten. Voller Zorn wurde Doll befohlen anzuhalten. Als wäre er geschickt, kam in diesem Augenblick ein Bauer mit einem Fuder Stroh vorbei. Der Kaufmann handelte ihm mehrere Bündel Stroh ab, und sie säuberten den glitschigen Wagen. Haßerfüllt sprach der Herr: »Du gottverlassener Schalk, möge dir alles Unglück der Welt widerfahren! Ja, fahr nur so fort, ich sage dir, du fährst geradewegs zum Galgen. Fahr nur hin!«

In ihrer tiefen Gekränktheit achteten der Kaufmann und der Pfarrer nicht weiter auf den Weg. Plötzlich hielt Eulenspiegel und spannte die Pferde aus.

»Um Himmels willen, was plagt dich jetzt?« rief der Kaufmann, neues Unheil befürchtend.

»Aber Herr, Ihr hattet mir doch befohlen, zum Galgen zu fahren. Jetzt sind wir da. Ich habe ausgespannt, weil ich glaubte, Ihr wollt hier rasten.«

Da merkten sie, daß sie sich direkt unter dem Galgen befanden. »Häng die Pferde vor und ab die Post! Und dreh



dich nicht um, ich kann dein dummes Gesicht nicht mehr ertragen.«

Bevor Eulenspiegel anspannte, zog er noch den Bolzen heraus, mit dem die Vorderachse befestigt war. Dann fuhren sie weiter, einen Feldweg entlang. Schon nach ein paar Metern ging der Wagen auseinander. Während die Kutscherbank mit Eulenspiegel weiterfuhr, blieb das Hintergestell mit dem Verdeck stehen. Sosehr sich die beiden Herren die Kehle aus dem Hals schrien, Eulenspiegel drehte sich nicht um. Wie die Teufel mußten sie ihm jetzt hinterherjagen und den Pferden in die Zügel fallen. Wäre der Pfarrer nicht besänftigend dazwischengegangen, der Kaufmann hätte seinen Knecht verprügelt.

Heimgekehrt von Goslar, erkundigte sich die Hausfrau nach der Fahrt.

»Sie war merkwürdig genug«, antwortete ihr Mann einsilbig. »Aber du siehst, wir sind wieder wohlbehalten angekommen.«

Zum Knecht aber sprach er: »Ich bin kein Unmensch und jag dich nicht in die Nacht hinaus. Schlaf also noch einmal bei uns und iß dich satt und trink dich voll morgen früh. Wenn wir dann in der Kirche sind, räumst du schleu-

nigst unser Haus. Es passiert ein Unglück, trittst du mir noch einmal unter die Augen. Einen Schalk wie dich können wir nicht leiden.«

Am nächsten Morgen gingen der Kaufmann und seine Frau in die Kirche. Während sie dort andächtig beteten, räumte Eulenspiegel aus ihrem Haus, was nicht niet- und nagelfest war. Auf der Straße türmte sich bereits der gesamte Hausrat. Mißtrauisch beobachteten die Nachbarn dieses ungewöhnliche Treiben. Schließlich schickten sie einen Boten in die Kirche. Kreidebleich verfärbte sich der Kaufmann, als er von dem schrecklichen Umzug erfuhr. Sofort rannte er nach Hause.

»Hör auf, du Schalk!« rief er schon von weitem. »Bist du denn restlos übergeschnappt?«

Eulenspiegel plackte sich gerade mit einer schweren Tonne.

»Wie gut, daß Ihr kommt, Herr! Für einen allein ist dieses Faß doch ein bißchen zu schwer. So legt mit Hand an.«

»O ja, Hand werde ich anlegen, um dir den Hals umzudrehen, wenn du nicht sofort verschwindest.«

»Das will ich doch, Herr. Aber Ihr habt mir doch befohlen, vorher Euer Haus zu räumen.«

Während die Nachbarn mitleidig lächelten, schleifte der Kaufmann sein Zeug wieder von der Straße in die Wohnung. Eulenspiegel stand wohl noch ein Weilchen herum und murmelte etwas von Undank und unglückseliger Stunde, in der er geboren wurde. Doch für den Kaufmann war er Luft, und unauffällig machte sich der Schalk aus dem Staub.



64. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEN ROSSTÄUSCHER TÄUSCHTE



Großen Schimpf tat Eulenspiegel einem Pferdehändler in Wismar an. Dessen Trick bestand darin, daß er die Lebenserwartung eines Pferdes am Schwanz prüfte. Stand das Haar fest am Schwanz, war das ein gutes Zeichen, und er kaufte das Pferd. Stand das Haar lokker, ließ er vom Handel ab. Diese Methode, prüfend ein Pferd am Schwanz zu zerren, hatte sich in ganz Wismar eingebürgert.

Als Eulenspiegel von diesem abergläubischen Brauch hörte, beschloß er, die Leute von ihrem Irrglauben zu heilen. Er besorgte sich ein gutes Pferd, bereitete es mit allerlei Künsten für sein Schauspiel vor und bot es für teures Geld auf dem Markt zum Kauf an. Als der Roßtäuscher erschien, machte Eulenspiegel einen günstigen Preis und lockte ihn damit an. Nachdem sie noch ein bißchen geplaudert und gefeilscht hatten, sollte das Pferd überprüft werden. Der Roßtäuscher ging zum Hinterteil, griff mit fester Hand zum Schwanz und zog mit kräftigem Ruck.

Doch, o Schreck! Der Schwanz gab keinen Widerstand, und der Mann flog rücklings in einen großen Haufen Pferdemist. In der ausgestreckten Hand hielt er den abgerissenen Schweif. Jetzt wurde Eulenspiegel mobil. Laut schrie er die Marktgänger herbei. »Seht auch das an, Leute! Seht euch das an! Wie hat dieser Kerl mein Pferd mißhandelt! So helft mir, damit ich zu meinem Recht komme.«

Die Leute schimpften den Roßtäuscher einen Wüterich und Tierquäler. Mit großem Geschrei unterstützten sie Eulenspiegels Forderung nach angemessenem Schadenersatz. Verdreckt vom Pferdemist, richtete sich der Roßtäuscher auf. Um nur schnell der Blamage zu entgehen, drückte er Eulenspiegel den Schweif in die Hand und nestelte aus seiner Geldkatze zehn Gulden hervor. Mit diesem Handel

war Eulenspiegel zufrieden. Mit gutem Geld und gutem Pferd verließ er den Markt. Er wußte, daß in ein paar Monaten das Schwanzhaar wieder nachgewachsen wäre. Der Roßtäuscher aber hütete sich fortan, noch einmal einen Gaul am Schwanz zu zerren

65. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEN PFEIFENDREHER AUSTRICKSTE



In Lüneburg wohnte ein Pfeifendreher, der sich besser auf das Lotterholz verstand als auf das für Pfeifen. Gern saß er beim Bier, und in Gesellschaft machte er den Wortführer. Kein Gelage gab es, daß er jemals ausgelassen hätte. Bei solch einer Gelegenheit betrat Eulenspiegel einmal die Gaststätte. Still setzte er sich an einen leeren Nebentisch und beobachtete, wie man sich in einem fort zuprostete.

Um sich wieder einmal hervorzutun, rief der Pfeifendreher hinüber: »Falls du kannst, komm doch morgen zum Mittagessen bei mir vorbei.«

Diese Einladung erfreute Eulenspiegel. Pünktlich machte er sich am nächsten Tag auf den Weg. Doch als er vor der Tür des Pfeifendrehers stand, war sie verschlossen. Er ging um das Haus herum und fand alle Fensterläden verriegelt. Keine Menschenseele zeigte sich, sosehr er auch rief und gegen Tür und Läden wummerte. Also setzte er sich auf eine Rasenbank und wartete ein, zwei Stunden auf den Gastgeber. Obwohl ihm unaufhörlich der Magen knurrte, ließ der Gastgeber sich nicht blicken. Endlich dämmerte es Eulenspiegel, daß er genasführt worden war.

Andern Tags ging er auf den Markt zum Stand des Pfeifendrehers. »Was ist das für eine Art, einen Gast einzuladen und ihn dann nicht zu bewirten?«

»Offensichtlich kannst du nicht richtig zuhören. Laut und vernehmlich hatte ich dir zugerufen, daß du zum Es-

sen kommen sollst, wenn du kannst. Daß du nicht konntest, mache mit dir selber ab.«

»Schönen Dank auch fürs Bescheidsagen. Man lernt eben nie in seinem Leben aus.«

Schon wollte Eulenspiegel gehen, da überlegte es sich der Pfeifendreher. Feinde hatte er genug. Warum sollte er sich einen weiteren beschaffen? Also lenkte er ein.

»Laß den Jux gut sein. Geh zu mir, die Haustür steht offen, und auf dem Küchenherd findest du Gesottenes und Gebratenes. Nimm davon, ich komme nach Hause und bringe keinen weiteren Gast mit. Du sollst ganz allein sein.«

Eulenspiegel tat, wie ihm aufgetragen. Doch in der Küche schmorte die Hausfrau noch den Braten. Da sagte Eulenspiegel:
»Ihr möchtet rasch mit der Magd zu Eurem Mann kommen. Er hat einen großen Fisch gekauft, einen riesigen Stör. Den sollt Ihr holen, damit er nicht schlecht wird.«

Die Frauen ließen alles stehen und liegen und eilten auf den Markt.

»Warum habt ihr euch nur ins Bockshorn jagen lassen?« wetterte der Pfeifendreher, als er von dem verlogenen Auftrag hörte. Ihm schwante Unheil, und alle drei liefen eilig nach Hause. Doch wie erschrocken waren sie, als sie Tür und Fenster verrammelt fanden! Als sie mit derben Faustschlägen einen mächtigen Krach veranstalteten, ließ Eulenspiegel sich freundlich hinter der Tür vernehmen: »Hört mit dem lästigen Pochen und Hämmern auf! Es ist doch alles in Ordnung. Ausdrücklich sagtet Ihr, ich solle heute allein speisen. Das tue ich bereits. Kommt also nach dem Mahl wieder.«

Dem Pfeifendreher blieb wohl oder übel nichts anderes übrig, als mit den beiden Frauen zum Nachbarn zu gehen und dort den Einlaß in sein Haus abzuwarten. Das dauerte allerdings ein geraumes Weilchen, denn Eulenspiegel kaute langsam und viel. Als er sich zum Platzen vollgegessen hatte, öffnete er müde Fenster und Tür.

Quittegelb vor Galle kam der Pfeifendreher herein. Er sagte, und in seinen Augen flackerte es verdächtig dabei: »Was sind das eigentlich für Gäste, die den Gastgeber vor der Tür hungern lassen?«

Hier wird mit scharfen Messern gegessen, dachte Eulenspiegel und verschwand unter dem Gekeif der Weiber. In seinen Rücken hinein versprach ihm der Pfeifendreher, daß er diese Schalkheit nicht auf sich sitzen lassen werde.

Sobald er konnte, machte er sich auf zum Abdecker. Er beauftragte ihn, ein gestorbenes Pferd abzuholen. Es gehöre Eulenspiegel und läge im Stall seiner Herberge. Sofort wurde der Schinderkarren angespannt und zur benannten Herberge gefahren. Der Schinder rief Eulenspiegel heraus, damit er ihn zum Kadaver brächte. Als Eulenspiegel das hörte, ließ er die Hose herunter und zeigte ihm den Hintern.

Voller Empörung fuhr der Abdecker zum Haus des Pfeifendrehers. Solchermaßen lasse er nicht mit sich umspringen, schimpfte er, und forderte zehn Gulden Sühnegeld für die Beleidigung, die ihm widerfahren war. Dem Pfeifendreher verging das Lachen, als der Mann mit einer Anzeige beim Rat drohte. Fluchend bezahlte er jetzt dafür, daß er sich selber hereingelegt hatte.

66. Historie WIE EULENSPIEGEL VON EINER ALTEN BAUERIN GEFOPPT WURDE



In Gerdau bei Lüneburg wohnte ein altes Ehepaar. Wohl an die fünfzig Jahre mochten sie miteinander verheiratet sein, und ihre Enkel hatten auch schon wieder Kinder. Die Alten besaßen alles, was sie brauchten, denn sie brauchten nicht viel. Vom Acker kam das Brot und aus den Ställen der Belag. So konnten sie ohne Not leben.

Das aber stach dem Pfarrer in die Augen, denn ihm

stand stets das Wasser bis zum Hals. Deshalb achtete er mit List und Tücke darauf, daß er von allen Bauern sein Teil bekam. Und diese Spende mußte üppig sein, denn der Pfarrer war ein Genießer. Wo immer gepraßt und geschlemmt wurde, fehlte sein schwarzer Rock nicht. Um sich möglichst oft durchzufuttern, hatte er es zur Sitte erklärt, von jedem Bauern mindestens einmal im Jahr eingeladen zu werden. Das geschah auch einigermaßen zufriedenstellend, nur die beiden Alten bildeten ein Ausnahme. Sie wußten einfach kein Fest, das sie feiern sollten.

Um diesem verwerflichen Zustand abzuhelfen, ließ sich der Pfarrer eine List einfallen. Er fragte den alten Bauern, wie lange er eigentlich schon mit seiner Frau verheiratet wäre. Das wußte der aber nicht, und auch seine Frau konnte sich an die Zahl der Jahre nicht mehr erinnern.

»Wenn ihr das nicht genau wißt, dann steht es schlimm um euch«, meinte der Pfarrer. »Jeder Christenmensch muß nämlich nach fünfzig Jahren Ehe wieder so keusch und züchtig leben wie die Mönche und Nonnen in den Klöstern. Ich denke, ihr müßt euch nun bald trennen, wollt ihr nicht in ewiger Sünde leben.«

Durch diese Verheißung gerieten die Alten in arge Seelennot. Inständig baten sie den Pfarrer, ihnen zu helfen. Darauf hatte er nur gewartet. Scheinheilig erklärte er sich bereit, sie kommenden Sonntag noch einmal zu trauen. Dann könnten sie unbesorgt die nächsten fünfzig Jahre miteinander leben. Allerdings müßten sie schon eine richtige Hochzeit ausgestalten und dazu den Pfarrer und seine Freunde einladen.

»Schlachtet einen Ochsen, ein Schaf oder Schwein und laßt alle guten Leute an eurem Hochzeitsmahl teilnehmen«, sagte er.

»Ach ja, lieber Herr Pfarrer«, antwortete der alte Bauer, »auf ein Schock Hühner soll es uns nicht ankommen.«

Zu den Hochzeitsgästen, die der Pfarrer eingeladen hatte, zählte auch der Propst von Ebsdorf. Bei ihm befand sich Eulenspiegel im Dienst. Beide machten sich schon am

Sonntagmorgen auf den Weg nach Gerdau, um bloß keinen Bissen und kein Freibier zu verpassen. In diesem Sinne aßen und tranken sie auch, was Keller und Küche hergaben, und alle waren guter Dinge.

Allerdings hatte die Braut von ihrem Fest nichts. Schon nach dem ersten Krug Bier drohten ihr die Augen zuzufallen. Deshalb ging sie zur Gerdau und kühlte die Füße im Bach. Da genug Essen und Trinken vorhanden war, wurde sie von den Hochzeitsgästen gar nicht vermißt. Erst recht nicht fehlte sie den Schwarzkitteln. Als der Propst mit Eulenspiegel heimwärts ritt, saß die Alte immer noch am Bach. Um ihr einen Spaß zu bereiten, vollführte Eulenspiegel mit seinem jungen Hengst allerlei Fisimatenten. Dabei verlor er seine Tasche mit allem Geld.

Das beobachtete die Alte. Als die Reiter fort waren, holte sie die Tasche und setzte sich auf sie. Die Füße hielt sie wieder in den kühlen Bach. Kaum hatte sie es sich angenehm gemacht, kam Eulenspiegel auf sie zu. Er fragte, ob sie nicht seine alte, rauhe Tasche gesehen oder gefunden habe. Da antwortete die Frau: »Ja, mein Freund, zu meiner Hochzeit erhielt ich eine Rauhledertasche, die jetzt schon sehr alt ist. Wenn ihr sie sehen wollt, ich sitze gerade auf ihr.«

»Aber nein, gute Frau«, wehrte Eulenspiegel ab. »Deine abgewetzte Tasche interessiert mich nicht. Du kannst auf ihr sitzen bleiben.«

Auf diese Weise übertölpelte die alte Bäuerin den schlauen Eulenspiegel. Die Frauen von Gerdau aber tragen noch heute ihre rauhledernen Brusttaschen und sind glücklich darüber, daß es eine von ihnen war, die Eulenspiegel übers Ohr gehauen hatte.

67. Historie WIE EULENSPIEGEL ZU GRÜNEM TUCH KAM



Für sein Leben gern aß Eulenspiegel Gesottenes und Gebratenes. Aber allzuoft wußte er nicht, woher er es nehmen sollte. Deshalb mußte er stets die Augen offenhalten und erfinderisch sein. Das tat er auch auf dem Jahrmarkt von Uelzen. Überall schnüffelte er herum, um seinen Schnitt zu machen. Beiläufig beobachtete er einen Bauern in abgerissener Kleidung, der grünes englisches Tuch kaufte. Im gleichen Augenblick verspürte er, daß er dem Mann die Beute abluchsen würde. Zuerst erkundigte er sich nach dem Dorf, aus dem der Bauer stammte. Sodann bestach er einen habgierigen Pfarrer und einen verarmten Saufkumpanen, ihm bei seinem Spaß behilflich zu sein. Unweit voneinander sollten sie auf der Straße gehen und auf Befragen behaupten, daß das englische Tuch nicht grün, sondern blau wäre. Als der Bauer die Stadt verließ, trat Eulenspiegel an ihn heran.

»Bei wem hast du denn dieses wunderschöne blaue Tuch gekauft?«

»Blau?« fragte der Bauer und runzelte die Stirn. »Du bist wohl farbenblind? Das Tuch ist grün.«

»Da wärst du der erste, der mir Farbenblindheit vorwirft. Viel eher nehme ich an, daß bei dir nicht alles stimmt.«

Als der Bauer protestieren wollte, machte Eulenspiegel eine beschwichtigende Geste.

»Laß uns nicht miteinander zanken deswegen. Fragen wir den nächstbesten Wandersmann, was er von der Tuchfarbe hält. Ich für meinen Teil wette zwanzig Gulden gegen diesen Fetzen Stoff, daß er blau ist. Wenn du dir so sicher bist, dann schlag ein, und die Wette gilt.«

»Wer Lust hat zum Wetten, hat Lust zum Betrügen«,

antwortete der Bauer. »Aber dieser Fall ist so klar, daß ich nicht verlieren kann. Also topp, die Wette gilt.«

Gerade hatte der Bauer eingeschlagen, kam Eulenspiegels Saufkumpan daher. Mit vielen Worten erklärten sie ihm ihren Streit.

Endlich hatte er begriffen, worum es ging, und er sagte: »Was ihr nur wollt? Das sieht sogar ein Blinder, daß dieses Tuch blau ist.«

Der Bauer blickte von einem zum anderen.

»Ihr steckt doch unter einer Decke«, sagte er ärgerlich.

Das stritten die beiden entschieden ab, aber wieder lenkte Eulenspiegel ein.

»Nun gut«, sagte er, »dann warten wir eben auf den nächsten Zeugen.«

Der zeigte sich schon im schwarzen Rock in der Ferne.

»Wollen wir ihn nehmen?« fragte Eulenspiegel, und der Bauer nickte nichts ahnend.

Als der Pfarrer heran war, baten sie ihn um sein Urteil.

»Aber meine liebe Söhne«, entgegnete der salbungsvoll, »ist das die ganze Sorge um euer Seelenheil?«

Jetzt flehte ihn der Bauer an: »Herr Pfarrer, Ihr seht mich in größter Not. Wenn ich die Wette verliere, erhalte ich keinen neuen Rock und muß mit diesem abgerissenen Lumpen hier über den Winter kommen.«

»Ach was, mit eurem Hader will ich nichts zu tun haben. Gebt mir den Weg frei!«

Nun legte sich Eulenspiegel ins Zeug.

»Lieber Herr Pfarrer, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Haltet deshalb Euren nicht zurück, wenn arme Geschöpfe wie wir ihn brauchen. Sagt Euer Wort, an das wir doch stets glauben.«

Der Pfarrer gab sich einen Ruck.

»In Gottes Namen denn: das Tuch ist blau, und nun laßt mich friedlich meines Weges wandeln.«

Der Bauer schaute ungläubig drein.

»Hättet Ihr keinen schwarzen Rock an, ich wollte behaupten, ihr alle drei kommt aus dem gleichen Stall.«

Traurig überließ er Eulenspiegel das grüne Tuch und stapfte mit seinem Schicksal hadernd nach Hause.

68. Historie Wie Eulenspiegel das Haus der Reinigung verunreinigte



Vor dem Leinetor in Hannover unterhielt ein Bader seine Sauna. Sie sollte sich von allen anderen Badestuben durch ihre Reinlichkeit abheben. Aus diesem Grunde trat Eulenspiegel mit folgendem Gruß ein, um ein Schwitzbad zu nehmen: »Gott grüß Euch, Herr, und Euer Hausgesinde und alle, die sich in diesem reinen Haus befinden.«

Dieser Gruß erfreute den Bader, und er hieß den Badegast herzlich willkommen.

»Tatsächlich ist mein reines Haus ein Haus der Reinigung und keine gewöhnliche Badestube. Ob in der Sonne oder auf der Erde, überall findet Ihr Staub, keinen aber bei mir.«

»Ja«, antwortete Eulenspiegel, der sich inzwischen ausgezogen hatte, »unrein kommen wir herein, und rein gehen wir wieder hinaus.«

Während er das sagte, machte er einen dicken Haufen neben dem Wassertrog. Der stank erbärmlich durch das ganze Bad. Erschrocken sagte der Bader: »Jetzt sehe ich wohl, daß bei dir Wort und Tat nicht miteinander übereinstimmen. Angenehm war mir, was du zur Begrüßung sagtest. Aber von dem, was du tatest, wird mir übel. Deshalb mußt du mein reines Haus verlassen.«

»Aber wenn ich eine inwendige Reinigung mehr benötige als eine äußerliche, warum sollte das die Ehre Eures Hauses verletzen?«

»Die Reinigung, die du meinst, die hole dir auf dem Klosett. Bei mir erhältst du sie, indem du schwitzt.«

»Nein, ich bleibe dabei, daß man für sein Geld im Haus

der Reinigung sich von innen wie von außen reinigen darf. Ist das nicht der Fall, dann benennt Euer Haus anders.«

»Steck dir dein Geld an den Hut! Stänker und Stinker wie du haben bei mir nichts zu suchen.«

Also mußte Eulenspiegel widerwillig die Badestube verlassen. Ohne um Erlaubnis zu fragen, ging er in den Essenraum, um sich dort anzuziehen. Hier pflegten der Bader und sein Hausgesinde zu speisen.

Der Bader war dem Schalk nachgeeilt. Als Eulenspiegel den Essenraum betrat, schloß der Bader ihn ein. Er wollte ihm einen Schreck einjagen und erklärte, daß er beim Rat eine Anzeige gegen ihn erstatten werde. Doch Eulenspiegel hatte keine Angst. Im Gegenteil, die Hitze in der Sauna hatte seinen Kreislauf angeregt, und er mußte noch einmal austreten Er nahm von der Wand den Klapptisch, an dem täglich das Mittagessen eingenommen wurde, klappte ihn auseinander und verrichtete darauf sein Geschäft. Danach legte er ihn zusammen und lehnte ihn wieder an die Wand.

Inzwischen glaubte der Bader, Eulenspiegel genug verschreckt zu haben. Er löste den Riegel, öffnete die Tur und sagte nahezu entschuldigend: »Wurst wider Wurst.«

»Schon gut, lieber Meister«, antwortete Eulenspiegel, »erst in Eurem Speisezimmer erfuhr ich die letzte Reinigung. Deshalb gedenkt meiner wohl, wenn Ihr zu Mittag eßt.«

Mit freundlichem Gruß verließ er das Haus der Reinigung.



69. Historie Wie Eulenspiegel in einem Bottich Milch sammelte



Merkwürdige Dinge trieb Eulenspiegel in Bremen. Oft hatte er die Bäuerinnen beobachtet, wenn sie Milch auf den Markt brachten. Alle lauerten auf Kundschaft, und jede wollte ihre Ware zuerst verkaufen. Wer am längsten ausharren mußte, dem konnte die Milch leicht sauer werden. Um sie zu äffen, bereitete sich Eulenspiegel auf einen Großeinkauf vor. Er besorgte sich einen großen Bottich und rollte ihn in der Frühe auf den Markt. Als die Bäuerinnen herbeiströmten, forderte er sie auf, die Milch in sein Gefäß zu gießen. Exakt schrieb er jede Menge auf, denn er wollte erst bezahlen, wenn der Bottich voll war. Arglos gaben die Frauen die Milch und setzten sich im Kreis um Eulenspiegel. Der kassierte und notierte geschäftig bis zur letzten Bäuerin. Randvoll war jetzt der Bottich.

Erwartungsvoll blickten die Frauen Eulenspiegel an, aber der pfiff sich ein Lied. Nun entstand ein Gemurmel, das immer stärker anschwoll. Die Frauen begehrten das Geld für ihre Ware. Das war der richtige Augenblick für Eulenspiegels Auftritt. Mit funkelnden Augen herrschte er die aufmüpfigen Weiber an. »Ihr seht doch, daß ich kein Geld habe! Gezahlt wird in zehn Tagen. Wer nicht warten will, nehme seinen Teil wieder zurück.«

Zuerst war Stille. Dann gab es ein fürchterliches Geschrei und Gerangel. Jede wollte die erste am Faß sein. Sie schwenkten ihre Eimer, Kannen und Flaschen und rafften, was sie raffen konnten. Doch eifersüchtig lauerten die Zukurzgekommenen in der letzten Reihe. Wer sich tatsächlich oder scheinbar zuviel eingefüllt hatte, wurde an den Kleidern gezerrt und an den Haaren gezaust. Schon regnete es Milch in Augen, Mund und Nase, und bald waren alle Schürzen quietschnaß.

Aber die Nässe kühlte nicht die Gemüter. Bald setzte es Kratzer und Bisse, Tritte und Hiebe, und nach der Milch floß bald das Blut. Diese Keilerei war so aufregend, daß alle Marktgänger herbeikamen und ihr Vergnügen hatten. Einmütig lobten sie Eulenspiegel für diese gelungene Veranstaltung. Mit stolz geschwellter Brust ließ er sich ausgiebig feiern. Das dauerte bis Mitternacht, denn man gab ihm Freibier soviel und solange er wollte.

70.Historie WIE EULENSPIEGEL ZWÖLF BLINDE VERSORGTE



Immer wieder drängte es Eulenspiegel zu seinen Touren nach Hannover. Hier hatte er schon die seltsamsten Abenteuer bestritten, und er konnte nicht genug davon bekommen. Wie er so besinnlich auf die Stadt zuritt, begegnete er an einem Akkerrain zwölf Blinden. Als sie das Pferdegetrappel hörten, hielten sie den Ankommling für einen ehrenhaften Menschen. Demütig zogen sie ihre Hute und Kappen.

»Woher des Wegs, ihr Blinden?« fragte Eulenspiegel, und die Männer antworteten: »Lieber Herr Junker, wir kommen aus der Stadt von einem Leichenschmaus. Wohl war es schaurig kalt, aber es war die Totenmesse für einen Reichen. Da gab es für jedermann Spenden, auch für uns.«

Nacheinander betrachtete Eulenspiegel die bibbernden Figuren. Dann kam ihm die Erleuchtung, und er sprach: »In dieser Kälte zieht der Gevatter Tod mit euch. Damit er euch nicht holt, schenke ich euch zwölf Gulden. Geht mit dem Geld in meine Herberge und verzehrt es, bis der Winter vorbei ist.«

Dabei klimperte er mit seiner Geldkatze und beschrieb den Weg. Die Blinden bedankten sich fleißig. Jeder von ihnen meinte, der andere hätte für sie alle die Gulden empfangen.

Gemächlich zogen sie zur Herberge und berichteten dem Wirt von dem Vorfall. Sofort wurden sie aufgenommen und mit dem Notwendigsten versorgt. Die zwölf Gulden wollte sich der Herbergsvater nicht durch die Lappen gehen lassen.

Als er nach einiger Zeit meinte, daß das Geld verzehrt wäre, machte er den Blinden die Rechnung auf. Sie hatten sich versammelt, und jeder stieß jetzt den anderen an, damit er bezahle. Doch dazu konnten sie sich ermuntern, soviel sie nur wollten, keiner von ihnen besaß auch nur einen einzigen Pfennig. Da wußten sie, daß sie an einen Betrüger geraten waren, und verlegen kratzten sie sich an den Köpfen.

Auch dem Wirt wurde es blümerant. Jagst du sie fort, dachte er, hast du sie umsonst verköstigt und den Schaden. Behältst du sie, verzehren sie vielleicht noch das Doppelte und Dreifache, und du hast den Schaden wieder. Kurzentschlossen verfrachtete er die Blinden in den Schweinestall und legte ihnen Heu und Stroh vor.

Eulenspiegel hatte die Männer jedoch nicht vergessen. Als er glaubte, ihr Kostgeld könnte verbraucht sein, ritt er nach Hannover zurück. Er verkleidete sich und ging in die Herberge, die er beschrieben hatte. Doch als er sein Pferd in den Stall führte, entdeckte er die Blinden bei den Schweinen. Sofort ging er zum Wirt und stellte ihn wegen dieser Schweinerei zur Rede.

»Was eigentlich, Herr Wirt, gelüstet Euch so sehr, die armen blinden Männer im Schweinestall verkommen zu lassen? Habt Ihr denn kein Erbarmen?«

Auf diese Vorhaltung reagierte der Wirt wütend.

»Ob sie bei den Schweinen verrecken oder im Meer ersaufen, das ist mir gleich. Mich interessiert nur, wie ich zu meinem Geld komme, um das sie mich betrogen haben.«

»Würde ich in der Stadt einen Bürgen für die Blinden finden, ließet Ihr sie dann laufen?«

Der habgierige Wirt witterte Morgenluft und stimmte dem Vorschlag sofort zu. Ja, wenn sich jemand für die Bezahlung der Schulden verbürgte, nichts wäre ihm lieber,

als den zwölf Krüppeln einen guten Tag und einen guten Weg zu wünschen. Eulenspiegel versprach, noch am selben Tag eine mildtätige Seele zu finden.

Weil die Gottesdiener von Berufs wegen Erbarmen mit den Armen haben sollten, wandte sich Eulenspiegel an den Pfarrer. Allerdings war sein Vertrauen zu den Geistlichen derart gestört, daß er an die Kraft der Wahrheit nicht glaubte. Deshalb tischte er dem Pfarrer eine Lüge auf. Er gab sich als Bote seiner Wirtin aus. In der vergangenen Nacht wäre ihr Mann vom bösen Geist befallen worden und könnte jetzt nicht leben und nicht sterben. Rasch sollte der Pfarrer kommen und den Teufel beschwören. Dieser Auftrag kam dem Pfarrer ungelegen. Er war zur Kindtaufe geladen und wollte sich das Gelage nicht entgehen lassen. Deshalb sagte er: »Gern will ich dem Wirt den Teufel austreiben, aber das muß gut vorbereitet sein. Darum möge der Befallene sich noch bis morgen gedulden.«

Eulenspiegel tat verzweifelt. Die Wirtsleute würden ihn einen schlechten Botschafter schimpfen, käme er mit der Nachricht von diesem Aufschub zurück. Deshalb müßte er jetzt die Wirtin selber holen, damit sie es mit eigenen Ohren hörte. Da täte aber Beeilung not, grummelte der Pfarrer, denn er rüstete sich schon für die Kindtaufe.

Eulenspiegel lief zur Herberge und berichtete dem Wirt, daß er den Pfarrer als Bürgen gewonnen habe. Er würde die Hausfrau beim Marktgang begleiten und dabei gleich zum Pfarrer führen. Dann könnte sie mit eigenen Ohren die Zustimmung vernehmen. Obwohl der Wirt diese Großzügigkeit dem Gottesmann niemals zugetraut hätte, freute er sich doch über die Lösung seines Problems. Rasch wollte er den Knoten durchgeschlagen haben, und sofort schickte er seine Frau aus. Eulenspiegel begleitete sie.

Schüchtern klopfte er beim Pfarrer auf ein Wort für die Frau an. Nicht stören wollten sie ihn in seinen gottesfürchtigen Gedanken. Nur wiederholen sollte er der Wirtin den einen Satz, daß er morgen kommen und es dem Wirt besorgen wolle.

Froh, die lästigen Besucher so rasch wieder los zu werden, antwortete der Pfarrer schnell: »Ja, natürlich, liebe Frau, ganz bestimmt morgen werde ich es Eurem Mann besorgen.«

Geschwind bedankte sich die Wirtin. Sie mochte den Pfarrer nicht und fühlte sich erst wieder wohl in ihrer Haut, als sie auf der Straße stand.

Zu Hause angekommen, bestätigte sie ihrem Mann, daß der Pfarrer sich verbürge. Sofort ließ der Wirt die Blinden frei. Längst waren sie ihm zum Ärgernis geworden, weil ihnen das Schweinefutter nicht bekam und auch nicht behagte.

Pünktlich kam am nächsten Tag der Pfarrer zum Wirt. Vor sich her trug er den Gekreuzigten. Als er ihn dem Wirt zum Kuß unter die Nase hielt, war es mit dessen Beherrschung vorbei.

»Laßt die Faxen!« schniefte er. »Zuerst will ich das Geld von Euch. Euren Segen könnt Ihr mir später geben.«



Der Pfarrer wandte sich vielsagend an die Hausfrau: »Das ist der bösen Geister Eigenschaft, daß es ihnen zu allererst ums Geld geht.«

Nur um die zwölf Gulden zu bekommen, war dem Wirt auch der kleine Umweg recht. Er erklärte sich damit einverstanden, zuerst den Segen und dann das Geld vom Pfarrer zu bekommen. Der hob noch einmal das Kruzifix und sprach: »Was sprichst du immer nur vom Geld? Auf deine Seele kommt es an, die der Böse in seinen Klauen hält.«

Das reichte dem Wirt. Er schmetterte die Faust auf den Tisch und verlangte das Kostgeld für die Blinden. Da bekam es der Pfarrer mit der Angst zu tun und floh aus der Herberge. Der Wirt, nicht faul, packte Hellebarde und Spieß und stolperte dem falschen Bürgen zum Pfarrhof hinterher.

Als der Pfarrer ihn ankommen sah, schrie er mordsjämmerlich: »Nachbarn, liebe Nachbarn, zu Hilfe, kommt mir zu Hilfe! Vom bösen Geist besessen, trachtet mir einer nach dem Leben!«

Die Bauern bewaffneten sich mit Sensen, Hacken und Äxten und eilten herbei, gerade noch rechtzeitig, um den prustenden Wirt in Empfang zu nehmen Der stand jetzt da und brüllte immerzu: »Geld oder Leben!«

Da begannen die Bauern, ihn mit Gewalt zu vertreiben. Seit dieser Stunde laufen der Pfarrer und der Wirt in der Stadt herum und beklagen sich bei allen Leuten gegenseitig. Als Eulenspiegel von diesem ewigen Streit erfuhr, sagte er: »Eigentlich dachte ich immer: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Doch hat wohl jede Regel ihre Ausnahme.«

71. Historie Wie Eulenspiegel einen Braten anrichtete



Wohl haßten Bremens Marktweiber Eulenspiegel wie die Pest, aber die Bürger der Stadt brachen ein Lanze für ihn. Gut konnten sie ihn leiden, und jede neue Schandtat brachte ihm weiteren Zulauf. Eulenspiegel genoß regelrecht sein Ansehen und spielte sogar mit dem Gedanken, in dieser freundlichen Stadt seßhaft zu werden. Immerhin hatte er es hier schon Wochen ausgehalten, ohne daß ihn das Fernweh plagte. So nahm er seinen festen Platz am Stammtisch ein, und es gab auch einen bürgerlichen Freundeskreis, dem er mit Vergnügen angehörte.

Dieser Kreis tagte monatlich nach festem Brauch. Stand eine Zusammenkunft bevor, sammelten sie untereinander Geld und gaben es dem Gastgeber, der in der Reihenfolge dran war. Der kaufte dann dafür Braten, Brot und Käse und jede Menge Bier. Nahm jedoch einer von ihnen ohne triftigen Grund nicht an dieser Tagung teil, mußte er die ganze Zeche bezahlen.

Der letzte in der Reihe war Eulenspiegel, den man am liebsten übersprungen hätte. Erstens wohnte er in einer Herberge, und zweitens hatte er doch nur Flausen im Kopf. Aber ein Verstoß gegen die Regel war nicht möglich.

Tatsächlich hatte Eulenspiegel einen Braten gekauft. Am Tag der Zusammenkunft trafen sich seine Freunde auf dem Markt. Sie waren sich unschlüssig, ob Eulenspiegel ihnen Essen und Trinken anbieten würde oder in schalkhafter Weise seinen Spott. Schließlich einigten sie sich, gemeinsam zur Herberge zu gehen. Es war besser, wenn alle gleichzeitig gefoppt würden als jeder für sich allein.

Als Eulenspiegel die Truppe anrücken sah, nahm er einen Klumpen Butter. Den drückte er sich in den Hintern, stellte sich mit heruntergelassenen Hosen an den Braten und beträufelte ihn auf diese unnachahmliche Art.

Währenddessen spähten seine Gäste durch Schlüsselloch und Fensterscheiben. Mit offenen Mündern gewahrten sie, wie aus Eulenspiegels Gesäß die Butter auf den Braten tropfte, und sie sprachen: »Pfui, Teufel, der Braten ist gut für die Schweine, aber nicht für uns.«

Sie drehten sich um und wollten gehen, als Eulenspiegel die Tür öffnete und rief: »Kommt zu mir, liebe Freunde, der Braten ist fertig. Wer aber fernbleibt, muß mir die Zeche bezahlen.«

Freudig entrichteten sie ihren Tribut, damit sie nicht vom Braten essen mußten.

72. Historie WIE EULENSPIEGEL STEINE SÄTE Nicht zum



ersten Mal zog Eulenspiegel am Ufer der Weser entlang. Erneut betrat er die ihm gut bekannte Stadt. Er beobachtete die Händel, die die Bürger offen oder versteckt miteinander austrugen. Er erlebte die Anschläge, die sie gegeneinander vorbereiteten und durchführten. Alles drehte sich ums Geld, und einer jagte, knöpfte, luchste und preßte es dem anderen ab. Wer bei diesem Geschäft nicht mithalten konnte, der suchte sein Glück beim Stehlen, Ergaunern und Betrügen.

Vierzehn Tage lang studierte Eulenspiegel dieses Treiben. Was in der einen Herberge an Gemeinheiten nicht sichtbar wurde, entdeckte er in der anderen. Er hörte und sah, was er bisher nicht wahrgenommen hatte. Nachdem die Leute seiner harmlosen Späße müde geworden waren, fühlte er sich auch von ihnen ermüdet. Darum ging er eines Tages ans Ufer der Weser und sammelte Kieselsteine. Die trug er in einem Beutel vor das Rathaus. Dann tat er so, als säte er sie aus. Das sahen einige Leute. Sie traten an ihn heran und erkundigten sich nach seinem Tun.

»Ich säe«, antwortete Eulenspiegel und streute sein Saatgut weiter.

Jetzt wollten die Leute wissen, was er säte, und Eulenspiegel sagte: »Ich säe Schalksnarren.«

Das paßte den Einwohnern nicht, und ein Kaufmann rief: »Hör damit auf, sie hier auszusäen! Schalksnarren gibt es in unserer Stadt schon jetzt viel mehr, als wir ertragen können.«

»Das ist wahr gesprochen. Doch will ich die Schalksnarren aus den Wohnungen mit denen von der Straße vertreiben.«

»Wäre es da nicht besser, du würdest fromme, ehrliche Leute säen?«

»Ach«, seufzte Eulenspiegel, »fromme Leute gehen hier nicht auf.«

Diese Worte wurden dem Rat der Stadt gemeldet. Der beriet über Eulenspiegel und befand, daß er die Samen wieder auflesen und Bremen verlassen müsse. Also sagte er der Stadt Lebewohl und ging mit seiner Saat die zehn Meilen nach Dithmarschen. Doch schneller als er war bereits das Geschrei aus Bremen eingetroffen. Vor den Toren lauerten schon die Büttel auf ihn. Er mußte sich verpflichten, ohne Essen und Trinken, ohne Rast noch Ruh so schnell wie nur möglich durch den Ort zu gehen. Andernfalls müßte er umkehren.

Eulenspiegel gelobte, dem Erlaß zu entsprechen. Das konnte er auch, denn er wollte mit einem Boot in die Stadt. Doch als er nach seinem Säckchen mit den Kieselsteinen griff und es hochhob, platzte es. So blieb die Saat im Land, während sich Eulenspiegels Spur im Sande verlief. Trotzdem heißt es bis heute, daß er irgendwann zurückkommen würde.

73. Historie WIE EULENSPIEGEL DURCH EIN FENSTER STIEG



Eulenspiegel wanderte nach Hamburg. Angekommen auf dem Hopfenmarkt, sah er sich erst einmal um. Wie er so stand und Eindrücke sammelte, sprach ihn ein Barbier an. Er erkundigte sich nach Woher und Wohin und nach seinem Beruf. Ohne mit der Wimper zu zucken, gab sich Eulenspiegel als Bartscherer aus. Dem Meister fehlte gerade ein Knecht, und Eulenspiegel willigte ein, mit ihm zu gehen. Da der Barbier aber noch etwas auf dem Markt zu erledigen hatte, sagte er: »Siehst du dort das Haus gegenüber, dort die hohen Fenster? Da geh hinein, ich komme gleich nach.«

Eulenspiegel ging quer über den Hopfenmarkt zu dem Haus, stellte sich vor das eine hohe Fenster, stieß mit dem

Fuß die Scheibe ein und trat ins Wohnzimmer. Hier saß die Hausfrau und spann. Als auf einmal die Scheiben klirrten und der wildfremde Mann vor ihr stand, kreischte sie auf. Eulenspiegel versuchte, sich vorzustellen. Aber die Frau war nicht zu beruhigen. Wohl berief er sich mehrmals auf die Weisung des Meisters, durchs hohe Fenster ins Haus zu treten, aber für diese sprachlichen Feinheiten besaß das grobe Weib kein Gespür. Sie schimpfte ihn einen Blödmann, der nur zusehen solle, wie er den Schaden wieder gutmachen könne und so weiter.

In diesem Augenblick erschien der Meister. Scharf fragte er nach der Ursache für das zerstörte Fenster. Endlich hatte die Frau Pause, und Eulenspiegel kam zu Wort.

»Lieber Meister, Ihr sagtet mir, ich solle dort in Euer Haus treten, wo die hohen Fenster sind. Das habe ich befolgt, nichts anderes.«

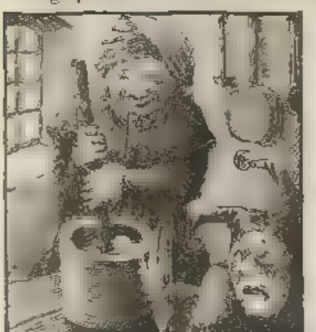
Weil der Barbier einen Knecht brauchte, dachte er: Soll der nur für mich arbeiten. Den Schaden ziehe ich ihm sowieso vom Lohn ab. Folglich nahm er Eulenspiegel hart ran und ließ ihn drei Tage lang unermüdlich für sich arbeiten. Dann aber vergriff er sich wieder in der Wahl seiner Worte. Er gab nämlich Eulenspiegel die Schermesser und sprach: »Schleif die Schneide glatt wie den Rücken.«

Eulenspiegel hatte nichts Besseres zu tun, als die Rücken scharf wie die Schneiden zu schleifen. Kaum hatte der Meister diesen neuerlichen Unfug entdeckt, gab er seinem Knecht den Laufpaß.

»Hör auf, mir vorzuhalten, was ich angeordnet habe! Entscheidend ist, was ich wollte. Und jetzt will ich, daß du verfluchter Schalk wieder dorthin gehst, woher du gekommen bist.«

Das ließ sich Eulenspiegel nicht zweimal sagen. Er sprang in eine andere Scheibe und verließ durchs Fenster das Haus. Der Barbier rannte fort und alarmierte die Polizei, aber sie konnten den verflixten Rüpel nicht fangen. Eulenspiegel hatte nämlich ein Schiff bestiegen und befand sich schon auf flotter Fahrt.

74. Historie Wie Eulenspiegel sich vor einem Rotzfaden ekelte



Auf seiner Wanderung erfuhr Eulenspiegel, daß in ziemlicher Nähe Hof gehalten werden sollte. Ihm war klar, daß man ohne ihn nur halb so gut prassen und schlemmen konnte. Doch als er sein Pferd bestiegen hatte, hinkte es. Deshalb mußte er auf Schusters Rappen reiten. Es war ein heißer Sommertag, und bald geriet er ins Schwitzen. Auch erschien ihm der Weg jetzt dreimal so lang, und ihn plagten Hunger und Durst. Just zur Mittagszeit erreichte er ein kleines Dorf. Doch in diesem Flecken gab es leider kein Wirtshaus. Darum ging er in einen Bauernhof, um nach Nahrung zu fragen. In der Küche fand er die Bäuerin, die gerade butterte. Während sie mit beiden Händen die Molke herausknetete, baumelte ihr ein langer Rotzfaden aus der Nase. Eulenspiegel grüßte, und die Frau dankte. Dabei nannte sie ihn beim Namen, denn in dieser Gegend kannte ihn jeder.

Der Bäuerin war es peinlich, daß sie sich nicht schneuzen konnte. Sie mußte erst die Arbeit beenden. Deshalb sagte sie: »Lieber Eulenspiegel, setz dich ein Weilchen nebenan. Ich will dich dann fein mit frischer Butter und mit Brot bewirten.«

Eulenspiegel aber verließ das Haus aus Angst, der Rotz könnte eingebuttert werden.

»Nein«, sprach er laut und schüttelte sich, »diese Butter magst du nicht. Ein bißchen Teig dazu, und man könnte sich die Eier sparen. So sämig wäre er vom Rotz.«

75. Historie WIE EULENSPIEGEL EINE SCHÜSSEL GRIESS ERGATTERTE



Kaum einer kennt noch die vielen Dörfer und Flecken, die Eulenspiegel auf seiner Wanderung heimsuchte. Hungrig betrat er einmal ein Bauernhaus, in dem die Hausfrau gerade Grießbrei kochte. Lange schon hatte er keinen mehr gegessen, und ihn gelüstete nach der ganzen Schüssel.

Die Bäuerin kannte Eulenspiegel, und als er um etwas Brei bat, sagte sie: »Gern gebe ich ihn Euch, lieber Eulenspiegel. Ich verzichte auch, wenn Ihr ihn allein essen wollt.«

Da freute sich Eulenspiegel, und die Frau füllte den Brei aus dem Topf in eine Schüssel und stellte sie auf den Tisch. Weil Eulenspiegel großen Hunger hatte, langte er sofort zu. Nachdem die Frau den Topf zum Aufwasch gebracht hatte, setzte sie sich mit an den Tisch, wie sie es bei ihrem Mann gewohnt war. Eulenspiegel bekam deswegen aber einen Schreck, denn er wollte den Brei allein vertilgen. Schon wollte die Bäuerin mit ihrem Löffel in die Schüssel gehen, als er eine Aule in die Schüssel hustete. Abgestoßen vor Ekel erhob sich die Frau vom Tisch.

»Schäme dich, Eulenspiegel, wie kannst du dich nur so abscheulich benehmen! Jetzt friß den Brei allein.«

Eulenspiegel zog die dampfende Schüssel an sich heran. Dabei erklärte er: »Liebe Frau, das war Notwehr. Erst versprachst du mir den Brei für mich allein. Dann aber wärest du mitessen. Drei Happen, und die Schüssel wäre leer gewesen. Laß es deshalb dabei bewenden, daß du gern für mich verzichten wolltest.«

Ohne sich weiter um die enttäuschte Hausfrau zu kümmern, aß er den Brei auf.

78. Historie WIE EULENSPIEGEL EIN GELAGE AUFLÖSTE



Irgendwann erreichte Eulenspiegel Nürnberg. Er nahm in einer Herberge Quartier und ruhte sich gründlich von allen Strapazen aus. Schon vierzehn Tage währte sein Aufenthalt, ohne daß er zu einer Klage Anlaß gegeben hätte. Vielleicht wären in diesem Sinne noch viele Tage hinzugekommen, hätte man ihn vorurteilsfrei behandelt.

In seiner Herberge wohnte nämlich ein reicher Mann. Der liebte es, fromm in die Kirche zu gehen, und er haßte Gaukler, Spielleute und ähnliches Gesindel, wie er stets zu sagen pflegte. Einmal im Jahr lud er seine Nachbarn zu Wein und guter Kost. Hatten sie gerade Besuch, mußten sie ihn mitbringen. Diese schöne Sitte übernahmen nach und nach alle seine Nachbarn. So kam es, daß einer von ihnen zum St.-Martins-Tag einlud.

Diese Einladung brachte Eulenspiegels Wirt in die Klemme. Einerseits sollte er alle seine Gäste mitbringen, andererseits lehnten die Reichen den Umgang mit Eulenspiegel ab. Weder hatte der Nachbar ihn aufgenommen, noch wäre der reiche Herbergsgast mitgekommen. So blieb dem Wirt nichts anderes übrig, als ein offenes Wort mit Eulenspiegel zu reden. Der war über die Ausladung sehr betroffen und dachte: Bin ich ein Gaukler, dann bin ich auch für eine Gaukelei zuständig. Mögen sie lernen, was daraus passiert, wenn man mich schneidet.

Am St.-Martins-Tag begaben sich der Wirt, sein reicher Gast und die anderen eingeladenen Nachbarn zu ihrem Gastgeber. Das Gemach, in dem sie sich trafen, befand sich Wand an Wand mit Eulenspiegels Zimmer. Darum kam Eulenspiegel auf die Idee, ein kleines Loch durch die Mauer zu bohren. Auch hatte er sich für sein Vorhaben einen Blasebalg besorgt. Jedenfalls betrachtete er erst einmal mit

tropfendem Zahn die köstlich gedeckte Tafel. Fast glaubte er sogar, den Duft des Tafelweines zu schnuppern. Dann sah er, wie die Gäste kamen. Einer nach dem anderen trat in das festlich hergerichtete Gemach, und bald konnte er durch sein Guckloch vor lauter Menschen nichts mehr sehen Daraufhin machte Eulenspiegel einen Haufen und pustete den Dreck mit dem Blasebalg durchs Loch.

Nebenan begann der erste Gast, peinlich berührt zu schnüffeln, bald der zweite und darauf der dritte. Schließlich ließ sich der abscheuliche Gestank von niemandem mehr übersehen. Verzweifelt suchte man die Ursache für den üblen Geruch, aber es fand sich kein Spur Nur der Gestank nahm atemberaubend zu. Endlich hielt es keiner mehr aus, und alle verzichteten auf Speis und Trank.

Wenig später ging Eulenspiegel hinunter zu seinem Wirt, der sich gerade vor Übelkeit erbrach. Unter anhaltendem Würgen berichtete er von dem miefigen Gelage. Da freute sich Eulenspiegel, und er sagte: »Schade, daß die beiden Reichen mir die Kost nicht gönnten. Nun mußten alle mit meiner vorliebnehmen. Wäre ich dabei gewesen, es hätte nicht gestunken, worauf Ihr einen lassen könnt.« Sprach's, bat um seine Rechnung, beglich sie auf der Stelle und verließ noch am gleichen Abend Nürnberg.

Der Wirt hingegen war ins Grübeln geraten. Er inspizierte Eulenspiegels Zimmer, fand den Blasebalg und entdeckte das braun verschmierte, stinkende Mauerloch. Sofort ging er zu dem Nachbarn, um ihn aufzuklären. Verdrießlich hörte der zu. Dann meinte er: »Es ist schon gut, daß ich Narren meide. Gebessert wurde von ihnen bisher noch keiner. Welch Glück für mich, daß dieser hier bei Euch und nicht bei mir wohnte. Ich versichere Euch, es wäre mir noch viel schlimmer ergangen als jetzt.« Hierzu hatte der Wirt eine andere Meinung. »Vor einem Schalk möge man zwei Lichter setzen. Das habe ich getan, denn ich muß beherbergen, wer kommt und zahlt. Deshalb sage ich noch einmal: Einen Schalk muß man behandeln wie seinen besten Gast. Ich jedenfalls hatte keinen Ärger mit ihm.«

So vertraten beide ihren unterschiedlichen Standpunkt und waren es zufrieden. Eulenspiegel allerdings ließ sich nie mehr blicken.

77. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEN ANGEBER ERSCHRECKTE



In Eisleben wohnte ein Wirt, der ein großer Angeber war. Spöttisch sprang er mit seinen Gästen um, während er sich selber in den Himmel lobte. Es herrschte strenger Frost, als Eulenspiegel zu ihm kam und um Unterkunft bat. Bis in den späten Abend saß man in der warmen Gaststube und plauderte über Gott und die Welt. Plötzlich pochte es laut an die Tür. Drei sächsische Kaufleute standen im tiefen Schnee und begehrten Einlaß. Sie waren völlig durchgefroren und sagten, daß sie auf der Durchreise nach Nürnberg wären.

Der Wirt nahm sie mit vorlautem Mundwerk in Empfang. Woher, zum Teufel, sie bei nachtschlafender Zeit noch kämen, fragte er. Von Glück könnten sie reden, daß er noch nicht geschlafen habe.

Nachdem er sie ausgiebig eingedeckt hatte, sagte der eine Kaufmann:

»Herr Wirt, Ihr solltet mit uns nicht so scharf ins Gericht gehen. Wenn wir Euch den wahren Grund für unsere Verspätung sagen, werdet Ihr uns gut verstehen. Als wir nämlich durch das Moor mußten, fiel uns ein schrecklicher Wolf an. Immerzu sprang er um uns herum, und wir konnten nicht vor und zurück. Unsere Pferde scheuten, und nur mit allergrößter Mühe gelang es uns, seine Angriffe abzuwehren. Noch jetzt zittern uns die Knie, wenn wir an seine gefletschten Zähne denken.«

Nach dieser Erklärung lächelte der Wirt spöttisch. Es wäre eine Schande für sie, meinte er, daß drei ausgewachsene Kerle hoch zu Roß sich von einem kleinen Wolf auf-

halten ließen. Hätte er im Moor gesteckt und wäre von zwei Wölfen angefallen worden, dann hätten sie sehen können, was ein richtiger Mann ist. Ja, er hätte die Wölfe schon das Fürchten gelehrt und ihnen das Fell über die Ohren gezogen. In diesem Stil pranzte er herum, während die Kaufleute schwiegen.

Zur Nacht kam Eulenspiegel mit ihnen in eine Schlafkammer. Im Bett unterhielten sich die drei über den angeberischen Wirt. Sie überlegten hin und her, wie sie ihm den Spott vergelten könnten. Das munterte Eulenspiegel sofort wieder auf, und er bot seine Hilfe an.

»Liebe Freunde«, sagte er, »auch ich habe gemerkt, daß der Wirt ein unangenehmer Aufschneider ist. Wenn Ihr wollt, werde ich ihm das Schandmaul mit einem kleinen Späßchen stopfen.«

Davon waren die Kaufleute sehr angetan, und sie versprachen Eulenspiegel einen reichlichen Lohn. Sie verabredeten sich, daß sie sich nach der Erledigung ihrer Geschäfte alle vier wieder in derselben Herberge treffen wollten. Bis dahin hätte Eulenspiegel dann alles für die Vergeltung vorbereitet. Der Wirt sollte einen ordentlichen Denkzettel erhalten.

Am frühen Morgen standen sie auf und gingen hinunter. Die Kaufleute beglichen ihre und Eulenspiegels Rechnung, wobei der Wirt sie weiter hänselte.

»Paßt ja auf, Ihr wackeren Helden, daß auf der Wiese kein Wölflein kommt und Euch allesamt verschlingt.«

Artig bedankten sich die Kaufleute für diesen fürsorglichen Rat. »Sollten uns tatsächlich die Wölfe fressen«, sprachen sie, »dann werdet Ihr uns leider nicht mehr wiedersehen. Sollten sie Euch jedoch erwischen, wird es uns mit Euch so ergehn.«

Damit ritten sie und Eulenspiegel in unterschiedlichen Richtungen davon.

Eulenspiegel hatte bereits eine genaue Vorstellung davon, wie er es dem Angeber besorgen wollte. Er ging in den Wald und legte eine Wolfsfalle an. Als er am Abend nach-

schaute, hatte er tatsächlich ein Tier gefangen. Er tötete es und ließ den Kadaver in der Nacht steinhart gefrieren. Auf diese Weise hielt er ihn frisch bis zum verabredeten Wiedersehen mit den Kaufleuten. Am vereinbarten Tag ritt Eulenspiegel nach Eisleben zurück. Mit sich führte er in einem Sack den toten Wolf. Als er die Herberge betrat, saßen die drei Kaufleute schon da. Gerade nahm sie der Wirt mit seinem Gespött wieder auf den Arm. Doch diesmal blieben die drei nicht still. Scheinheilig fragten sie den Wirt, wie er es denn mit den Wölfen hielte, griffen sie ihn an.

»Ihr sagtet doch, Herr Wirt, Ihr würdet mit zweien fertig werden. Erschlagt Ihr dann erst den einen und dann den anderen, oder wie macht Ihr das?«

Jetzt fühlte sich der Wirt ganz in seinem Element. In lebhaften Farben malte er aus, wie er den einen Wolf packen und mit ihm den anderen zerschmettern würde, so daß beide gleichzeitig verendeten. Die Beschreibung dieses blutrünstigen Schlachtgetümmels dauerte das ganze Nachtessen lang. Danach ging man zu Bett. In ihrer Kammer unterbreitete Eulenspiegel jetzt seinen Plan und verteilte die Rollen dabei an die Kaufleute. Nachdem dies geschehen war, schlich er zum Haus hinaus und holte den steifgefrorenen Wolf. Den trug er zum Küchenherd, stellte ihn auf die Füße und stützte ihn sicherheitshalber noch mit Stöcken ab. In das aufgerissene Maul stopfte er zwei Kinderschuhe. Auf leisen Sohlen machte er sich wieder die Treppe hoch zu den Schlafkumpanen.

Oben angekommen, rief Eulenspiegel gellend durch die nachtstille Herberge: »Herr Wirt!« und noch einmal und noch kräftiger: »Herr Wirt!«

Der Wirt, der gerade am Einschlafen war, schreckte hoch.

»Zum Teufel, was macht ihr für einen Lärm? Hat euch vielleicht der Wolf am Schlafittchen?«

»Ach, lieber Herr Wirt, uns war die Nachtspeise ein wenig versalzen. Schickt uns die Magd mit einer Kanne Bier, wir können vor Durst nicht einschlafen.«

»Ja, das ist Sachsenart!« schimpfte der Wirt. »Die saufen Tag und Nacht.«

Dröhnend befahl er der Magd, einen Krug mit Bier in die Gästekammer zu schaffen. Die Magd war von dem Radau munter geworden. Träge schlurfte sie in die Küche, nahm eine Kerze und wollte sie an der Herdglut anzünden. Dabei blickte sie dem Wolf direkt ins Maul, in dem zwei Kinderschuhe steckten. Der Schreck nahm ihr die Luft. Sie ließ die Kerze fallen, rannte hinaus auf den Hof und verschanzte sich im Hühnerstall.

»Herr Wirt! Herr Wirt!« riefen jetzt Eulenspiegel und die drei Kaufleute im Chor. »Habt Ihr unser Bier vergessen?«

Der Wirt fluchte auf die faule Magd. Er schrie nach dem Knecht und trug ihm auf, den sächsischen Trunkenbolden das Bier zu bringen. Der Knecht räkelte sich mißmutig, fluchte ebenfalls auf die faule Magd und stampfte mit lautem Gähnen in die Küche. Plötzlich erblickte er den Wolf, in dessen Augen das rote Herdfeuer glomm. Wie vom Schlag gerührt, blieb er stehen. Dann stolperte er in den Keller, wohl meinend, der Wolf habe die Magd gefressen.

Inzwischen ungeduldig, riefen die Schlafgäste durcheinander: »Herr Wirt! Herr Wirt! Wo bleibt das Bier?«

»Der Teufel hat die Sachsen gemacht mit ihrem Saufen!« schnauzte der Wirt und wollte jetzt seine Frau in die Küche schicken. Die aber knurrte und schubste seine Hand weg. Von oben hörte das Geschrei nicht auf.

»Herr Wirt! Herr Wirt! Wo bleibt das Bier? Wo ist die Magd, wo ist der Knecht?«

»Ha, ihr Saufause aus dem Sachsenland, ich will euch schon die Kehlen ölen!« blakte der Wirt zornig und stand selber auf.

Flehend rief jetzt Eulenspiegel aus der Schlafkammer: »Wir würden uns den Krug ja selber holen, aber wir haben doch kein Licht.«

»Was seid ihr nur für Schluckspechte!« murmelte der Wirt mehrmals vor sich hin und ging in die Küche. Dabei

trat er auf eine Kerze, rutschte aus und schlug der Länge nach hin. Auf einmal erblickte er neben sich die funkelnden Wolfsaugen und die Kinderschuhe im aufgerissenen Maul. Da glaubte er, der Wolf hätte ihn umgeworfen, und mit gräßlichem Aufschrei sprang er wieder auf die Füße, schoß zur Küche hinaus und die Treppe hinauf zu den vier Schlafgästen.

»Der Wolf! Der Wolf!« stammelte er. Das blanke Entsetzen stand ihm im Gesicht, und er griff sich an sein stockendes Herz.

Die Männer hüpften von ihren Betten und umringten ihn.

»So beruhigt Euch doch«, sprach Eulenspiegel, »wir sind doch bei Euch.«

Dem Wirt kullerten die Tränen aus den Augen.

»Der Wolf hat meine Kinderchen gefressen, alle beide«, schluchzte er, »und die Magd und der Knecht sind auch



tot. Jetzt steht die Bestie vor dem Herd und lauert noch auf mich und meine Frau.«

»Laßt mich das nur machen«, sagte Eulenspiegel heiter und ging die Treppe hinunter. In der Küche zündete er mehrere Lichter an, rief die Hausbewohner herbei und sang: »Der Wolf ist tot! Der Wolf ist tot!«

Jetzt kamen die Kaufleute die Treppe herunter und rissen ihre Witze. Zähneklappernd steckte die Magd den Kopf durch die Tür. Aus dem Kellerloch kroch der Knecht. Verärgert über den Lärm, hielt die Hausfrau ihre

Kinder, die sich den Schlaf aus den Augen rieben. Während die Kaufleute den schlackernden Wirt hereinschoben, stieß Eulenspiegel den toten Wolf um.

»Manch einer heißt Wolf und ist ein Schaf,« sprach er, und scharf blickte er den jämmerlichen Wirt an »Ihr wolltet doch mit zwei Wölfen fertig werden, Herr Maulheld, und nun verzweifelt Ihr vor einem toten.«

Beschämt verkroch sich der Wirt in sein Bett, und mit unterschiedlichen Gedanken fanden alle ihren Schlaf.

Am nächsten Morgen bezahlten die drei Kaufleute ihre und Eulenspiegels Rechnung bei der Wirtin, denn ihr Mann war krank. Den Denkzettel für den Angeber aber honorierten sie mit einer prallen Geldkatze. Vom Wirt hat man inzwischen erfahren, daß er wieder wie eh und je sein hohes Roß reitet. Allerdings würde er stets vorher prüfen, ob sich nicht ein Schalk unter seinen Gästen befindet.

78. Historie WIE EULENSPIEGEL EINE TISCHTAFEL BESCHMUTZTE



In Köln geschah es, daß Eulenspiegel an einen schalkhaften Wirt geriet. Das war am dritten Tag, als er das erkannte. Wo der Wirt ein Schalk ist, geht es den Gästen schlecht, dachte er, und er beschloß, vorsichtig das Feld zu räumen. Trotzdem kriegte das der schlaue Wirt spitz. Zur Strafe wies er am Abend Eulenspiegel kein Bett an.

»Wie denn, Herr Wirt«, fragte der, »habe ich nicht bezahlt wie andere auch? Warum muß ich mich jetzt auf die harte Bank legen?«

Der Wirt furzte und sagte: »Da hast du dein Laken.« Danach ließ er noch einen streichen und sprach: »Das ist das Deckbett.« Da aller guten Dinge drei sind, knatterte er noch einen. »Jetzt hast du das ganze Bettzeug. Leg's morgen früh zu einem ordentlichen Haufen!«

Grimmig nahm Eulenspiegel mit der schmalen Bank vorlieb. Allerdings stand für ihn fest, daß er diese Schalkheit nicht unbeantwortet lassen würde. Er dachte an die schöne Tischtafel, die der Wirt besaß. Sie hatte oben und unten einen Flügel, den man aufklappen konnte, um sie zu verlängern. Auf diesen Tisch verrichtete er seine Morgentoilette. So dann patschte er mit den Flügeln den Haufen breit und weckte den Wirt in seiner Kammer.

»Guten Morgen, Herr Wirt. Ich danke Euch noch für das Nachtquartier.« Während er das sagte, knatterte er tüchtig Luft ab. »Das eben war für die Federn vom Bett. Das ganze Bett habe ich in einem ordentlichen Haufen hinterlassen.«

»Recht so, Herr Gast«, antwortete der schalkhafte Wirt. »Wenn ich aufgestanden bin, will ich mich nach ihm umsehen.«

Doch wie er dann auch herumspähte und umherlugte, er fand den Haufen nicht.

Zum Mittagstisch hatten sich viele Gäste angemeldet. Um sie gut zu bewirten, benötigte der Wirt den Tafeltisch mit den aufklappbaren Flügeln. Er ließ ihn herbeischleppen und aufstellen. Doch als der Knecht ihn aufklappte, bekam er einen üblen Dreck unter die Augen.

»Da hat er mir den Furz mit einem Scheiß bezahlt«, sagte der schalkhafte Wirt und schickte den Knecht, damit er Eulenspiegel zurückhole. Fortan vertrugen sich die beiden auf das beste, und für Eulenspiegel war stets ein weiches Bett vorhanden.



79. Historie WIE EULENSPIEGEL MIT DEM KLANG VON GELD BEZAHLTE



Ziemlich lange hielt sich Eulenspiegel in Köln auf. Einmal begab es sich, daß das Mittagessen viel zu spät gereicht wurde. Über diese Nachlässigkeit ärgerte sich Eulenspiegel, denn er hielt nichts vom Fasten. Obwohl der Wirt seinen Unmut merkte, setzte er noch eins drauf, indem er sagte: »Nimm, was du hast, willst du nicht warten auf das, was du kriegst.«

Eingeschnappt über die Bemerkung, verließ Eulenspiegel den Mittagstisch und aß eine trockene Semmel. Schließlich setzte er sich an den Herd und beträufelte den Braten, bis er gar war. Jetzt wurden der Tisch gedeckt und die Kost gereicht. Der Wirt setzte sich zu den Gästen, alle waren versammelt, nur Eulenspiegel blieb in der Küche vor dem Herd.

»Wie denn das«, rief der Wirt, »willst du nicht zu uns kommen?«

»Wozu?« antwortete Eulenspiegel, »ich bin schon satt vom Bratenduft.«

Nach dem Essen kassierte der Wirt das Geld. Während die einen gingen und die anderen blieben, verharrte Eulenspiegel immer noch am Feuer. Da kam der Wirt mit dem Zahlbrett und verlangte zwei Kölnische Weißpfennige für das Mahl. Erstaunt fragte Eulenspiegel: »Was seid Ihr denn für einer, Herr Wirt, daß Ihr kassieren wollt von jemandem, der nichts an Eurer Tafel aß?«

Der Wirt maß Eulenspiegel mit feindlichem Blick.

»Ob du nun am Herd oder an der Tafel über meinem Braten gesessen hast, das bleibt sich gleich, denn der Preis ist derselbe.«

Hierauf holte Eulenspiegel einen Pfennig hervor und warf ihn auf die Bank.

»Habt Ihr den Klang gehört, Herr Wirt?«

»Ich bin doch nicht schwerhörig!«

Hastig holte Eulenspiegel seinen Pfennig zurück und steckte ihn ein. Dabei erklärte er: »Genau so viel, wie Euch der Klang eines Pfennigs zur Bezahlung nützt, so viel hatte mein Bauch vom Bratenduft.«

Auf diesen Beweis wollte sich der Wirt jedoch nicht einlassen, und die beiden Männer gerieten in einen heftigen Streit. Um ihn abzukürzen, wollte Eulenspiegel schließlich das Gericht anrufen. Da wurde der Wirt still, denn das wollte er auf keinen Fall. Nach einiger Überlegung sagte er erhaben: »Überhaupt ist mir diese Streiterei mit dir über. Du kannst ohne Bezahlung gehen, denn der Klügere gibt nach.«

Gern überließ Eulenspiegel dem Wirt die Klugheit, da das Geld bei ihm blieb. Nach diesem Ärger kehrte er dem Rhein den Rücken und begab sich in Richtung Sachsen.

80. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEM WIRT DIE UNSAUBERKEIT HEIMZAHLTE



Nahe der Stadt Rostock lag ein armseliges Nest, in dem Eulenspiegel für eine Nacht unterkommen wollte. Er ging in ein Bauernhaus, fand aber den Wirt nicht gleich. Auf den ersten Blick erkannte er die große Armut, die hier herrschte, auf den zweiten die lebhafte Kinderschar, die ihm die Ruhe nehmen würde. Er führte sein Pferd in den Stall, ging in die Küche und betrachtete gedankenverloren den kalten Herd. Nach einer Weile kam der Wirt, und Eulenspiegel fragte: »Ihr habt sicherlich bösartige Nachbarn?«

»Ja, Herr, sie stehlen mir alles, was ich besitze.«

Eulenspiegel lachte in sich hinein. Diesem Wirt erging es ebenso wie seinem Gast. Wohl hatte er jetzt Lust zu bleiben, doch die Kinder begannen ihn immer mehr zu stören.

Eines nach dem anderen ging vor die Haustür und verrichtete dort sein Geschäft.

»Weshalb machen Eure Kinder solch einen Dreck? Besitzt Ihr denn kein Klosett, auf das sie gehen können?«

Diese Schelte wies der Wirt zurück.

»Mir mißfällt daran nichts. Ich reise morgen ab.«

Zu dieser Bemerkung schwieg Eulenspiegel. Doch als er kurz danach selber Bauchkneifen verspürte, machte er sich keine großen Umstände, sondern einen Haufen vor dem Herd. In diesem Augenblick erschien der Wirt.

»Das dich das Fieber schüttle!« regte er sich auf. »Kannst du nicht in den Hof gehen?«

»Aber, aber, Herr Wirt, was scheltet Ihr? Mir mißfällt daran nichts, denn ich reise noch vor morgen ab.«

Eulenspiegel ging zu seinem Pferd, sattelte es und ritt zum Hoftor hinaus.

Am Tor aber stand der Wirt und schrie: »Halt, steig ab! Erst nimm deinen Dreck vom Herd, bevor du reitest.«

Eulenspiegel hielt an und drehte sich zum Wirt.

»Der letzte kehrt das Haus! Ich bin es nicht, also schafft meinen Dreck mit Eurem weg.«

81. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEM HUND DAS FELL ABZOG



Die nächste Herberge, die Eulenspiegel erreichte, wurde von einer Wirtin geführt, die Witwe war. Ihr einziger Trost im harten Leben war ein zottiges Hündchen. Sehr liebte sie das Tier, und oft durfte es auf ihrem Schoß liegen.

Bei dieser Wirtin übernachtete Eulenspiegel. Er saß an ihrem Herd, aß seine Kost und trank dazu ein Bier. Nun war das Schoßhündchen aber daran gewöhnt, stets in einem Schüsselchen Bier abzubekommen, wenn Frauchen welches trank. Deshalb lief es jetzt zu Eulenspiegel und bettelte um seinen Anteil. Weil der aber nicht wußte, worum es ging, gab er nichts ab. Schließlich sprang ihm das Hündchen bei jedem Schluck an den Hals, um sich das Bier einzufordern.

Das sah die Wirtin, und sie sprach: »Ach, gebt doch dem Hündchen ein Schlückchen ins Schüsselchen.«

Eulenspiegel tat, wie ihm geheißen und noch mehr, denn ins Bier legte er noch einen Fleischbrocken aus seiner Schüssel. Im Nu schlang und schlürfte der Hund alles hinunter. Dann streckte er sich, so lang wie er war, vor dem Herd aus. Beiläufig fragte Eulenspiegel die Wirtin, ob sie einem Gast Geld borgen würde, der Essen und Trinken nicht bezahlen kann.

»Aber nein«, antwortete die Wirtin, die glaubte, Eulenspiegel spiele auf sich an, »einem Gast wird nichts gestundet. Besitzt er kein Geld, muß er ein Pfand hinterlassen.«

»Ganz meiner Meinung«, sagte Eulenspiegel. »Ihr trachtet danach, was Euch zusteht, und ich danach, was ich zu bekommen habe.«

Diese Rede war der Wirtin zu hoch, und sie verließ den Raum. Eulenspiegel jedoch griff sich das Schoßhündchen, trug es in den Stall und zog ihm das Fell ab. Das steckte er unter den Rock und kehrte ins Haus zurück. Darauf suchte er die Wirtin auf und bat um die Rechnung. Diese bezahlte er zur Hälfte, worüber sich die Witwe erregte. Sie fragte, ob er alles nur halb gegessen und getrunken habe.

Hierauf erklärte Eulenspiegel:

»Tatsächlich habe ich nur halb gegessen und getrunken. Die andere Hälfte erhielt mein Gast. Weil er aber nicht bezahlen konnte, hinterließ er mir ein Pfand. Das will ich Euch geben.«

Die Witwe blickte ihn mit großen Kuhaugen an.

»Seinen allerbesten Rock verpfändete mein Gast bei mir. Hier habt Ihr ihn!« und Eulenspiegel überreichte der Wirtin das Hundefell. Die kreischte voller Entsetzen auf.

»Ein Mörder, ein Mörder bist du!«

Langsam und deutlich wiederholte er für die fassungslose Frau den Hergang. Auf ihr Geheiß habe er sein Mahl

mit ihrem Hund geteilt. Damit war ihr Hund sein Gast. Weil der aber nicht bezahlen konnte, habe Eulenspiegel die Wirtin gefragt, ob sie einem Gast borgen würde. Das habe sie abgelehnt, und er selber wollte auch nicht seinem Gast borgen. Also mußte der als Pfand sein Fell hinterlassen. Dies wäre der Grund, sagte Eulenspiegel, warum er jetzt die eine Hälfte der Rechnung in bar und die andere mit dem Pfand bezahlt hätte.

Über diesen bösartigen Unfug wurde die Wirtin zur Hyäne, und resolut setzte sie Eulenspiegel vor die Tür. Der ging auch lachend, sprach aber noch:

»Frau Wirtin, bewahrt das Pfand gut auf. Sollte es nämlich mein Gast eines Tages bei mir einlösen wollen, dann werde ich ihn an Euch verweisen.«

82.Historie Wie Eulenspiegel auf dem Rad lag



Um Schalksnarren, Gaukler und andere Tagediebe zu bestrafen, wurden sie auf ein Rad geschnallt und so lange von schnellen Pferden über Stock und Stein gerüttelt und gerattert, bis sie gerädert waren. Als Eulenspiegel nach Staßfurt kam, erfuhr er von Nachbarsleuten, daß im Hause seiner ehemaligen Wirtin ein Rad lag. Damit sie ihn wegen des getöteten Schoßhündchens nicht wiedererkenne, verkleidete er sich, bevor er zu ihr ging. Unbemerkt schlich er sich in ihre Wohnung und legte sich auf das Rad. Als die Wirtin etwas in seiner Nähe suchte, entbot er ihr freundlich einen schönen guten Tag. Erschrocken blieb die Frau stehen und blickte sich um. Da winkte ihr Eulenspiegel zu, und sie fragte: »Wie bist du in mein Haus gekommen?«

Eulenspiegel schwindelte ihr die Hucke voll. Leer wäre das Haus gewesen und er abgezehrt und müde von der Wanderschaft. Da habe er das bescheidenste Plätzchen

sich gewählt für ein kleines Nickerchen. Obgleich sie diese Erklärung nicht sonderlich überzeugte, beruhigte sich die Frau doch sichtbar. Bald gab ein Wort das andere, bis Eulenspiegel plötzlich fragte: »Sagt, Frau Wirtin, hörtet Ihr schon einmal etwas von Eulenspiegel?«

»Ach, laßt nur das Fragen sein! Von dem hört man nichts Gescheites.«

»Was tat er Euch denn an, daß Ihr ihn so verachtet? Ich weiß, ich weiß, wo der hinkommt, scheidet er ohne Schalkheit nicht.«

»O ja, davon kann ich ein Liedchen singen! Mir hat er meinen Hund geschlachtet, der mir das treueste Wesen auf der ganzen Erde war. Mit seinem Fell bezahlte er mir auch noch Speis und Trank. Ein Ungeheuer ist er, ein richtiges Ungeheuer.«

»Da habt Ihr recht, Frau Wirtin. Was er Euch antat, das war hundsgemein.«

»Aber eines Tages wird er für alle seine Untaten die gerechte Strafe bekommen. Dafür bete ich Tag und Nacht. Und wird es ihm nicht auf Erden heimgezahlt, dann eben in der Hölle.«

Die Wirtin tat einen tiefen Seufzer, und Eulenspiegel antwortete ebenso: »Ach, liebe Frau Wirtin, dem Eulenspiegel ist die Vergeltung schon geschehen. Ich sehe ihn deutlich vor mir, wie er auf dem Rad liegt.«

»Das habt Ihr wirklich gesehen?«

»Ich schwöre es, Frau Wirtin.«

»Dann lobe ich Gott in der Höhe. Jetzt wird's mir leicht ums Herz. Ein Jammer nur, daß ich nicht dabeisein konnte.«

Während die Frau die Hände faltete, sprang Eulenspiegel vom Rad: »Wie schön für Euch, Frau Wirtin, daß Ihr es miterleben durftet! Ich bin Eulenspiegel und wünsche Euch weiterhin einen guten Tag.«

83. Historie WIE EULENSPIEGEL SEINE WIRTIN IN DIE ASCHE SETZTE



Üble Nachrede bringt üblen Lohn. Viel hielt Eulenspiegel von diesem Wort. Im gesamten Reich übertraf einer den anderen an Bosheit, aber alle waren sich darin einig, daß ihm die Krone gebührte. Dieser Leumund verdroß Eulenspiegel. Überall, wo er üble Nachrede uber sich auskundschaftete, sorgte er für den passenden Lohn.

Er befand sich auf dem Weg nach Rom zum Heiligen Vater, als er in einer Herberge abstieg, deren Wirt verreist war. Folglich kam er mit der Wirtin in einen längeren Schwatz über dies und das. Nebenbei fragte er, ob sie Eulenspiegel kenne.

»Nein, den kenne ich Gott sei Dank nicht«, erwiderte die Frau. »Möge mich mein Glücksengel auch weiterhin vor seiner Schalkheit bewahren!«

»Das verstehe ich nicht«, liebe Frau Wirtin. »Ihr kennt Eulenspiegel nicht und nennt ihn dennoch einen Schalk.«

»Wozu sollte ich ihn kennenlernen? Mir reicht die Meinung der Nachbarinnen völlig, und die nennen ihn einen bösen Buben.«

»Aber er hat Euch doch nichts getan, denke ich. Auf das Hörensagen würde ich nichts geben. Jedoch beim Weibertratsch geht es wohl anders zu.«

Über diese Bemerkung ärgerte sich die Wirtin, und sie erwiderte grantig: »Man muß nicht alles am eigenen Leib erfahren haben, worüber man sein Urteil fällt. Bei mir gehen nur solche Leute ein und aus, denen man blindlings glauben kann.«

Eulenspiegel brach an dieser Stelle das Gespräch ab und setzte es auch den ganzen Tag über nicht weiter fort. Am nächsten Morgen ging er zum Herd, prüfte, ob noch Glut in der Asche war, und trat in die Schlafkammer der Wirtin.

Die war so perplex, daß sie noch nicht einmal schrie, als er sie aus dem Bett hob und in die Küche trug. Selbst hier wehrte sie sich nicht, und seelenruhig stukte er sie mit dem Hintern in die glutheiße Asche. Jetzt schrie die Frau, als steckte sie am Spieß, und der Schmerz verlieh ihr Berserkerkräfte. So schnell sie auf dem Herd war, so schnell war sie wieder herunter. Mit beiden Händen hielt sie sich den versengten Po, während Eulenspiegel sagte: »Seht Ihr, Frau Wirtin, jetzt braucht Ihr nicht mehr nach dem Hörensagen zu reden. Seit heute morgen wißt Ihr aus eigener Erfahrung, daß Eulenspiegel ein Schalk ist.«

Und er verließ die Herberge, während das geschundene Weib vor Schmerzen wimmerte.

»Auf diese Weise muß man seine Romfahrt ausgestalten«, rief er seinem Gaul ins Ohr. »Wissen kommt vor Glauben.«

84. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEM PFARRER DEN GUTEN RUF VERDARB



Öfter war Eulenspiegel in Frankfurt am Main, aber nach Frankfurt an der Oder kam er auch. Er befand sich in Begleitung eines Pfarrers, als es Abend wurde und Zeit, nach einer Unterkunft Ausschau zu halten. Die fanden sie bei einem frommen Wirt. Sofort holte er für die Gäste Fleisch und Wildbret aus dem Keller. Mit Zungenschnalzen betrachtete Eulenspiegel die Vorbereitungen zum Abendbrot. Es dauerte auch nicht mehr lange, und die Wirtin bat zu Tisch. An den Kopf der Tafel plazierte sie den Pfarrer, ans untere Ende schickte sie Eulenspiegel. Dem war es egal, Hauptsache, es gab etwas zum Einhauen.

Jetzt füllte die Wirtin dem Pfarrer die Schüssel und sprach: »Herr Pfarrer, das geht auf meine Kosten.«

Eulenspiegel glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Et-

was irritiert blickte er sich nach der zweiten Schüssel um, aber es gab keine. Während der Pfarrer genüßlich schmatzte und die Küchenkünste der Wirtin pries, begann Eulenspiegel die Wirtsleute zu fixieren. Die mieden seinen fordernden Blick, obgleich er den gleichen Preis wie der Pfarrer bezahlt hatte.

Eulenspiegel mußte sich den Riemen enger schnüren und warten, bis der Schwarzkittel alles aufgegessen hatte, denn sie sollten zusammen in einer Kammer schlafen. Das saubere Bettzeug zeigte, daß sie sich in einer gepflegten Herberge befanden. Während der Pfarrer noch vor dem Hellwerden aufstand, um seines Weges zu ziehen, blieb Eulenspiegel bis zum späten Vormittag liegen. Allerdings hatte er vorher noch im leeren Bett des Pfarrers seine Notdurft verrichtet.

Als die Wirtin lange genug mit dem Frühstück gewartet hatte, bekam sie es mit der Angst zu tun. Sie fragte die Magd und den Knecht, aber keiner hatte bisher von Eulenspiegel auch nur einen Mucks gehört. Jetzt glaubte sie, daß er erkrankt sei, und sie bereute ein bißchen ihre Hartherzigkeit beim Abendbrot. Darum ging sie auch selber hoch in die Schlafkammer, um nachzusschauen. Noch in der offenen Tür stehend, fragte sie Eulenspiegel, ob ihm etwas fehle.

»Schönen Dank der Nachfrage«, antwortete er, »mir geht es gut.«

Jetzt wollte die Wirtin das leere Bett abziehen, doch wie verdüsterte sich ihre Miene, als sie den stinkenden Haufen sah!

»Gott steh mir bei, was liegt denn hier?«

»Ja, liebe Frau Wirtin, Euch verwundert das, mich aber nicht. Wenn ich bedenke, wie Ihr gestern abend den Pfarrer genudelt habt, dann hätte es eigentlich noch viel mehr Mist sein können.«

Dieser Dank des Pfarrers ging der Wirtin mächtig an die Nieren. »Wehe ihm«, drohte sie, »wenn der sich noch mal blicken läßt!«

Den bescheidenen Eulenspiegel jedoch, den wollte sie gern noch länger beherbergen. Mit sanfter Stimme lud sie ihn zum verspäteten Frühstück.

85. Historie Wie Eulenspiegel einen Bratapfel zubereitete



Nicht immer spekulierte Eulenspiegel bei seinen Wirtsleuten auf Gebratenes und Gesottenes. In Antwerpen beispielsweise litt er sehr unter Bauchweh. Aus diesem Grunde stand ihm überhaupt kein Fleisch an. Als die holländischen Gäste mitbekamen, daß er sich weiche Eier kochen wollte, gab es ein lautes Hallo.

»Wie denn, Bäuerlein, magst du die gute Herbergskost nicht?« hänselten sie ihn. »Zeig doch mal her deine Eier!«

Ehe es sich Eulenspiegel versah, hatte der eine Holländer ihm die beiden Eier weggenommen, aufgeschlagen und ausgetrunken. Die Schalen gab er zurück und sprach: »Hier hast du sie zurück, leck dir die Dotter raus!«

Über diesen Spaß amüsierte sich die Tafelrunde köstlich, und Eulenspiegel lachte ebenfalls mit. Trotzdem führte er nichts Gutes im Schilde.

Für den Abend kaufte er sich einen schönen rotbackigen Apfel. Er höhlte das Gehäuse aus und stopfte tote Schmeißfliegen hinein. Dann briet er den Apfel am Küchenfeuer. Als die Holländer zum Abendbrot kamen, ging auch er zur Tafel und legte den leckeren Bratapfel an seinen Platz. Dann tat er, als müsse er noch etwas erledigen und verließ den Tisch. Diesen Moment nutzte der Spaßvogel, langte den Apfel und schlang ihn, so rasch er konnte, hinunter. Doch kaum hatte er den letzten Bissen geschluckt, wurde er käsebleich. Schon begann er zu würgen, und er mußte sich kräftig erbrechen. Und er würgte und würgte, bis bittere Galle kam, und ihm wurde übler und übler. Fest

glaubte der Wirt, daß der Apfel vergiftet war, und forschend sah er Eulenspiegel an. Der aber hatte eine andere Erklärung.

»Das ist keine Vergiftung, sondern die Reinigung eines gefräßigen Magens. Hätte er mir nur gesagt, daß er meinen Apfel essen will! So wahr ich Eulenspiegel heiße, ich hätte ihn gewarnt.
Wohl kamen heute mittag in meine Eier keine toten Schmeißfliegen, aber in dem Bratapfel waren sehr, sehr viele drin.«

Als der Holländer das hörte, bebte er am ganzen Körper, und in seinem allergrößten Elend ächzte er: »Tu hinfort, was du willst, du Schuft, und hättest du gebratene Tauben, von dir nehme ich nichts mehr.«

Noch Wochen später übergab er sich, wenn er an Eulenspiegels Bratapfel dachte.

86. Historie WIE EULENSPIEGEL MIT EINEM BISCHOF WETTETE



Der Bischof von Bremen konnte Eulenspiegel gut leiden, und er freute sich über jeden neuen Schabernack. Das Schöne läßt man nicht fromm werden, sagte er sich stets, und er tat alles, um den Schalk bei Laune zu halten. So zum Beispiel ließ er dessen Pferd auf eigene Kosten versorgen.

Trotz dieses Vorzugs und der Wertschätzung, die er genoß, bekam Eulenspiegel mittlerweile seine Bübereien satt. Wütend spuckte der Bischof aus, als er hörte, der Schalk wolle in die Kirche. Doch Eulenspiegel scherte sich darum nicht, nahm am Gottesdienst teil und reizte damit seinen Gönner zur Weißglut.

Selbstverständlich spielte Eulenspiegel die Frömmigkeit dem Bischof nur vor. Hinter seinem Rücken nämlich verabredete er sich auf dem Markt mit der Frau des Töpfers.

Wenn er mit dem Bischof an ihren Stand käme und die gefalteten Hände zum Gebet erhöbe, sollte sie ihr gesamtes Geschirr zerschlagen. Dafür zahlte er ihr einen sehr guten Preis.

Eulenspiegel ging danach zum Bischof und tat, als käme er direkt aus der Kirche. Erneut ärgerte sich der Kirchenfürst über den Sinneswandel seines Spaßmachers, denn beten konnte er mit jedermann. Wieder begann er, Eulen-



spiegel aufzuziehen und mit spitzer Zunge zu verspotten. Ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, erduldete der Schalk diese häßlichen Tiraden.

Als der Bischof einsah, daß seine Bemühungen verlorene Liebesmüh waren, sagte Eulenspiegel: »Gnädiger Herr, wohl sähet Ihr mich lieber auf dem Markt als in der Kirche. Deshalb laßt uns nunmehr dorthin gehen. Ich werde Euch zeigen, was ich mit einem stillen Gebet vermag, denn der rechte Glaube versetzt Bäume. Oder er zerbricht irdene Schüsseln, Töpfe, Teller und Tassen. Also laßt uns zum Markt gehen, damit ich Euch meinen starken Glauben beweisen kann.«

Über diese Abwechslung freute sich der Bischof. Um noch mehr Pfeffer hineinzubringen, schlug er eine Wette vor.

»Mir soll das recht sein«, antwortete Eulenspiegel. »Ich wette also mit Euch um dreißig Gulden, daß ich die Töpfersfrau mit einem stillen Gebet dazu bringe, ihre Töpferware vor unseren Augen kurz und klein zu schlagen.«

»Topp!« rief der Bischof, »diese Wette gilt. Laß uns sogleich zum Markt eilen, denn mich gelüstet es schon viel zu lange nach einem richtigen Spaß.«

Der Bischof ließ alles stehen und liegen, und die beiden zogen los. Vor dem Rathaus stand die Töpfersfrau und bot ihr Geschirr feil. Auf einer langen Bank hatte sie ihre Schüsseln, Töpfe, Teller und Tassen fein säuberlich aufgebaut. Eulenspiegel und der Bischof stellten sich vor ihrem Stand auf. Die gute Frau nahm von ihnen kaum Notiz. Da hampelte Eulenspiegel vor ihr herum und bedeutete sie, ihr Geschirr zu zerschlagen. Darüber lachte die Frau nur kurz auf und zeigte ihm einen Vogel. Der Bischof rieb sich die Hände.

»Allein durchs Beten dreht sich kein Rad«, sprach er. »Es tut mir leid um dich armen Tropf, aber die dreißig Gulden gehören mir.«

»Das will ich nicht glauben«, antwortete Eulenspiegel, »es ist noch nicht aller Tage Abend.« Leise und eindringlich aber sprach er zu der Händlerin: »Liebe Frau, bitte seid so gut und zerschlagt Euer Geschirr, denn mein ganzes Seelenheil hängt davon ab.«

»Pah!« machte die Töpfersfrau, schwenkte ihm den Hintern etwas zu und sprach: »Du kannst mich mal!«

Der Bischof prustete und jauchzte vor Lust an diesem schönen Spiel.

»Habe ich dir nicht gleich gesagt, daß du mit deiner ganzen Beterei auf dem Holzweg bist? Jetzt hast du den Schaden und mußt mir die dreißig Gulden auszahlen.«

Eulenspiegel machte ein bekümmertes Gesicht und wischte eine Träne aus den Augen. Fast kehrte er der Frau den Rücken, als er die Hände faltete und zum stillen Gebet erhob. Dem Bischof blieb das Grinsen im Gesicht stehen, als plötzlich ein fürchterliches Scherbengericht anhob. Geradezu tollwütig schmetterte die Töpfersfrau Schüsseln, Töpfe, Teller und Tassen zu Boden und drosch auf den Rest schließlich mit einem dicken Knüppel ein. Das knallte und schepperte und klirrte, und die Scherben sprangen

nach allen Seiten. Von ringsumher strömten die Leute herbei und meinten, es sei Polterabend.

Wortlos reichte der Bischof Eulenspiegel die dreißig Gulden. Immer wieder schüttelte er auf dem Heimweg ungläubig den Kopf und murmelte unverständliche Worte in seinen Bart. Doch Eulenspiegel verriet nichts, bis sie zu Hause waren. Hier lüftete er sein Geheimnis, und im Handumdrehen war der Bischof wieder heiter und froh. Zusätzlich schenkte er Eulenspiegel noch einen Mastochsen, damit er den Scherz für sich behalte.

Am Abend tafelte der Bischof mit seinen Rittern und Untergebenen. Dabei berichtete er von dem abenteuerlichen Hergang auf dem Marktplatz. Er nannte das ein Ergebnis der Schwarzen Magie und bemerkte, daß er inzwischen selber die Kunst der Gedankenübertragung erlernt habe. Um das zu beweisen, bot er eine Probe seines Könnens für den nächsten Tag an. Diese Umstände wollten sich die Ritter jedoch nicht machen. Es reiche ihnen aus, sagten sie, wenn der Bischof sie gleich in dieser Kunst unterweise.

»Wenn jeder von Euch mir einen Mastochsen spendiert, will ich Euch das Gedankenübertragen beibringen«, antwortete der Bischof. Da es gerade Herbst war, standen die Mastochsen in gutem Fleisch, und ein einziger bedeutete noch keine allzu große Einbuße. Also willigten alle in den Handel ein, und bald nannte der Bischof fünfzehn feiste Ochsen sein eigen. Jeder von ihnen war gut und gern an die vier Gulden wert, so daß am Ende auch der Bischof seine dreißig Gulden aus der Wette mit Eulenspiegel kassiert hatte, allerdings nicht von ihm.

Nachdem sich der wettfreudige Kirchenfürst ausgiebig an seinem neuen Besitz geweidet hatte, lud er die Rittersleut und anderen Untergebenen zur Belehrung. Alle fieberten schon darauf, die Kunst der Gedankenübertragung ausüben zu können. Dabei hatte jeder seine eigene Vorstellung. Ging es dem einen um den Vorteil beim Geschäft, so dem anderen um Erbschleicherei. Wollte der eine damit

die Braut gewinnen, so der andere eine Schlacht im Krieg. Jeder hegte seine schäbigen Gedanken.

Nun ergriff der Bischof das Wort und klärte seine Gefolgsleute über Eulenspiegels List auf. Würden sie daraus lernen wie er, der Bischof, könnten sie alle ihren Schnitt machen. Verlegen kratzten sich die geprellten Untergebenen an den Köpfen. Einerseits ärgerten sie sich über die verschenkten Ochsen, andererseits aber mußten sie ihrem Gebieter gegenüber so tun, als verstünden sie Spaß.

Den verstand der Bischof, als Eulenspiegel angeritten kam und die Hälfte der Viehbeute einklagte. »Ihr habt Euch mit fremden Federn geschmückt, gnädiger Herr«, sagte er. »Es war meine List, mit der Ihr Euch die Mastochsen holtet.«

»Laß die Kirche im Dorf, lieber Eulenspiegel«, erwiderte der Bischof, »du hast bereits die Hälfte bekommen. Aber weil ich dich mag und mit dir noch manch einen Schimpf erleben will, trete ich dir einen von den feisten Ochsen ab.«

Eulenspiegel verstand diesen Wink und bedankte sich schnell für das Geschenk.

87. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEM BAUERN DIE PFLAUMEN VERDARB



Stets dort, wo der Hund mit dem Schwanz wedelte, hatte auch Eulenspiegel sein Bewendchen. Einmal gaben die durchlauchtigten und hochwohlgeborenen Fürsten von Braunschweig ein Turnier mit Wettrennen und Ausstechen in der Stadt Einbeck. Alles, was adlige Beine hatte, kam herbeigeströmt, und auch viel Volk hatte dabei zu gaffen. Außerdem war das eine gute Gelegenheit, um auf dem Markt allerlei Waren günstig zu verkaufen. So kam ein frommer einfältiger Bauer auf den Gedanken, seinen Karren mit Pflaumen zu beladen und nach Einbeck zum Verkauf zu fahren. Kurz vor den Toren der Stadt traf er auf Eulenspiegel. Der lag im Schatten eines Baumes und schlief sich seinen Rausch aus. Am herrschaftlichen Hof hatte er derart viel gegessen und getrunken, daß er jetzt mehr tot als lebendig war.

Als der Pflaumenkarren vorüberholperte, wachte Eulenspiegel auf. Alle Schmiede aus Braunschweig und Umgebung schienen sich in seinem Schädel mit Hammer und Amboß zu tummeln. Die Zunge war ihm wie ein trockener Schwamm, und wenn er an die herrlichen Braten und köstlichen Weine dachte, trieben ihm die fliegenden Pulse den kalten Schweiß auf die Stirn. Kränklich bis dorthinaus auch auf Magen und Darm, bat er den frommen Bauern um Hilfe. Bereitwillig räumte ihm der Mann ein winziges Fleckchen hinter sich auf dem Karren ein. Um den schwankenden Kranken möglichst zu schonen, ließ er sein Pferdchen nur langsam trappeln.

Trotz dieser Rücksichtnahme wurde Eulenspiegels Gedärm rebellisch. Er zog hinter sich das Stroh von den Pflaumen und düngte sie. Der einfältige Bauer dämmerte vor sich hin und merkte davon nichts. Ruhig trottete das Pferd bis zum Stadttor, wo sich der elende Eulenspiegel absetzen ließ. Angekommen am Markt, führte der Bauer sein Pferd in die Herberge. Als er zu seinem Pflaumenwagen zurückkam, stand davor ein häßlich bekleckerter Mann. Weil er stets bei allen Geschäften der erste sein mußte, hatte es ihm natürlich der vorübergehend herrenlose, mit Stroh abgedeckte Wagen besonders angetan. Prüfend hatte er durch das Stroh in Eulenspiegels Dreck gefaßt, so daß man seine Empörung durchaus verstehen konnte.

»Was unterstehst du dich, Pflaumen in Jauche auf den Markt zu bringen?« herrschte er den frommen Bauern an. Dieser nahm das Stroh weg und sah das Mus. Da fiel ihm der kranke Fremde ein, der seine Hilfsbereitschaft so ekelhaft belohnt hatte. Ängstlich holte der Bauer sein Pferd, spannte es wieder ein und fuhr sehr traurig in sein Nest zurück.

88. Historie WIE EULENSPIEGEL MÖNCHE ZÄHLTE Überhäuft mit Schimpf und Schande wollte Eulenspiegel in einem Kloster seine Sünden bereuen. Darum bat er den Abt von Mariental, ihn in die Bruderschaft aufzunehmen. Als Gegenleistung wollte er dem Kloster alle seine Habseligkeiten vermachen. Da der Abt dem Schalk wohl gewogen war, ließ er sich von ihm erweichen. Allerdings sollte Eulenspiegel eine Aufgabe übernehmen und Pförtner sein. Jeder Mönch bekleidete in dem Kloster ein Amt, und Eulenspiegel hatte nunmehr das Tor auf- und abzuschließen und bei Bedarf Kost und Bier aus dem Keller zu holen.



Abschließend sagte der freundliche Abt: »Hiermit übergebe ich dir den Schlüssel. Walte deines Amtes gut und lasse bloß nicht alle Leute herein, höchstens jeden dritten oder vierten, der anklopft. Du weißt ja: Je mehr man hereinläßt, desto mehr Esser hat man.«

Eulenspiegel bedankte sich für die Aufnahme ins Kloster und versprach, sein Amt gewissenhaft zu versehen. Das tat er auch ohne Rücksicht auf Verluste, denn nur jeden vierten Besucher ließ er herein. Immer mehr ausgesperrte Mönche standen auf der Straße herum und sahen sich bedeppert an. Es dauerte nicht lange, und sie empörten sich so laut, daß es der Abt erfuhr. Als er Eulenspiegel deswegen zur Rede stellte, merkte er, daß dieser trotz Gelübde der alte Schalk geblieben war. Darum ernannte er einen anderen Bruder zum Pförtner und setzte Eulenspiegel, den er gern wieder losgeworden wäre, in ein weniger verantwortungsvolles Amt ein.

»Ab sofort wirst du die Mönche zählen, wenn sie zur Nachtmesse gehen. Solltest du dich dabei verzählen, dann kannst du deine unselige Wanderschaft bis zum Sanktnimmerleinstag fortsetzen.«

Kaum war die Sonne untergegangen, machte sich Eulenspiegel zu der Treppe auf, über die die Mönche zum Nachtgebet steigen mußten. Er brach drei Stufen heraus und stellte sich unweit vom Loch mit dem Kerbholz, aber so, daß ihn niemand sah.

Als erster kam der fromme, alte Prior zur Nachtmesse. Versunken im Gebet, stapfte er Stufe um Stufe hoch, bis er danebentrat, in das Loch rutschte, in die Tiefe stürzte und sich ein Bein brach. Auf sein Geschrei eilten die Mönche herbei, und einer nach dem anderen fiel herein. Als letzter kam der Abt. Eulenspiegel zeigte ihm das Kerbholz und nannte glückstrahlend die Anzahl der Mönche, die zur Nachtmesse gekommen waren. Und er fragte: »Würdiger Herr Abt, habe ich mein Amt gut versehen?«

»Geh zum Teufel, du nichtsnutziger Schalk!« fluchte der und riß Eulenspiegel die Kutte vom Leib.

Nach diesem Zwischenfall drängte es Eulenspiegel, seiner Heimat näher zu kommen. Sein Ziel war Mölln, und es ging die Kunde, daß er dort todsterbenskrank wurde.

89. Historie WIE SICH EULENSPIEGEL VON SEINER MUTTER VERABSCHIEDETE Krank und elend fühlte sich Eulenspiegel, als er nach Mölln kam. Er bat den Apotheker um Herberge, wodurch er gleich mit Medikamenten versorgt war. Doch so günstig war das gar nicht, denn dieser Mann erwies sich ebenfalls als ein Schalk. Um Eulenspiegel eins auszuwischen, reichte er ihm ein starkes Abführmittel vor dem Schlafengehen. Gegen Morgen begann die Arznei zu wirken. Nachdem er sich ein Weilchen im Bett vor Bauchkneifen gekrümmt hatte, erhob sich Eulenspiegel, um in den Hof zu gehen. Doch der Apotheker hatte Türen und Fenster fest verriegelt. In seiner Not wußte Eulenspiegel weder ein



noch aus, und er trampelte von einem Fuß auf den anderen.

Schließlich entdeckte er im Laden die große Büchse mit dem Abführmittel. In sie verrichtete er seine Notdurft. Als er die Büchse an ihren Platz zurückstellte, murmelte er schwach: »Hier kamst du heraus, hier bist du wieder rein. Also hat der Apotheker nichts eingebüßt, und ich brauche nicht zu bezahlen.«

Der Apotheker aber stand inzwischen hinter ihm und hörte sich diese Rede schweigend an.

»Du warst die längste Zeit mein Gast«, sagte er nur und ließ den kranken Eulenspiegel von Knecht und Magd in das Krankenhaus »Der Heilige Geist« schaffen. Unterwegs blieben die Leute stehen und staunten über diesen merkwürdigen Umzug. Da sagte Eulenspiegel zu ihnen: »Alle Zeit bat ich Gott, daß der Heilige Geist in mich komme. Was aber tut er? Er läßt mich in den ›Heiligen Geist‹ kommen.«

Über dieses Scherzwort amüsierten sich alle köstlich. Nur einer nickte bedächtig.

»Wie eines Menschen Leben, so ist auch sein Ende«, sagte er.

Die Kunde von seinem Siechtum erreichte auch Eulenspiegels Mutter. Sie hoffte auf eine stattliche Erbschaft und beeilte sich, den Sohn lebendig anzutreffen. Trotzdem heulte sie Rotz und Wasser, als sie an sein Krankenlager trat.

»Ach, lieber Sohn, wo bist du denn krank?« erkundigte sie sich.

Eulenspiegel schlug die Augen auf und antwortete schwach:
»Das siehst du doch, liebste Mutter, zwischen diesen Kisten und Kästen zu meiner rechten Hand und der Mauer zu meiner linken.«

Trotz dieser Antwort ging die Mutter weiter auf ihr Ziel los. »Liebster Sohn, sag mir noch ein süßes Wort, ein liebes!«

»Gern, Mutter, ich sage dir ›Honig‹. Honig ist ein süßes Zeug.«

Die Mutter wollte nicht aufgeben und bohrte weiter. »Mein Eulenspiegel, gib mir noch ein liebes, fürsorgliches Wort mit auf den Weg. Dann will ich deiner stets in Ruhe und Zufriedenheit gedenken.«

»Gut, Mutter, auch das will ich tun. Verrichte dein Geschäft stets gegen den Wind. Dann weht er dir den Gestank nicht in die Nase.«

Jetzt wurde es der Mutter doch zu bunt, und gerade heraus verlangte sie: »Eulenspiegel, gib mir noch etwas von deinem Hab und Gut, bevor du hinüber bist!«

Je toller die Mutter zu zappeln begann, desto munterer war Eulenspiegel geworden. Er sprach: »Wer nichts hat, dem soll man geben. Wer etwas hat, dem soll man etwas nehmen. Wo mein Gut versteckt ist, weiß niemand. Solltest du es zufällig finden, dann nimm es. Ob gerade oder krumm, beste Mutter, ich vererbe dir alles.«

Eulenspiegel drehte sich auf die Seite und schlief sofort ein. Mürrisch und unzufrieden machte sich die Mutter wieder auf den Heimweg.

90. Historie Wie Eulenspiegel seine Sünden bereute



Um Eulenspiegel kümmerte sich im Krankenhaus eine sechzigjährige Pflegerin. Mit großer Besorgnis sah sie, wie er von Tag zu Tag mehr vom Fleische fiel. Deshalb beredete sie ihn, endlich zu beichten und zu bereuen, damit er einen süßen Tod finde. Als Eulenspiegel das hörte, widersprach er.

»Glaube mir, Frau, ich werde nicht süß sterben. Der Tod ist bitter. Auch will ich nicht heimlich beichten, wie es bei einem Pfarrer Mode ist. In allen Landen ist jedermann bekannt, was ich in meinem viel zu kurzen Leben angestellt

habe. Wer durch mich Gutes erfuhr, der soll es mir laut nachreden. Wen Böses traf, dem will ich es ebenso laut bereuen. Falls du es nun ganz genau wissen willst, so reuen mich dreierlei Dinge.«

Die Pflegerin ermunterte Eulenspiegel, nur schnell seine Reue zu bekunden. Zu rasch stürbe es sich weg, und dann käme bekanntlich jede Reue zu spät. Das sah Eulenspiegel ein, und er bereute von dem, was er hätte tun können, und dann doch unterlassen habe.

»Als Kind beobachtete ich oft, daß einem Mann der Rock unterm Mantel vorsah. Dann lief ich hinterher, um den Mann zu warnen; denn ich glaubte, er verliere den Rock. Stand ich dann hinter ihm, merkte ich, daß ganz einfach der Rock zu lang war. Vor Wut hätte ich die hervorblickenden Rockzipfel abschneiden können. Daß ich das nicht tat, bereue ich erstens.«

Die Pflegerin nahm ein nasses Tuch und kühlte Eulenspiegel die Stirn.

»Oft sah ich, wie sich Leute mit einem Messer in den Zähnen polkten. Am liebsten hätte ich solch einem Menschen das Messer aus der Hand gerissen und ihm damit die Kehle durchgeschnitten. Daß ich das nicht tat, bereue ich zweitens.«

»Aber! Aber!« erschrak die Pflegerin.

Eulenspiegel blickte sie mit putzmunteren Augen an und zwinkerte ihr zu: »Drittens hätte ich gern den alten Weibern zugenäht, was zu nichts mehr nütze ist.«

Jetzt war die Pflegerin entsetzt. »Wie denn«, rief sie, »dann hättest du dich wohl auch an mir vergriffen?«

»Selbstverständlich«, bestätigte Eulenspiegel, »ich bereue, daß ich es nicht mehr tun kann.«

Zutiefst beleidigt und empört war die Pflegerin aufgesprungen. »Der Satan stehe dir bei!« rief sie und ging von seinem Sterbelager.

Eulenspiegel aber sprach vor sich hin: »Niemals ist eine Frau so andächtig, als wenn sie die Wut packt. Dann nämlich ist sie schlimmer als der Teufel.«

91. Historie Wie Eulenspiegel sein Testament machte



Nicht jedes Testament stiftet eitel Freude. Manchmal ist es sogar besser, man schlägt eine Erbschaft aus. Genügend Beispiele gibt es, daß sich der eine oder andere bei einer Testamentsvollstreckung arg beschmutzte. Das beste Muster dafür überlieferte uns Eulenspiegel.

Wie sattsam bekannt, hielt er nichts von einer pfäffischen Beichte. Trotzdem kam er um sie nicht herum. Zu sehr stand er im Verruf, und keiner glaubte ihm seine Armut. Von Geld und Gold hatte man gehört, das er besessen, von kostbarer Kleidung, teuren Pferden, einträglichen Geschäften. Deshalb trieb es den Pfarrer zu ihm, um den Rahm von seiner Hinterlassenschaft abzuschöpfen.

»Eulenspiegel, mein lieber Sohn«, sprach der Pfarrer mit öliger Stimme, »bedenkt an Eurem Ende Euer Leben und tut ein letztes, gutes Werk für Eure Seele und Eure Seligkeit. So legt denn Eure Beichte ab und bereut Eure vielen Sünden. Gebt uns von Eurem Geld auch zur Unterstützung armer Pfarrer, und Gottes Segen und Verzeihung sind Euch gewiß. Solltet Ihr eventuell mir etwas von Eurem Reichtum ablassen, dann will ich Euch eine schöne Totenmesse halten und täglich um Euer Seelenheil beten.«

Eulenspiegel seufzte, weil ihm das Sterben noch immer keinen Spaß machte. Nach kurzer Überlegung versprach er dem Pfarrer einen Klumpen Gold, den er sich bei ihm am Mittag abholen könnte. Da jauchzte der Pfarrer innerlich und freute sich diebisch über seinen Erfolg. Ein rechtes Wort zur rechten Zeit, dachte er, und schon geht alles seinen Gang.

Eulenspiegel nahm die Kanne, die an seinem Bett stand, schüttete das Wasser aus und machte in sie hinein. Dann kramte er seine letzten Münzen hervor und deckte mit ih-

nen den Dreck ab. Dabei staunte er über sich selbst, daß er die Kraft für diese Schalkheit noch besaß.

Viel früher, als sie verabredet hatten, kam der Pfarrer, denn der sorgte sich sehr um seine Erbschaft. Eulenspiegel war das einerlei, und er sagte: »Lieber Herr Pfarrer, ich habe viele Erben. Deshalb kann ich Euch nicht die ganze Kanne mit meinem Silber und Gold vermachen. Nehmt Euch aus ihr, was Ihr für angemessen haltet. Bedenkt aber meine arme Mutter und greift nicht zu tief hinein.«

Der Pfarrer gieperte förmlich nach der Erbschaft und griff bis zum Knöchel in Eulenspiegels Dreck. Erschrocken riß er die beschmadderte Hand wieder heraus.

»Hol dich der Teufel zum Frühstück! Wie kann man nur in der letzten Stunde seines Lebens noch so bösartig sein?«

»Lieber Herr Pfarrer, ich hatte Euch doch gebeten, nicht zu tief in die Kanne zu greifen.«

»O ja, hast du dich in Lübeck vom Galgen geredet, von diesem Totenbett hier kommst du nicht fort.«

Die stinkende Hand von sich gestreckt, stiefelte der Pfarrer hinaus. Eulenspiegel rief ihm nach, daß er die Münzen vergessen habe. Doch er kam nicht zurück.

92. Historie WIE EULENSPIEGEL SEIN HAB UND GUT VERTEILTE



Eulenspiegels Ende stand unmittelbar bevor. Deshalb ließ er einen Schreiber kommen und ein Testament aufsetzen. Sein Besitz sollte in drei Teile geteilt werden. Der erste Teil ging an seine Freunde, der zweite an den Rat von Mölln und der dritte an den Pfarrer. Als Bedingung stellte er, daß seine Leiche auf geweihtem Boden begraben und seiner Seele in der Kirche eine Messe gehalten werde. Vier Wochen nach der Beerdigung sollten die Erben seine schöne Kiste aufschließen und sich das Erbe nehmen.

Da alle auf Eulenspiegels Schätze erpicht waren, nahmen sie das Testament an. Der Tote bekam die Messe in der Kirche und das Grab auf dem Friedhof. Zur Totenfeier kam viel Volk, und für die Tränen bedurfte es keiner Klageweiber.

Als die vier Wochen verstrichen waren, versammelten sich die Erben im Rathaus, wo die Kiste aufbewahrt wurde. Hastig wurde sie geöffnet. Doch als die Männer den Deckel hochschlugen, fanden sie nur Kieselsteine. Der Rat kippte die Kiste um, und alle grapschten nach dem Weizen in der Spreu. Es blieb aber nur bei den Steinen.

Da der Rat die Kiste aufbewahrt hatte, geriet er sofort in den Verdacht, sie ausgeplündert zu haben. Der jedoch beschuldigte die Freunde, daß sie sich bereits am Bett des Kranken bedient hätten. Jetzt haderten die Freunde mit dem Pfarrer und bezichtigten ihn der Erbschleicherei während der Beichte. Das gab ein schlimmes Gezänk und noch viel Feindschaft später.

Voller Wut wollte der Pfarrer die Leiche wieder ausgraben und in ungeweihter Erde verscharren lassen. Doch es fand sich niemand, der eine Schaufel besaß.

93. Historie WIE EULENSPIEGEL EINGESARGT WURDE



Nachdem Eulenspiegel seinen Geist aufgegeben hatte, kamen die Pflegerinnen und bahrten ihn auf. Dabei weinten sie, und keine wußte eigentlich warum. Bald erschien auch der Pfarrer. Er wollte die Totenwache halten mit frommen Gesängen. Doch kaum hatte er die Hände zum Gebet gefaltet, trappelte aus dem Schweinestall des Spitals die Sau herbei mit ihren niedlichen Ferkeln. Sie lief unter die Bahre und begann, sich das Borstenfell zu schubbern. Das tat sie so hingebungsvoll, daß sie die Bahre umwarf und Eulenspiegel in

den Schmutz. Zusammen mit dem Küster wollte jetzt der Pfarrer die Sau hinausjagen. Das jedoch verstand das Vieh falsch. Mit Bravour riß es zuerst die Pflegerinnen von den Beinen, schmiß dann die Kranken aus den Betten, und schließlich feuerte es noch die beiden Kirchenmänner zu Boden. So lagen am Ende alle um Eulenspiegel herum.

Nachdem man sich erhoben hatte, blieb doch eine gewisse Verwirrung zurück. Das war daran zu erkennen, daß die Pflegerinnen den Leichnam mit dem Bauch nach unten zurück in den Sarg legten.

Als der Pfarrer das am Grab mitbekam, war er sehr erleichtert. Die ganze Zeit über hatte es ihm schon widerstrebt, Eulenspiegel wie einen normalen Christenmenschen beerdigen zu müssen. Jetzt wies er auf den offenen Sarg und rief: »Seht es Euch an, liebe Gemeinde, Eulenspiegel zeigt es uns selber, daß er nicht wie die anderen begraben sein will.«

94. Historie Wie Eulenspiegel begraben wurde Niemand soll es verwundern, daß es bei Eulenspiegels Begräbnis recht eigenartig zuging. Einmal lag er zur Zufriedenheit der Gottesdiener verkehrtherum im Sarg, bevor er geschlossen wurde. Zum anderen aber riß das morsche Seil, als ihn die Totengräber in die Grube ließen. Da krachte der Sarg so hinunter, daß Eulenspiegel auf die Beine fiel. Alle, die um das Grab herumstanden, sprachen wie aus einem Munde: »Laßt ihn aufrecht stehen!«



Jeder warf noch eine Handvoll Sand auf den Sarg, bevor die Totengräber die Grube wieder zuschaufelten.

Als Eulenspiegels letzte Pflegerin ihre Handvoll Sand hineinstreute, sprach sie: »Merkwürdig war er im Leben, merkwürdig ist er im Tod.«

Nachdem das Grab gerichtet war, setzten die Totengräber den Stein. Er zeigte eine Eule und einen Spiegel, den sie in den Fängen hielt. Darunter stand geschrieben:
Diesen Stein soll niemand haben,
hier steht Eulenspiegel begraben.
Im Jahr des Herrn 1350

95. Historie Wie Eulenspiegel auferstand Als Eulenspiegel begraben wurde, befand sich unter den Trauergästen ein rabenschwarzer Mann. Der musterte jeden einzelnen scharf, und jedem wurde dabei mulmig zumute. Besonders bedroht fühlte sich der Pfarrer, und unwillkürlich schlug er ein Kreuz. Trotzdem bangte er weiter um sein Seelenheil. Immer wieder irrten seine Augen zu dem schwarzen Mann. Der breitkrempige Hut, saß er nicht auf Hörnern? Steckten in den Schuhen nicht Pferdefüße? Schlenkerte aus dem Gehrock nicht für Augenblicke ein Stückchen Teufelsschwanz hervor? Der Pfarrer konnte und konnte sich nicht beruhigen.



Nachdem der schwarze Mann als letzter seine drei Handvoll Sand in die Grube geworfen hatte, sprach er: »Gegangen ist er, woher er kam. Sein Spiegel ist uns geblieben. Laßt uns noch einmal hineinschauen. Weiß einer von euch einen unbekannten Streich, den lade ich zum Leichenschmaus. Im ›Krug‹ ist die Tafel gerichtet. Dort wollen wir Eulenspiegels Gedenken und sein Fell versaufen.«

Jetzt begannen die Totengräber das Grab zuzuschaufeln. Während der Sand gegen den stehenden Sarg prasselte, konnte man in der Trauergemeinde viele verklärte Gesichter entdecken. Fast jeder dachte an diesen oder jenen Schabernack, und vor dem inneren Auge auferstand Eulenspiegel.

»Ach«, seufzte die Mutter, »schon als Kind schickte er einmal einen Fremden in die Irre.«

»Ich sehe ihn noch leibhaftig vor mir, wie ich ihn wegen Gaunerei verurteilen mußte«, murmelte der Rat.

»Wo mag er nur das Geld verscharrt haben, mit dem sich die Gemeinden von seiner Schafherde freikaufen mußten?« quengelte der Pfarrer.

Ein feines Lächeln spielte um den Mund der Pflegerin, als sie zu ihrem Nachbarn sagte: »Wer weiß eigentlich, daß Eulenspiegel eine Frau hatte?«

Sieben Trauergäste folgten dem schwarzen Mann zum Leichenschmaus. Schritten sie zuerst langsam und gemessen einher, so rannten sie fast, als sie sich dem »Krug« näherten. Keiner konnte es mehr erwarten, seine Geschichte preiszugeben.

Plötzlich stolperte der Pfarrer über seine eigenen Füße und schlug der Länge nach hin. Über ihn stürzte Eulenspiegels Mutter, die ihre alten Beine nicht mehr hatte bremsen können. Dabei verkrallte sie sich im Gewand des Rats und riß ihn mit. Um das Gleichgewicht zu halten, hatte der Rat mit beiden Händen in die Luft geboxt und unglücklicherweise den Apotheker und den Wirt getroffen. Beide prallten gegen ihre Nachbarn. Schlug der eine die Pflegerin nieder, so der andere den Fiedler.

Wie sie nun alle im Dreck lagen, hörten sie ganz deutlich Eulenspiegels hämisches Lachen. Jedenfalls hätte es der Pfarrer schwören können. Der ließ auch keinen Zweifel daran aufkommen, daß ihm der Schalk ein Bein gestellt hatte. Ärgerlich rafften sie sich wieder auf und setzten ihren Trauermarsch etwas geruhsamer fort. Im »Krug« begrüßte sie an einer üppig gedeckten Tafel der schwarze Mann.

»Der muß ja geflogen sein«, grummelte der Pfarrer und strich sich den Schmutz von der Kutte.

96. Historie WIE EULENSPIEGEL EINEM REITER DEN WEG WIES



Eulenspiegel war noch keine fünf Jahre alt, als er einmal vor dem Haus seiner Eltern spielte. Da kam ein Mann herangeritten, erblickte das Kind und hielt.

»Ist hier jemand anwesend?« fragte er und zeigte auf das Haus.

Eulenspiegel stand auf, steckte die Hände in die Hosentaschen und antwortete: »Anderthalb Mann und ein Pferd sind anwesend.«

»Wie meinst du das?«

»Schau dich um, Herr Reiter. Du bist ein ganzer Mann, ich bin ein halber, und auf dem Pferd sitzt du gerade.«

Verwundert betrachtete der Mann den Knaben.

»Du bist mir vielleicht ein Schlauberger!« spottete er. »Also sag schon, wo Vater und Mutter sind. Ich bin in Eile.«

Eulenspiegel zog die Nase hoch und spuckte aus.

»Mein Vater macht Schlimmes noch schlimmer.«

»Und wie macht er das?«

»Er fällt gerade den Kirschbaum, damit die Vögel nicht mehr an die Kirschen kommen.«

Ja, so ist es, dachte der Reiter. Oft ist das Mittel schlimmer als die Krankheit. Jetzt erkundigte er sich nach der Mutter.

»Meine Mutter ist fort, um Schaden und Schande anzurichten.«

»Dann wünsche ich euch allen eine gesegnete Mahlzeit. Aber ich denke doch, du lügst.«

Eulenspiegel spuckte noch einmal verächtlich aus.

»Meine Mutter will beim Nachbarn Brot borgen. Gibt sie es nicht zurück, ist es eine Schande für uns. Gibt sie es jedoch zurück, müssen wir Hunger leiden und haben den Schaden.«

Besser heimlicher Schade als offene Schande, fand der Reiter und herrschte den Jungen ziemlich unwirsch an: »Nun aber Schluß mit dem Quatsch. Ich will nach Braunschweig. Wohin muß ich reiten?«

Die Hände noch immer in den Taschen, malte Eulenspiegel mit der Fußspitze einen Kringel in den Sand.

»Reitet dorthin, wohin die Gänse gehen«, und er wies mit dem Kopf auf eine schnatternde Gänseschar.

Grußlos preschte der Reiter in die angegebene Richtung. Doch als er sich den Gänsen näherte, watschelten sie zum Dorfteich und schwammen davon.

Wütend kehrte der Fremde um. Wieder angelangt bei Eulenspiegel, schimpfte er: »Die Gänse schwimmen im Wasser. Also sag mir jetzt richtig, wohin ich reiten muß.«

Eulenspiegel blickte nicht einmal hoch, als er antwortete: »Ihr solltet dorthin reiten, wohin die Gänse gehen, und nicht, wohin sie schwimmen.«

Darauf ließ er den Reiter stehen und ging ins Haus.

97. Historie Wie Eulenspiegel ein Pferdehändler wurde



Nicht immer war Eulenspiegel gut bei Kasse. Aber wie das so ist: verliert man die Schuhe, behält man die Füße. In diesem Sinne ritt Eulenspiegel zum Hildesheimer Pferdemarkt und bot sein Pferd zum Kauf. Er mußte gar nicht lange warten, da bekundete schon ein älterer Kaufmann sein Interesse. Sorgfältig prüfte er Gebiß, Fell und Hufe des Pferdes und fand, daß es gut gepflegt und kräftig war. Also fragte er Eulenspiegel: »Guter Mann, Euer Roß gefällt mir. Ich will es großzügig bezahlen, wenn Ihr mich noch über seine Gebrechen und Makel aufklärt. Kein Wesen unter diesem Himmel ist fehlerlos, auch dieses schöne Tier nicht. Darum redet frei heraus, damit ich nicht später unangenehm überrascht werde.«

»Wohl, wohl«, seufzte Eulenspiegel, »ein winziges Fehlerchen hat mein treues Roß wohl: es will absolut nicht über Bäume gehen.«

»Über Bäume?«

»Ja, leider nicht über Bäume.«

»Ihr meint, es springt nicht über Linden und Eichen und Tannen und so?«

»Über Obstbäume auch nicht, eben überhaupt nicht über Bäume.«

Der Kaufmann blickte von Eulenspiegel auf das Pferd und von dem Pferd auf Eulenspiegel zurück.

»Warum eigentlich sollte das Pferd so hoch springen? Ich will doch nicht über Bäume ausreiten!«

Eulenspiegel zuckte mit den Achseln. Der Kaufmann trat erneut an das Pferd und prüfte es sorgfältiger als zuvor. Einen Makel konnte er jedoch nicht erblicken. Indem er dem Tier den Hals tätschelte, sagte er: »Für einen anständigen Pfennig kauf ich das Pferd.«

Eulenspiegel tat, als hätte er an jedem Finger zehn Käufer. »Für einen Pfennig gebe ich es Euch nicht. Aber für fünfzehn Gulden könnt Ihr es haben.«

Dieser Preis schien dem Kaufmann reichlich übertrieben. Doch so sehr er auch feilschen wollte, Eulenspiegel blieb auf beiden Ohren taub. Selbst als er sich unverrichteterdinge verabschiedete, machte Eulenspiegel keine Anstalten, mit dem Preis herunterzugehen. Nun, es dauerte gar nicht lange, da kam der Kaufmann zurück. Wortlos zahlte er Eulenspiegel die fünfzehn Gulden in die Hand, schwang sich auf das Pferd und ritt vom Markt. Doch als er durchs Stadttor über die Brücke hinaus wollte, die mit Baumstämmen belegt war, scheute der Gaul. Laut wieherte er, riß die Vorderbeine hoch und warf seinen Reiter ab.

»Du alte Schindmähre!« fluchte der Kaufmann.

Während er sich den Staub vom Rock klopfte, fiel sein Blick auf die Holzbrücke, und ihm kam die Erleuchtung.

»Dieser Gauner!« rief er und ritt spornstreichs zum Gericht. Hier verklagte er Eulenspiegel wegen Betrugs.

»Herr Gerichtsrat«, sagte er, »niemals hätte ich ein Pferd gekauft, das vor Holzpflaster scheut. Daß es nicht über Bäume geht, war mir gleich, denn für mich stehen Bäume aufrecht. Was auf der Brücke hingegen liegt, das nenne ich Baumstämme.«

Der Richter gab dem Kaufmann recht und schickte den Büttel, um Eulenspiegel zu holen.

Der war inzwischen an einen anderen Roßtäuscher herangetreten. »Wieviel soll Euer Hengst kosten?« fragte Eulenspiegel.

»Es ist ein reinrassiges Roß aus Arabien«, erklärte der Pferdehändler wichtig. »Für fünfundzwanzig Gulden lasse ich es Euch ab.«

»Ich biete vierundzwanzig Gulden«, entgegnete Eulenspiegel, »und keinen einzigen mehr und keinen weniger. Zwölf Gulden zahle ich bar, die anderen bleibe ich schuldig.«

Da der Hengst mit Arabien genau soviel zu tun hatte wie sein Herr mit dem Kaiser von China, war der Handel rasch abgewickelt. Jedenfalls sah der Büttel gerade noch den Schweif von Eulenspiegels Pferd um die Ecke wedeln, als er den Pferdemarkt betrat.

Der Zufall wollte es, daß sich der Roßtäuscher und Eulenspiegel nach reichlich einem Vierteljahr am Stadttor trafen.

»Ihr schuldet mir noch zwölf Gulden«, grüßte der Mann.

»Das stimmt«, antwortete Eulenspiegel und wollte weitergehen.

»He, hiergeblieben!« rief der Händler. »Ich verlange mein Geld.«

Lang und breit erläuterte Eulenspiegel jetzt den Kaufvertrag, nach dem er die Hälfte des Preises schuldig bleiben wollte. Doch diesmal hatte er kein Glück, denn schon näherten sich die Stadtknechte und brachten die beiden Streithähne zum Gericht. Der Gerichtsrat hörte sich den Kläger an, der die Schulden beglichen haben wollte. Ruhig wandte er sich Eulenspiegel zu.

»Gnädiger Herr Rat«, sprach der, »ein Vertrag ist ein Vertrag, und durch nichts sollte er außer Kraft gesetzt werden. Wir hatten uns darauf geeinigt, daß ich zwölf Gulden bar zahlen und die restlichen zwölf schuldig bleiben sollte. Würde ich meine Schulden jetzt begleichen, wäre das ein Verstoß gegen den Vertrag. Also muß ich bis an mein Lebensende die zwölf Gulden schuldig bleiben.«

Im Hintergrund klimperte der Büttel schon mit der Kette, an die er Eulenspiegel schließen wollte. Leider hielt Eulenspiegel nichts von der Polizei und diese noch viel weniger von ihm. Sozusagen, sie mochten sich wie Feuer und Wasser.

Der Richter hingegen entschied sich anders. Er beorderte den Kaufmann herbei und verkündete sein Urteil. Zuerst sollte Eulenspiegel dem Roßtäuscher das Pferd zurückgeben und der ihm die zwölf Gulden. Danach mußte er sein ehemaliges Pferd, das nicht über Bäume ging, vom Kaufmann zurücknehmen.

»Das alles will ich gern tun«, sagte Eulenspiegel, »aber ich besitze zur Zeit nur zwölf Gulden und muß die restlichen drei dem Herrn Kaufmann schuldig bleiben.«

Der Richter runzelte bedenklich die Stirn. Der Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach, überlegte der Kaufmann hingegen. Lieber drei Gulden eingebüßt, als den unbrauchbaren Klepper weiter im Futter. Somit wurden alle zufriedengestellt, besonders aber Eulenspiegel, der drei Gulden verdient hatte. Lediglich der Büttel grämte sich, daß er niemanden bestrafen konnte.



98. Historie Wie Eulenspiegel ohne Geld Schuhe kaufte



Gern machte Eulenspiegel bei seinen Wanderungen einen Abstecher in den Thüringer Wald. Besonders hatte es ihm die Stadt Erfurt angetan. Allerdings mochten ihn die Herren Professoren von der Universität nicht so sehr, um so mehr aber die Schlächter von den Fleischbänken in der Metzgergasse. Ausnahmen bestätigen dabei nur die Regel. Jedenfalls trieb es einmal Eulenspiegel in die Schuhmachergasse. Auf einer Bank bot dort eine Schuhmacherfrau ihre Ware an. Als Eulenspiegel an ihrem Stand vorbeikam, rief sie: »Lieber Herr, kauft mir doch ein Paar Schuhe ab! Eure sehen schon nicht mehr gut aus.«

Eulenspiegel trat heran und betrachtete die Auslage. Tatsächlich fand er Schuhe, die ihm gefielen. Er setzte sich auf die Bank und probierte sie an. Sie paßten wie angegossen. Er ging ein paar Schritte hin und her und trollte sich schließlich zur Gasse hinaus. Erschrocken rief die Frau »Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!« und rannte ihm hinterher. Sofort wurde man aufmerksam, und einige Händler wollten Eulenspiegel aufhalten. Der aber schrie: »Bahn frei, wir machen einen Wettlauf um ein Paar Schuhe!«

Da gaben die Nachbarn den Weg frei, und die Frau des Schuhmachers konnte ihn nicht mehr einholen.

Angekommen in seiner Herberge, verhökerte Eulenspiegel das Diesbesgut sofort für ein Abendbrot und Freibier an den Knecht. Auf diese Weise verschaffte er sich in jeder Ortschaft Freunde und Feinde; denn des einen Leid ist des anderen Freud.

99. Historie Wie Eulenspiegel ein wohlhabender Hirt wurde



Eulenspiegel war in die Dienste des Herzogs von Braunschweig getreten. Der war ein ganz und gar humorloser Mensch. Wie mußten sich doch die Narren bei ihm abquälen, um ihm einmal ein Lächeln zu entlocken. So haderte auch Eulenspiegel bald mit seinem Beruf, zumal er täglich erlebte, wie sehr sich die Beamten am Hofe durch Amtsmißbrauch bereicherten. Diese Art von Geschäften erledigte sich geradezu mühelos und wie im Schlaf. Darum ging Eulenspiegel eines Tages zu seinem Herrn und bat ebenfalls um ein Amt.

»Gnädiger Herr«, sprach er, »bitte ernennt mich für einige Jahre zum Hirten Eures Viehs. Ich muß mich ein wenig an der frischen Luft erholen und verlange keinen Lohn für meine Arbeit.«

Da der Herzog seines Schalks ebenfalls überdrüssig war und das Angebot billig fand, willigte er bedenkenlos ein. Für zehn Jahre wurde Eulenspiegel zum herzöglichen Hirten bestallt.

Kaum besaß Eulenspiegel sein Amt, schon nutzte er es aus. Er schrieb dem Bürgermeister einer Stadt im Braunschweiger Land einen Brief und kündigte seinen Besuch mit dem herzöglichen Vieh für den nächsten Monat an. Er habe, so lasen die erschrockenen Stadtväter, von ihren saftigen Weiden gehört. Ganz bestimmt werden sie es sich als eine große Ehre anrechnen, wenn er die Wiesen bis zum letzten Halm kahl fressen lasse.

Da war guter Rat teuer, denn die Weiden reichten gerade für das städtische Vieh.

»Damit dieser Kelch an uns vorbeigeht«, sagte der Bürgermeister, »müssen wir den Oberhirten bestechen. Soll er eine andere Stadt mit seinem Viehzeug plündern.«

Sie erleichterten die Stadtkasse um zwanzig Gulden und schickten einen Boten, der Geld und Bitte überbrachte.

Fortan überließ Eulenspiegel seine Herde den Hunden und verlegte sich nur noch aufs Briefeschreiben und Abkassieren. Es dauerte nicht lange, und er konnte seine dünne Kluft gegen einen kostbaren Fuchspelz tauschen. Überall begann man voller Hochachtung über ihn und seinen Reichtum zu reden. Ehrfürchtig grüßten ihn die Leute, wo immer er sich blicken ließ. Die Kunde von Eulenspiegels Ansehen erreichte auch den Herzog. Er bestellte den Hirten zu sich und forderte Aufklärung über sein Vermögen und die Art, wie es zustande gekommen war.

»Gnädiger Herr«, sprach Eulenspiegel, »Ihr kennt doch die Weisheit der Sprüche. Ich habe mir einen an die Fahne geheftet, der folgendermaßen geht: Es ist kein Amt so klein, es bringt doch Nutzen ein. Man muß nur sein Amt richtig ausüben, ich mein kleines wie Ihr Euer großes.«

Zu dieser Rede schwieg der Herzog. Aber er beschloß, sich bei nächster Gelegenheit von seinem Hirten zu trennen; denn allzu pfiffig ist nicht klug.

100. Historie Wie Eulenspiegel Hörner aufgesetzt wurden



Wer kein Weib hat, hat auch kein Haus. Niemand jedoch weiß, daß Eulenspiegel einmal beides besaß. Wohl heiratete er seine Eva nicht mit einer Brautmesse in der Kirche, sondern während der Kirmes in einem Heuschober, aber was machte das schon? Sie gingen ins nächste Dorf, wo gerade der Küster gestorben war. Weil das junge Paar, ganz besonders aber Eva, dem lüsternen Pfarrer gefiel, erhielt Eulenspiegel die Stelle des Glöckners und dessen verwaiste Hütte. Damit war für alle Leute bewiesen, daß sie ein rechtmäßig getrautes Ehepaar waren.

Trotzdem erregten die Jungvermählten bald die Aufmerksamkeit der Klatschbasen. Sie liebten sich nämlich Tag und Nacht, was das Zeug hält. Mußte das nicht Sünde sein? Als der Pfarrer von diesen unaufhörlichen Ausschweifungen erfuhr, zog er ein äußerst bedenkliches Gesicht. Doch insgeheim leckte er sich jedesmal die Lippen, wenn Eva zur Beichte kam. Und dabei blieb es nicht. Bald berichtete sie Eulenspiegel, daß der Pfarrer ihr nachstellte. Mit Vergnügen stellte Eva fest, daß ihr Mann eifersüchtig wurde. Tatsächlich ärgerte sich Eulenspiegel über den Schürzenjäger. Andererseits wollte er seiner Eva nicht auf den Leim gehen. Also beschloß er, den Liebesabenteuern des Pfarrers auf den Grund zu kommen.

»Zu gern, Herr Pfarrer«, sagte er eines Tages vor dem Gottesdienst, »möchte ich wissen, mit welchen Frauen unseres Kirchspiels Ihr es schon getrieben habt.«

Über diese Verdächtigung freute sich der Pfarrer ungeheuer. Genießerisch rieb er sich die Hände, und mehrmals schnalzte er mit der Zunge, ehe er antwortete: »Wie kannst du nur so etwas von mir glauben, mein Sohn!«

Doch Eulenspiegel lobhudelte weiter. »Ich sehe genau, wie die Frauen von Euch hingerissen sind und Euch geradezu anhimmeln. Keine weiß hinterher, was Ihr gepredigt habt.«

Das überzeugte den Pfarrer sofort. Voller Eitelkeit räkelte er sich.

»Willst du wirklich, daß ich mich dir anvertraue?«

Eulenspiegel goß seinem Herrn noch ein bißchen Wasser auf die Mühle.

»Ein Kerl wie Ihr, Herr Pfarrer, der kann einfach nicht aus Holz sein!«

»Gut, gut, mein Sohn, du sollst es erfahren. Wenn ich nächsten Feiertag die Opfermesse beende, dann stelle dich neben den Altar und reiche das Heiligtum zum Küssen. Sage ich bei einer Frau ›bums‹, dann weißt du, daß ich sie verführt habe.«

Voller Ungeduld erwartete Eulenspiegel die Opfermes-

se. Dann endlich war es soweit. Der Reihe nach traten die Gläubigen an den Altar. Als die Frau des Bürgermeisters das Heiligtum küßte, flüsterte der Pfarrer: »Bums«. Beinahe wäre Eulenspiegel das Gerät aus der Hand gefallen. Auch bei der Leichenwäscherin war das Bums unüberhörbar. Nun ja, dachte Eulenspiegel, in der Nacht sind alle Katzen grau. Plötzlich kniete seine Frau vor ihm, küßte das Heiligtum, und der Pfarrer sagte laut und deutlich: »Bums«.

Empört zischte Eulenspiegel den Pfarrer an: »Das ist doch meine Eva!«

Ungerührt beugte sich der Pfarrer zu ihm und antwortete: »Was interessiert es mich, ob sie dein Weib ist? Du wolltest ehrliche Antwort, also mußte ich ›bums‹ sagen.«

Von Stund an wurde Eulenspiegel nicht mehr gesehen, auch von seiner Eva nicht.

101. Historie WIE DAS GLÜCK IM PFERD DES BAUERN STECKTE



»Spann an, Knecht!« rief der Bauer Eulenspiegel zu. »Wir wollen aus dem Wald einen Karren Holz holen.« Mürrisch holte Eulenspiegel das Pferd und spannte es vor den Wagen. Er wußte, daß der Bauer aber ein abergläubischer Mann war und selten ein Vorhaben so ausführte, wie er es sich vorgenommen hatte. Schade um die Zeit, dachte er deshalb ahnungsvoll, als er sich auf den Gaul schwang. Der Bauer nahm auf dem Karren Platz

Und richtig, sie waren noch keine Meile vom Gehöft entfernt, als ihnen ein Hase über den Weg hoppelte. Sofort rief der Bauer völlig aus dem Häuschen: »Halt an, Knecht. Kehr um!«
Da Eulenspiegel nicht sogleich reagierte, schrie der Bauer, daß die Bäume wackelten: »Halt an! Halt doch endlich an, du Blödmann. Sitzt du auf den Ohren?«

Eulenspiegel drehte sich um.

»Warum brüllt Ihr denn so, Meister? Ist Euch eine Laus über die Leber gelaufen?«

»Um Himmels willen, Knecht, ich bitte dich, halt an«, flehte der Bauer. »Wenn einem ein Hase über den Weg läuft, gibt es ein Unglück. Darum laß uns umkehren und eine andere Arbeit tun.«

Wortlos wendete Eulenspiegel das Gefährt, und sie kehrten unverrichteterdinge heim.

Am nächsten Tag fuhren sie erneut in den Wald, denn die Hausfrau brauchte dringend Feuerholz. Fast an derselben Stelle, an der ihnen der Hase begegnet war, kreuzte diesmal ein Wolf den Weg.

Ein Klumpfuß kommt selten allein, überlegte Eulenspiegel und riet dem Bauern: »Meister, eben ist uns ein Wolf über den Weg gelaufen. Laß uns rasch umkehren, ehe ein Unglück geschieht!«

»Was bist du nur für ein Dummkopf!« lachte der Bauer. »Fahr zu, fahr zu, so schnell du kannst. Läuft einem ein Wolf über den Weg, dann hat man Glück. Wir wollen es nicht lange auf uns warten lassen.«

»Das geht über meinen Horizont«, murrte Eulenspiegel und spornte das Pferd an.

An einer Schneise hielten sie, spannten das Pferd aus und gingen in den Wald. Nachdem sie einen großen Haufen Knüppelholz zurechtgeschlagen hatten, sagte der Bauer: »Das reicht jetzt. Geh zur Lichtung und hole Pferd und Wagen.«

Eulenspiegel hieb sein Beil in einen Baumstamm und ging. Doch als er auf die Wiese trat, fuhr ihm der Schreck durch alle Glieder. Totgebissen lag das Pferd, und der Wolf riß ihm gerade die Eingeweide heraus. Sofort rannte Eulenspiegel zurück.

»Kommt her, Meister, kommt her!« rief er schon von weitem. »Gerade steckt das Glück in Eurem Pferd.«

»Was bläkst du da herum?«

»Kommt zu Eurem Pferd, Meister, sonst verpaßt Ihr noch Euer Glück!«

Mißmutig ließ der Bauer die Axt fallen und folgte Eulenspiegel zur Schneise. Dort glaubte er seinen Augen nicht zu trauen. Gierig riß der Wolf einen Batzen nach dem anderen aus dem Kadaver und schlang sie gierig hinunter.

»Mein armes Pferd, was soll ich jetzt tun?« jammerte der Bauer, denn er besaß nur das eine.

»Das habt Ihr davon!« empörte sich Eulenspiegel. »Denkt bloß nicht, daß ich mich vor Euren Karren spannen lasse.«

Ohne sich weiter um den fassungslosen Bauern zu kümmern, quittierte er seinen Dienst.

102. Historie Wie Eulenspiegel die Pariser Doktoren prüfte



Daß Eulenspiegel mit allen Wassern gewaschen war, hatten nicht nur die Professoren in Prag und Erfurt ausbaden müssen. Auch die Gelehrten der Pariser Universität konnten davon ein Liedchen singen. Allerdings taten sie es nicht, und das war sehr vernünftig. Weder schlugen sie sich reuig an die Brust, noch versuchten sie, den Spieß umzudrehen und Eulenspiegel mit Verleumdungen in die Pfanne zu hauen. Nein, sein Auftritt in Paris blieb ein dunkler Punkt in ihrem Gelehrtenleben, da biß die Maus keinen Faden ab. So kam es, daß die Leute bald die Lust daran verloren, sich an ihrer Blamage die Mäuler zu wetzen.

Wie üblich hatte die Pariser Universität kurz vor Beendigung des Sommersemesters zu einem öffentlichen Streitgespräch geladen, in dem mehrere Doktoren ihren Titel verteidigen mußten. Stets waren diese Veranstaltungen äußerst langweilig und unerquicklich, denn sie gingen über sinnlose Haarspaltereien nicht hinaus. Gerade in dieser

Kunst aber war Eulenspiegel Meister. Darum stellte er sich vor den Professor, der die Verteidigung leitete, und blickte ihn fest an. Wohl stand der Gelehrte auf einem Stuhl und schaute erhaben über die Versammlung hinweg, doch der Mann zu seinen Füßen irritierte ihn immer mehr. Folglich sprach er ihn nach einem Weilchen an: »Lieber Gesell, warum guckst du so eindringlich? Möchtest du vielleicht etwas fragen?«

Eulenspiegel nickte treuherzig und sprach: »Ist es besser, wenn einer das tut, was er weiß, oder wenn er erst lernen will, was er nicht weiß? Oder andersherum: Werden die Bücher von den Doktoren oder die Doktoren von Büchern gemacht?« Zu dieser heiklen Frage schwieg die ganze Versammlung zuerst verblüfft. Dann begann der eine oder andere, mit seinem Nachbarn zu tuscheln. Sosehr aber der Professor den Hals auch reckte, Wortmeldungen gab es keine. Schließlich rief er böse: »Was gibt es schon an dieser Frage zu überlegen? Sie sollten eigentlich wissen, was Sie gelernt haben!«

Nach diesem deutlichen Fingerzeig war die Richtung klar. Stets wäre es besser, daß der Mensch lernt, was er nicht weiß, meinten alle bis auf einen. Der hatte leider nicht aufgepaßt. Sofort war das Streitgespräch entfacht, und sie palaverten, bis die Köpfe rauchten.

Schließlich platzte Eulenspiegel der Kragen: »Meine Herren Gelehrten«, rief er laut, daß sie erschrocken schwiegen, »ihr alle seid ganz große Narren. Stets wollt ihr lernen, was ihr nicht wißt. Doch was ihr tatsächlich wißt, das tut keiner. So schreibt ihr geistlos aus zehn Büchern ein elftes ab, anstatt eines zu verfassen, das das erste ist.«
Zu dem Professor aber sagte er, bevor er ging: »Es gehört mehr zur Gelehrsamkeit als Erbsen lesen.«



103. Historie Wie Eulenspiegel dem Teufel entkam



Der dicke Wirt vom »Krug« brachte die letzte Lage. Als jeder sein Bier hatte, erhob sich der schwarze Mann und sagte: »Liebe Trauergemeinde! Jedem, der noch einmal hat Eulenspiegel vor uns auferstehen lassen, danke ich. Doch bevor wir austrinken und die Nagelprobe machen, will ich meine Geschichte erzählen. Prost!«

Alle erhoben sich und nahmen einen kräftigen Schluck, auch die betrunkene Mutter und die Pflegerin, die bisher nur Apfelsaft getrunken hatte.

In vielen Berufen hatte Eulenspiegel sein Unwesen getrieben. Einmal meldete er sich in Berlin bei der Polizei und wurde Stadtknecht. Er bekam sein Mützlein auf und das Spießlein zugesteckt, und fertig war der Büttel. Allerdings hatte man mit ihm den Bock zum Gärtner gemacht, denn unter Ordnung verstand er etwas ganz anderes als seine Vorgesetzten.

Einmal wurde er ausgeschickt, um von einem notleidenden Bauern die Pacht einzutreiben. Eulenspiegel nahm Spieß und Blechkasse und trabte los, nichts Böses im Sinn. Unterwegs begegnete er einem Bauern, der nicht nach Mist, sondern verdächtig nach Pech und Schwefel stank. Kaum waren sie ein Stück Weg miteinander gegangen, da sagte der Bauer: »Willst du wirklich dem armen Pächter das Fell über die Ohren ziehen? Dein Herz schlagt doch nicht für die Büttel, die wie die Stechmücken über ihre Landsleute herfallen. Geh lieber mit mir einen Schatz heben, denn ich weiß, wo einer vergraben liegt. Die Hälfte davon soll dir gehören.«

Eulenspiegel wußte längst, daß er den Teufel zum Gesellschafter hatte. Nun, der Böse war in diesem Fall tatsächlich das kleinere Übel, und er willigte in die Schatzsuche ein. Dabei führte ihr Weg durch ein Dorf, in dem ein Kind gräßlich weinte. Plötzlich hörten sie die Mutter schimpfen: »Du alte Heulsuse, plärre nur weiter, bis dich der Teufel holt. Wenn er nur bald käme!«

»Hast du gehört?« fragte Eulenspiegel seinen Begleiter. »Sie bietet dir ihr Kind an. Warum nimmst du es nicht?«

Der Teufel winkte ab.

»Glaub mir«, sagte er, »der Mutter ist es damit nicht ernst. Sie ist nur wütend.«

Hinter dem Dorf trafen sie auf eine Schweineherde. Aus ihr war eine dicke, fette Sau ausgebrochen. Der Hirt lief ihr nach, um sie zurückzutreiben. Dabei fluchte er: »Du verdammte Mistsau, daß dich der Teufel hole!«

Eulenspiegel spitzte die Ohren. Er leckte sich die Lippen und stellte fest, daß ihm jetzt mehr nach einem Braten als nach einem Schatz gelüstete. Doch der Teufel bekundete kein Interesse, und Eulenspiegel fragte: »Warum nimmst du nicht die Sau, die er dir anbietet?«

Da der Teufel weiterhin schwieg, kündigte ihm Eulenspiegel die Freundschaft.

»Nimm die Sau, oder ich will mit dir nichts mehr zu schaffen haben!«

»Sieh«, besänftigte ihn der Teufel, »die Worte des Hirten gelten auch nicht. Er tobt nur herum. Würde ich ihm trotzdem die Sau wegnehmen, der arme Mann wüßte ja überhaupt nicht, wie er sie dem Besitzer ersetzen sollte. Ich will niemanden ins Elend stoßen! Komm nur mit. Ich warte auf etwas Besseres.«

Obwohl ihm bereits das Wasser im Munde zusammengelaufen war, fügte sich Eulenspiegel bei diesem vermeintlichen Hinweis auf den Schatz.

Bald standen sie vor dem Hof, dessen Pacht nicht bezahlt worden war. Der Bauer befand sich in der Scheune und drosch Stroh. Als er Eulenspiegel mit Spieß und Geldbüchse erblickte, rief er: »Willkommen, Herr Büttel, in drei Teufels Namen willkommen. Ja, daß dich nur der Teufel hole!«

Hierauf wandte sich der Teufel an Eulenspiegel. »Hast du seine Worte gehört? Bitter ernst ist es ihm mit seinem Fluch. Deshalb mußt du jetzt mit mir kommen.«

Dazu hatte Eulenspiegel eine andere Meinung.

»Wasch dir die Ohren, Gevatter!« sagte er. »Schon vorhin hatte ich dir die Gefolgschaft aufgekündigt. Suchst du jedoch Streit, dann bringe ich dich zum Bürgermeister. Ich bin nämlich der Stadtknecht und habe die Macht. Und wer die Macht hat, ist im Recht.«

»Wie du willst«, antwortete der Teufel und löste sich in Schall und Rauch auf.

Eulenspiegel jedoch schenkte dem armen Bauern Kasse und Spieß, wünschte ihm einen guten Tag und wurde nicht mehr gesehen.

Kaum hatte der schwarze Mann geendet, brach in der beschwipsten Trauergesellschaft eine heiße Diskussion aus. Meinten die einen, Eulenspiegel wäre doch noch vom Teufel geholt worden, so die anderen, daß er ihm ein Schnippchen geschlagen habe. Bald stand ein böser Zank ins Haus. Da sprang der Pfarrer auf den Tisch, befahl Ruhe und bat den schwarzen Mann um Aufklärung.

Auf einmal war es mucksmäuschenstill im Raum. Keiner hatte gemerkt, daß der Fremde nicht mehr unter ihnen weilte. Einer sah den anderen an, erhob sich und ging still nach Hause, jeder für sich allein.



Hans Clauerts Abenteuer

Nacherzählt dem Volksbuch von Bartholomäus Krüger

1. Abenteuer WIE CLAUERT DAS SCHLOSSERHANDWERK ERLERNTE



Vor etlichen Jahren wohnte in Trebbin, einem Städtchen der Mark Brandenburg, Peter Clauert mit seinem Eheweib. Sie hatten nur einen einzigen Sohn, den sie Hans nannten. Obwohl sie ihn mit großer Liebe aufzogen, geriet er, je älter er wurde, immer mehr in Verruf. Auf Grund seiner schalkhaften Natur war er ein Mensch, der seinesgleichen suchte. Auch späterhin gab es niemanden mehr, der es ihm an Erfindungsreichtum und absonderlichen Einfällen gleichtat.

Als Clauert den Kinderschuhen entwachsen war, gab ihn der Vater bei einem Schlosser in Zerbst in die Lehre. Dort zeigte er sich sehr anstellig. Doch einmal hatte der Lehrmeister seine Freunde zu einem fröhlichen Umtrunk geladen. Clauert machte den Mundschenk. Dies tat er so gewissenhaft, daß kein Becher ohne Wein, kein Krug ohne Bier blieb. Auch verkostete er selber gelegentlich den einen oder anderen Tropfen. Jedenfalls war er bereits gehörig in Schwung, als heftig gegen das Hoftor gepocht wurde.

»Nur ruhig«, rief Clauert, »ich komme ja schon.«

Lässig warf er den Riegel herum und öffnete die Tür. Vor ihm stand ein vierschrötiger Bauer, der ihn geringschätzig musterte. »Ich will ein Türschloß kaufen«, sagte der Bauer.

Du kommst mir gerade richtig, dachte Clauert, den es schon lange nach einem richtigen Spaß juckte.

»Leider darf ich das Geschäft nicht besorgen«, erklärte er höflich. »Darum muß ich den Meister holen. Doch gebt acht und redet laut und deutlich, denn mein Lehrherr ist furchtbar schwerhörig.«

Der Bauer nickte verständig, und Clauert eilte zurück in die Stube zum Zechgelage.

»Wo treibst du dich denn bloß herum, du Lümmel?« bullerte der Schlosser wütend, als er ihn sah. »Willst du uns vertrocknen lassen?«

»Herr«, antwortete Clauert artig, »vor dem Tor steht ein Bauer und will ein Schloß kaufen. Doch es scheint, der Mann ist stocktaub, und ich komme mit ihm nicht klar.«

»Alles muß man alleine machen«, knurrte der Schlosser und erhob sich von der Tafel.

Kaum war er zur Stubentür hinaus auf den Hof getreten, als der Bauer ihm schon entgegenbrüllte: »Einen guten Tag auch, Meister, guten Tag!«

Diese laute Begrüßung ließ die Trinkgesellschaft in der Stube verstummen. Nur Clauert lachte und sagte: »Habe ich die beiden zusammengebracht, so mag sie der Herrgott scheiden.«

Was er damit meinte, verstanden die Gäste nicht, noch weniger aber das unsägliche Herumgebrülle im Hof.



»Was für ein Schloß wollt Ihr haben?« schrie der Meister aus voller Kehle.

»Richtig, ein Schloß!« dröhnte der Bauer.

»Natürlich ein richtiges Schloß. Was denn sonst?«

»Ja, eines zum Schließen!«

Mit heftigen Gesten zeigte der Bauer, wie man schließt. Das ging dem Schlosser über die Hutschnur.

»Zum Teufel, wer hat mir nur diesen Idioten geschickt«, sprach er vor sich hin, aber leider für die guten Ohren des Bauern laut genug.

»Selber Idiot«, knurrte der in seinen Bart und ging auf den Schlosser zu, um ihm sein Begehren direkt ins Ohr zu brüllen. Der aber dachte, der Mann wollte handgreiflich werden, und er stieß ihm die Faust vor die Brust. Erbost schlug der Bauer zurück, und schon hatten sich beide am Kragen. Dabei bedachten sie sich mit derben Flüchen, und ihr wildes Getobe lockte die Ehefrau und die Magd an die Fenster. Plötzlich bekam der Bauer eine Axt zu fassen.

»Hilfe! Mord!« kreischten die Frauen und peitschten damit die Gäste von der Tafel. Die stürmten gerade noch rechtzeitig in den Hof, um den axtschwingenden Bauern zu entwaffnen und den Gastgeber aus dem Kampf zu zerren. Inzwischen kamen auch die Nachbarn geeilt, um Frieden zu stiften.

»Tut mir nichts, Leute«, bettelte der Bauer. »Statt mir ein Schloß zu verkaufen, schimpfte er mich einen Idioten und stieß mir die Faust vor die Brust.«

»Was denn sonst, wenn hier ein Wahnsinniger herumschreit und mir an die Wäsche will.«

Der Bauer stutzte.

»Ihr seid wohl gar nicht schwerhörig?« fragte er.

»Ich? Ihr seid stocktaub, wurde mir gesagt.«

Aller Augen richteten sich auf den Lehrjungen. Der zuckte mit den Schultern und schaute bedeppert drein, wohl eine haarige Tracht Prügel befürchtend. Schon wollten die beiden Kampfhähne dabei gemeinsame Sache machen, als plötzlich ein lauter Jubel anhob.

»Was für ein herrlicher Jux!« wieherten die Gäste vor Lachen und trommelten sich auf die Schenkel.

»Eure blöden Gesichter hättet ihr mal sehen sollen!« rief einer und wischte sich die Tränen aus den Augen.

»Glotze nicht Löcher in die Luft!« schnauzte der Schlosser seinen Stift an. »Willst du uns nicht bedienen?«

Schmunzelnd winkte er den Bauern in die Werkstatt. Als er später sein Bier trank, sagte der Bauer zu Clauert: »Paß nur auf, du Schelm, so etwas kann leicht schiefgehen.«

»Ach, laßt nur«, meinte der Meister und hob den Krug.

»Ich werde aus ihm schon noch einen rechtschaffenen Handwerksburschen machen.«

Seine Frau jedoch mißtraute dem Frieden.

»Trau, schau, wem?« sprach sie zur Magd, »man lehre keinen Affen Seide spinnen.«

2. Abenteuer WIE CLAUERT EIN PÄRCHEN ÜBERRASCHTE



Nachdem Clauert ausgelernt hatte, begab er sich auf Wanderschaft. Nirgendwo fand er aber eine Arbeit, und bald hatte er seinen letzten Zehrpfennig verbraucht. Arm und hungrig kam er in ein Dorf, in dem gerade Hochzeit gefeiert wurde. Zu den Gästen gehörten auch der Schmied mit seinem Weib und seiner hubschen Tochter. Ihm stellte sich Clauert als Kleinschmied vor, in der Hoffnung, bei ihm unentgeltlich Kost und Unterschlupf zu bekommen. Doch der Meister lehnte barsch ab.

»Was habe ich mit dir zu schaffen?« erklärte er. »Stets redet ihr Kleinschmiede verächtlich über die Grobschmiede, als wäre die Schlosserei der Nabel der Welt. Brauchst du eine Herberge, dann gehe ins Wirtshaus.«

Wie aber sollte Clauert aus leerem Beutel Geld zählen? Vielleicht ist der Schmied nicht mehr so abweisend, überlegte er, wenn er noch ein paar Maß Bier getrunken hat. Er ging zur Schmiede, schlich sich unter ein Schuppendach und harrte der Dinge, die noch kommen sollten. Doch der Schmied ließ lange auf sich warten, und die Nachtkühle kroch Clauert die Glieder hoch. Immer unbehaglicher wurde ihm. Auf einmal näherten sich Schritte. Bald erkannte er die Tochter des Schmieds, die gekommen war, das Vieh zu füttern. Während sie in ihrer Kammer den Putz ablegte und sich eine Schürze umband, ließ sie die Haustür offen. Schwupp, huschte Clauert in die Stube,

stieg auf die Ofenbank und kletterte in die Hürde, die sich auf dem großen Kachelofen befand. In diesem Korbgeflecht pflegte man eigentlich im Winter den Käse zu trocknen.

Wohl lag Clauert jetzt angenehm warm, aber doch voller Angst vor dem Schmied. Inzwischen hatte das Mädchen ihre Arbeit verrichtet, sich neu herausgeputzt, das Haus verschlossen und sich zurück zum Tanz begeben.

Clauert hatte noch kein Auge zugemacht, als kurz vor Mitternacht der Schmied hereinpolterte. Auch seiner Frau merkte man an, daß sie dem Wein reichlich zugesprochen hatte. So hatten die beiden auch nichts anderes im Sinn, als möglichst schnell in die Betten zu fallen. Folglich mußte Clauert weiter in seinem Korb kauern und auf ein Wunder warten. Das kam auch in Gestalt der Tochter, die den Sohn des Dorfschulzen mitbrachte. Leise machten sie es sich in der Stube gemütlich. Das Mädchen hatte eine Kerze angezündet und Brot und Käse aus der Küche geholt. Doch dem jungen Mann stand nicht der Sinn nach Essen und Trinken. Bald begannen sie miteinander zu schmusen, und sie gurrten und kicherten wie die Turteltauben. Clauert wurde es ganz schwummerig auf dem Ofen.

»Komm«, flüsterte nunmehr der Kavalier, »wir legen uns auf die Ofenbank.«

Das hübsche Mädchen hielt ihm jedoch die Hände fest.

»Willst du mich auch heiraten?«

Das wollte der Verführer allerdings nicht.

»Willst du mich nicht heiraten, dann mußt du mir zehn Groschen schenken.«

Die besaß der Freier jedoch nicht, und er begann den Preis leidenschaftlich herunterzuhandeln. Schließlich einigten sie sich auf fünf Groschen. Sofort zückte der Draufgänger seine Geldbörse und zählte die Münzen auf den gescheuerten Eichentisch. Kaum klimperte das letzte Geldstück auf das Holz, bereute das Mädchen den Handel. Flink nahm sie das Geld und wollte fliehen. Doch der enttäuschte Bürgermeistersohn packte sie noch rechtzeitig

und rief: »Wenn du nicht willst, auch gut. Aber so viel soll mir mein Geld wert sein, daß ich mir wenigstens den Kram angucke, den ich gekauft habe.«

Er hob das zappelnde Fräulein hoch und preßte es mit starker Hand auf die Ofenbank. Mit der anderen öffnete er Rock und Mieder. Während die beiden sich schafften, wollte Clauert selbstverständlich nichts von der Kirchweihe verpassen und lehnte sich weit über die Ofenkante. Plötzlich wogte Töchterleins Busen im Kerzenlicht, und mit lautem Getöse purzelte Clauert vom Ofen.

In panischer Angst stoben die jungen Leute davon, die Jungfrau in ihre Kammer, der Jüngling auf die Straße. Clauert hielt noch ein Weilchen den Atem an, doch der Lärm hatte den Schmied und seine Frau nicht aus den Betten geworfen. Befriedigt sammelte er das verstreute Geld vom Boden auf. Dann machte er sich über das verschmähte Nachtmahl her. Aber das Angebot war zu reichlich, so daß er noch Brot und Käse in seinem Bündel verstaute, bevor er sich trollte. Den Rest der Nacht verbrachte er außerhalb des Dorfes in einem Heuschober. Die Schmiede handhaben den großen Hammer nämlich weitaus besser als die Schlosser.

3. Abenteuer Wie Clauert zu einem Geschenk kam



Versehen mit Geld und Proviant, ging Clauert weiter auf Arbeitssuche. Da er sich gut aufs Büchsenmachen verstand, nahm ihn ein junger ungarischer Graf in seine Dienste. Der liebte die Jagd über alles und konnte einen Gesellen, der mit Flinten umzugehen verstand, gut gebrauchen. Besonders aber gefiel ihm an seinem neuen Diener, daß er voller Schnurren und Späße steckte und in seiner Nähe kein Auge vor Lachen trocken blieb. So kam es, daß Clauert nicht nur

pünktlich seinen Sold, sondern auch passable Trinkgelder erhielt. Leider aber hatte er von seinen Einkünften herzlich wenig, denn es gab im gräflichen Schloß kein Versteck, das die Bediensteten nicht entdeckten und ausraubten.

Weiterhin war es am Hofe Brauch, daß die Herrschaft beschenkt werden mußte. Vor allem die Mutter des jungen Grafen, die das Regiment führte, achtete sehr darauf, daß niemand das Mitbringsel vergaß, der von außerhalb kam. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, meinte sie und gab sich auch mit ein paar Masthähnchen zufrieden. Hauptsache, man kam nicht mit leeren Händen von Reise, Ausflug oder Verwandtenbesuch zurück.

Der einzige, der keine Anstalten machte, sich mit irgendeiner Kleinigkeit bei der Gräfin einzukratzen, war Clauert. Er besaß ja nichts. Doch dafür gab es kein Pardon. Jedenfalls stand er einmal dabei, als ein Diener seiner Herrin drei Masthähne überreichte, die er aus seinem Dorf mitgebracht hatte.

Die alte Dame zeigte Clauert einen Vogel und sprach: »Schau her, Hans, ist das nicht ein herrlicher Kapaun? Leider habe ich von dir noch nie etwas erhalten. Willst du mich manchmal gnädiger gestimmt sehen, dann denke daran: mit Geschenken ist gut lenken!«

Clauert errötete bis über beide Ohren.

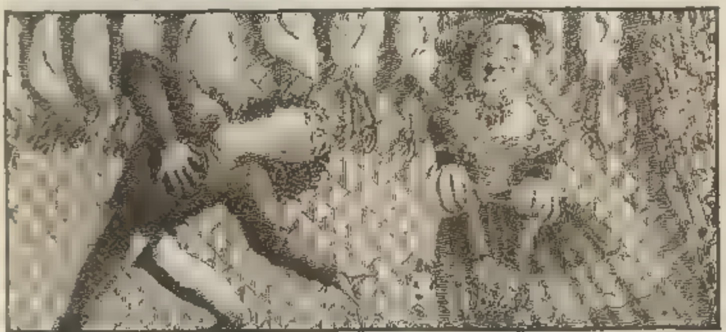
»Gnädige Frau«, antwortete er, »sollte mir der Herrgott jemals etwas bescheren, auf der Stelle werde ich es Euer Gnaden bringen.«

Genau wußte Clauert, daß er sich jetzt etwas einfallen lassen mußte. Täglich würde die Alte auf ein Geschenk von ihm lauern. Je länger er sie warten ließ, desto schlimmer würde sie ihm mitspielen. Es gab am Hof genügend üble Beschäftigungen, für die man abgestellt werden konnte.

»Mir soll die raffsüchtige Alte nicht das Leben zur Hölle machen!« rief er aus und ging, einer plötzlichen Eingebung folgend, zur Meierei. Der herrschaftliche Bauernhof lag ungefähr eine halbe Meile vom Schloß entfernt. Dort sagte er der Bäuerin: »Frau Meierin, heute abend findet im

Schloß ein großes Gelage statt. Deshalb hat die gnädige Frau Gräfin befohlen, alle Gänse und Kapaune zu schlachten. Na, Ihr wißt ja Bescheid, die Gräfin wünscht sie gebrüht, gerupft und ausgenommen. Sputet Euch! In einer Stunde komme ich das Geflügel holen.«

Die Bäuerin kannte Clauert gut und wußte, daß er beim jungen Herrn eine Vertrauensstellung einnahm. Deshalb stürzte sie sich ohne nachzudenken in die Arbeit. Als Clauert zur angegebenen Zeit erschien, standen bereits vier



Knechte mit zwei langen Stangen bereit, an denen die 54 Masthähne und 36 Gänse baumelten. Angelangt am Schloß, meldete er sich bei der Gräfin.

»Gnädige Frau«, sprach er mit Kratzfuß und Verbeugung, »bisher besaß ich leider nichts, das ich Euch hätte schenken können. Doch heute stand mir das Glück bei. Darum nehmt diese bescheidene Gabe, die ich Euch verehren will.«

Mit Kennermiene begutachtete die Gräfin das Federvieh. Von zartem Fleisch waren die Masthähne, fett genudelt die Gänse.

»Das hast du fein gemacht«, lobte die Herrin. »Ich werde es dir bei nächster Gelegenheit vergelten.«

Dummerweise vergaß die Gräfin, sich nach der Herkunft des Geflügels zu erkundigen. Doch schon am Abend erhielt sie Aufklärung.

Die Bäuerin vom Meierhof war gekommen und beschwerte sich. »Gnädige Frau«, sagte sie bekümmert,

»warum habt Ihr die Meierei so verwüsten lassen? Kein Kapaun scharrt mehr im Sand, keine Gans schnattert mehr herum. Dabei wäre es Euch doch ein leichtes gewesen, die Mahlzeit von Euren Untertanen abzufordern.«

Die Gräfin erschrak.

»Ich habe das Bauerngut verwüsten lassen?«

»Nun, ja doch, gnädige Frau. Der Büchsenmacher richtete Euren Befehl aus und ließ alle Kapaune und Gänse abschlachten.«

Da mußte sich die alte Dame setzen. Mit einer Handbewegung entließ sie die Bäuerin. Die hatte längst mitbekommen, daß an der Sache etwas faul war.

Nachdem sich die Gräfin von ihrem Schreck erholt hatte, schickte sie nach ihrem Sohn.

»Dein Büchsenmacher hat alle Kapaune und Gänse vom Meierhof umbringen lassen. Jag ihn sofort zum Teufel.«

Das wollte der junge Graf unter keinen Umständen, und er legte ein gutes Wort nach dem anderen für seinen Diener ein. Schließlich erhob sich seine Mutter und sagte, ohne Widerspruch zu dulden: »Der Clauert kommt mir nicht mehr unter die Augen.«

Dann rauschte sie in ihre Gemächer.

Der junge Graf glaubte, seine Mutter in den nächsten Tagen doch noch umstimmen zu können. Aber er hatte sich verrechnet. Weder wollte sie Clauert sehen noch seinen Namen nennen hören. Was sollte er machen? Einerseits durfte er die alte Dame nicht vernachlässigen, andererseits langweilte er sich bei ihr zu Tode ohne seinen Spaßmacher. Deshalb sagte er nach einer Woche zu Clauert: »Hans, überlege dir etwas, womit wir die Gräfin versöhnen können. So jedenfalls wie jetzt geht es nicht weiter.«

Auch Clauert hatte bereits über eine Wendung seines Schicksals nachgedacht. Nunmehr angesprochen, offerierte er seinen Plan. »Bester Herr Graf«, hob er an, »seit einer Woche habe ich mir schon das Hirn zermartert. Doch wie sehr ich auch meine Gedanken hin und her wälzte, ich kam

stets auf einen Vorschlag zurück, den Ihr einfach nicht billigen könnt.«

Der junge Graf wußte genau, daß es Clauert dick hinter den Ohren hatte.

»Du führst doch einen Streich im Schilde? Los, sprich dich aus. Ich bin mit von der Partie.«

Auf diese Ermunterung hatte Clauert nur gewartet.

»Die Sache ist ganz einfach. Ich stelle mich tot, und Ihr laßt mich feierlich begraben. Steht Eure Mutter dann an meinem Sarg, fleht Ihr sie an, daß sie mir die Missetat verzeihe. Tut sie es, auferstehe ich von den Toten und werfe mich ihr zu Füßen. Tut sie es nicht, nehme ich meinen Abschied.«

Der junge Graf ordnete alles so an, wie es Clauert ausgeheckt hatte. Er ließ einen Sarg kommen, und Clauert legte sich hinein. Danach wurden die Totenmesse vorbereitet, die Glocken geläutet und Fackeln für den Leichenzug angezündet. Als die alte Gräfin von Clauerts Hinscheiden vernahm, ließ sie alles stehen und liegen und ging zur Kirche.

»Warum hast du mir seinen Tod nicht gemeldet?« fragte sie ihren Sohn vorwurfsvoll.

»Aber Ihr wolltet doch von ihm nichts mehr hören und sehen, Mutter!«

»Der Tod versöhnt«, erklärte sie großmütig.

»Das stimmt, Mutter. Darum laßt ihn auch nicht ohne Euren Segen vor seinen Schöpfer treten. Könntet Ihr ihm doch vor aller Welt seine Missetat verzeihen!“

Wohl ging ihr diese Versöhnung ein bißchen zu weit, aber da das Wort im Raume stand, mußte sie ihr gutes Herz beweisen.

»Schrecklich hast du dich gegen mich versündigt, Hans«, sprach die alte Gräfin zum Sarg. »Trotzdem will ich dir die Schuld erlassen. Ich verzeihe dir so wahr, wie Gott uns unsere Sünden verzeihen wird.«

Als Clauert seinen Sündenerlaß vernahm, drückte er den Sargdeckel hoch, sprang aus dem Kasten, warf sich der fassungslosen Gräfin vor die Füße und bedankte sich innig-

lich für das versöhnende Wort. Die alte Dame rang nach Luft.

»Steh auf!« befahl sie schließlich mit brüchiger Stimme. Noch immer kreidebleich wandte sie sich an ihren Sohn. »Richte dem Clauert aus, daß er bleiben kann.«

Mit würdevoll erhobenem Haupt schritt die alte Gräfin zur Kirche hinaus, während sich Clauert und der junge Graf in die Arme fielen. Lediglich der Pfarrer und die Meierin zeigten sich mit dieser Veranstaltung wenig zufrieden. Jedenfalls blieb Clauert am Hof, bis die Türken kamen, die Städte Pest und Ofen besetzten und den jungen Grafen gefangennahmen. Da mußte Clauert wieder auf Wanderschaft gehen und Arbeit in seinem Handwerk suchen.

4. Abenteuer Wie Clauert Trompeter wurde



Die Flucht vor den Türken gestaltete sich äußerst entbehrungsreich. Nirgendwo fand sich ein Meister, bei dem Clauert Aufnahme fand. Bald besaß sein Gürtel kein Loch mehr, um das er ihn enger schnallen konnte. In seinem tiefsten Elend stieß er auf eine Rotte wilder Gesellen. Sie lärmten hinter einem Gebüsch und brieten zwei Ferkel am Spieß. Entschlossen ging Clauert auf sie zu.

»Wer immer ihr auch seid, liebe Gesellen, laßt mich an eurem Lagerfeuer Platz nehmen und gebt mir ein paar Bissen ab. Mit mir geht es sonst zu Ende.«

»Tritt näher, Freund«, sagte ein großer, hagerer Kerl, der der Anführer der Spitzbuben war. »Gern kannst du vom Spanferkel abbekommen. Allerdings mußt du wissen, daß sie gestohlen sind. Sollten uns die Häscher kriegen, dann gilt mitgegangen, mitgefangen.«

Clauert war alles egal. Er setzte sich, und man reichte

ihm Brot und Wein. Vor ihm brutzelten die Ferkel, und seine Lebensgeister wurden nach und nach munter. Nachdem er gegessen, getrunken und ausgeschlafen hatte, nahmen ihn die Diebe und Gaukler in die Lehre. Es dauerte gar nicht lange, und er konnte besser als seine Meister einbrechen, stehlen und täuschen und sogar auf der Trompete blasen.

»Clauert«, sagte deshalb eines Tages der lange Hagere zu ihm, »keiner von uns kann dir das Wasser reichen, darum sollst du unser Anführer sein.«

Voller Rührung antwortete Clauert: »Ich danke euch, liebe Freunde, für euer Vertrauen. Doch leider kann ich nicht mehr bei euch bleiben, warten doch in meiner Heimat drei kleine Kinder auf den Ernährer. Haltet ihr fest zusammen wie bisher und macht euren Schnitt. Ich aber nehme morgen früh meinen Abschied von euch.«

Wie angekündigt, trennten sie sich am nächsten Tag. Zog der Trupp plündernd in die eine Richtung, so Clauert gaukelnd in die andere. Er wanderte von Stadt zu Stadt und gab sich in den Wirtshäusern als der Turmbläser von Ofen aus. In wüsten Farben schilderte er den Einfall der Türken und das Gemetzel, das sie angerichtet hatten. Für ein Abendbrot ließ er sich sogar herbei, das ungarische Signal für »Feind in Sicht!« zu blasen. Glücklicherweise traf er auf niemanden, der es kannte.



5. Abenteuer WIE CLAUERT ZUM STURM AUF DIE STÄDTE PEST UND OFEN BLIES



Clauert zog durch die Lande und hielt sich mit seiner Kunst einigermaßen über Wasser. Dabei kam er in eine Stadt, in der es zwei Wirtshäuser und ein Domkapitel gab. Er erkundigte sich nach der besten Herberge und suchte sie auf. Doch die Wirtin gab ihm weder Kost noch Unterkunft.

»Mein Mann ist verreist«, sagte sie, »und er hat mir strengstens verboten, jemanden aufzunehmen. Es gibt zu viele Verbrecher und Schurken, die eine hilflose Frau um Gut und Ehre bringen könnten.«

»Aber liebe Frau«, entgegnete Clauert, »sehe ich vielleicht so aus?«

»Ein bißchen seht ihr alle so aus«, meinte die Wirtin. »Gebt Euch keine Mühe mehr, ich vermiete nicht.«

Bekümmert trat Clauert hinaus auf den Flur. Vor sich sah er eine Stube, deren Tür offen stand. Ein frisch bezogenes Bett lockte unwiderstehlich. Oho, dachte Clauert, hier wird bestimmt auf einen vornehmen Gast gewartet. Ohne sich weiter zu besinnen, ging er in die Stube und legte sich unter das Bett. Feine Herren lieben feine Späße. Dafür wollte er schon sorgen und auf seine Kosten kommen. Doch wie er auch wartete und ausharrte, niemand ließ sich blicken. Schon wollte er sein unbequemes Lager aufgeben, als die Wirtin mit einem großen Korb hereinkam und hinter ihr der Dompfarrer. Die Frau deckte einen reichhaltigen Abendbrottisch mit Brot, Schinken, Käse und Bier, während der Pfarrer Süßholz raspelte. Hin und wieder mußte die Frau hinausgehen, um das Gesinde in die Betten zu treiben. Endlich war Ruhe eingekehrt, und die beiden schmatzten und schlürften nach Herzenslust. Als das Mahl sich dem Ende neigte, fragte der Pfarrer: »Sag, Frau, hast du schon von dem Sturm der Türken auf Pest und Ofen gehört?«

Die Wirtin lispelte verlegen, denn von Politik wollte sie nichts hören. Allerdings hatte der Pfarrer gar nicht vor, das Liebesabenteuer zu versäumen.

»Komm«, sagte er, »wir spielen jetzt den Sturm. Du ziehst dich aus, wartest am Bett und stellst die Städte Pest und Ofen dar. Ich werde dir dann zeigen, wie die Türken die Festung stürmten.«

Dieses Spiel machte der Wirtin Spaß. Im Nu hatte sie sich entkleidet und in Positur gestellt, während sich der Pfarrer gemächlich seiner Wäsche entledigte. Dann aber warf er die Arme hoch, schrie »juchhe!« und stürmte mit eingelegter Lanze los, brachte sie aber nicht ins Ziel. Denn unter dem Bett hatte Clauert seine Trompete angesetzt und durch die Beine der Frau seinerseits zur Attacke geblasen. Mit grellem Schrei stürzten die beiden Spieler splitterfasernackt zur Stube hinaus und glaubten, der Leibhaftige wäre hinter ihnen her. Während die Wirtin ohnmächtig in der Gaststube zusammenbrach, schlackerte der Pfarrer im Pferdestall. Lange dauerte es, bis die beiden ihre fünf Sinne wieder beieinander hatten, jedenfalls lange genug für Clauert. Der aß und trank, bis er nicht mehr konnte. Dann zog er sich den braunen Mantel des Pfarrers an, band den einen Ärmel zu, verstaute in ihm die beiden silbernen Becher und stapfte zur nächsten Herberge. Hier legte er sich auf die Bank und wartete auf den ersten Hahnenschrei, der den Wirt wecken würde.

Morgens wurde Clauert aufgenommen. Nachdem er sich noch ein wenig ausgeruht hatte, wollte er essen. Da er sich dazu Wein bestellte, wurde der Wirt mißtrauisch und verlangte Vorauskasse.

Clauert gab einen Silberbecher in Zahlung. Der Wirt prüfte die Prägemarke und entdeckte das Zeichen seines Nachbarn. Sofort schickte er einen Boten zur Wirtin und ließ anfragen, ob sie einen silbernen Weinbecher vermisse. Ihr fehlten natürlich zwei, und sie eilte sofort herbei.

»Wie bist du Spitzbube an meine Becher gekommen?« fragte sie aufgeregt Clauert.

Der aber sagte: »Ihr irrt Euch, Frau Wirtin. Die beiden Becher habe ich niemandem gestohlen. Ich habe sie gewonnen, wo Pest und Ofen gestürmt werden sollten. Ich selbst habe dabei zum Sturm geblasen.«

Die Wirtin erstarrte zur Salzsäule. Doch Clauert half ihr aus der Klemme. »Wenn Euch die Becher gefallen, dann könnt Ihr sie mir gern für einen angemessenen Preis abkaufen.«

Dieses Angebot mußte die Frau annehmen, sollte ihr Abenteuer mit dem Pfarrer nicht ruchbar werden.

»Kommt mit mir«, sagte sie, »wir werden uns schon einig.«

Dem Wirt versprach sie, Clauerts Zeche zu begleichen. Angekommen in ihrer Herberge, nahm sie fünfzig Taler aus ihrer Geheimschatulle und zählte sie auf den Tisch.

»Werdet Ihr noch lange in der Stadt sein?« fragte sie dabei, doch Clauert beruhigte sie.

»Seid unbesorgt, gute Frau. Von mir erfährt keine Menschenseele etwas.«

Da seufzte sie erleichtert auf

Nachdem Clauert seine Taler eingestrichen hatte, ging er hinaus auf die Straße und begann, fröhlich zu singen und zu springen und auf der Trompete zu blasen. Neugierig schauten die Leute heraus, glücklicherweise der Pfarrer auch. Als der nämlich den Harlekin mit dem stadtbekannten braunen Mantel sah, packte ihn die Angst. Er lief hinaus und begab sich unauffällig an Clauerts Seite. Leise bot er ihm dreißig Taler für den Mantel und strengste Verschwiegenheit.

»Ich weiß, Herr Pfarrer«, antwortete Clauert und streifte den Mantel ab, »der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach.«

6. Abenteuer Wie Clauert verkuppelt wurde



Nachdem Clauert achtzig Taler für nichts und wieder nichts kassiert hatte, zog es ihn mit aller Macht nach Trebbin in die Heimat. Fest nahm er sich vor, ein neues Leben zu beginnen. Darum verschenkte er auch seine heißgeliebte Trompete. Nichts sollte mehr an sein Gauklerleben erinnern. So geschah es, daß er fromm an die Tür des väterlichen Hauses klopfte und seinen Reichtum bescheiden auf dem Tisch ausbreitete.

»Du bist mir ein guter Sohn!« freute sich der Vater. »Manchmal dachte ich schon, du wärest ein verlorener. Verzeih mir die schlechte Meinung, die ich von dir hatte.«

Überwältigt von dieser Rede, umarmte Clauert den Vater. Er versprach, für immer in Trebbin zu bleiben.

»Wenn du das ehrlich meinst«, erklärte der Vater, der seinem Sohn endgültig die alte Haut abziehen wollte, »dann brauchst du auch eine Frau. Die Ehe ist die beste Geldanlage.«

Heiraten in Hast bringt lange Last, wollte Clauert antworten, doch der Vater sprach bereits in leuchtenden Farben von einem prächtigen Weib, das etwas von Haushalt und Arbeit verstand. In diesem Augenblick kam der Nachbar, der die Rückkehr des verlorenen Sohnes beobachtet hatte. Als er den Geldschatz erblickte, fiel ihm sofort seine verwitwete Tochter ein.

»Bist ein strammer Kerl geworden, Hans«, meinte er anerkennend, und ehe es sich Clauert versah, hatten ihn die beiden Alten verkuppelt. Nun wußte er, daß er für immer in Trebbin ansässig geworden war. Die Margareta war tatsächlich ein patentes Frauenzimmer, und ihren Sohn Gregor mochte Clauert auch.

7. Abenteuer WIE CLAUERT EINE HOCHZEITSGESELLSCHAFT UNTERHIELT



Clauerts Hochzeit war das heiterste Kapitel in seinem Eheleben. Weil er so viel Spaß am Heiraten zeigte, wurde er zum Vorreiten für die Hochzeit von Valtin Lusse und Margret Müller aus Trebbin, des Bürgermeisters Tochter, gekürt. Er hatte die Braut in Begleitung ihres Hofstaates zum Ort des Bräutigams zu führen Das tat er auch mit Schmiß und guter Laune, und bald lachten alle über seine vergeblichen Versuche, dem Jagdhorn ein paar Töne zu entlocken.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Treuenbrietzener Empfangskomitee. Valtin Lusses Gemeinde hatte einen gelehrten Mann aufgeboten, der auf halbem Wege mit geistvoller Rede die Trebbiner Karawane begrüßen sollte. Tatsächlich hatte der Redner ein feines Wort zum Tage ausgebrütet und auswendig gelernt. Doch als er die übermütig lärmende Truppe aus Trebbin ankommen sah, rutschte ihm das Herz in die Hose. Dann war es soweit. Die Vorreiter salutierten und Treuenbrietzens Wortkünstler begann:

»Versammelte Verehrung...«

Die Treuenbrietzener fielen fast von den Pferden, die angegackerten Trebbiner jubelten auf.

»Verehrte Versammlung ehrwürdiger Bürger Trebbins, die ihr uns in die Mitte der Braut führt...«

Auf stöhnten die Gefolgsleute, der Redner wischte sich den Schweiß, die Braut errötete, und ihr Volk klatschte in die Hände. »...die ihr uns in eurer Mitte die Braut zuführt...«

Fertig mit den Nerven, schluchzte der arme Mann und drohte in den Erdboden zu versinken. Doch kurz entschlossen blies Clauert das Signal »Sau tot!«. Dann rief er: »Seid so lieb, guter Freund, und haltet noch ein wenig ein mit Eurer schönen Ansprache. Ich muß erst meine Hofleute zählen. Mir ist, als hätten wir unterwegs einen Knappen verloren.«

Fröhlich blies er noch einmal in sein Horn und trabte drei-, viermal um Wagen und Reiter herum, und alle halfen ihm zählen. Diese Verschnaufpause reichte für den Sprecher Treuenbrietzens vollends aus, um sich wieder zu besinnen. Als Clauert die Vollzähligkeit der Trebbiner Mannschaft einschließlich Braut vermeldete, war der Bann gebrochen. Man wurde Zeuge einer ausgefeilten Rede, die allen zu Herzen ging.

Nun gab es in Treuenbrietzen noch einen weiteren Brauch. Feierte ein Ratsmitglied oder eines seiner Kinder Hochzeit, dann wurde am dritten Tag danach ausgeritten zum Bauerngut. Jeder Mann mußte eine Frau hinter sich aufs Pferd nehmen, damit sie dann draußen bei frischer Milch, Butter und Wurst neben ihm sitze. Clauert, der sich mit seiner Lustigkeit inzwischen alle Herzen erobert hatte, bekam ein vornehmes Fräulein zugeteilt. Ewig genierte sie sich und mäkelte an diesem und jenem herum. Darum nahm sich Clauert vor, sie bei Gelegenheit ein bißchen in Wallung zu bringen. Als sie von der Meierei zurück in die Stadt ritten, gab er plötzlich dem Pferd die Sporen. Das machte einen mächtigen Satz, und das Fräulein kreischte auf und immer schlimmer, je wilder der Galopp ging.

»Hört auf!« schrie sie. »Hilfe, ich falle!«

»So greift schon herum und haltet Euch am Sattelkopf fest!« rief Clauert zurück.

Das tat das Fräulein und hatte in ihrer Verzweiflung vergessen, daß das Pferd überhaupt nicht gesattelt war. Also verkrallte sie sich in Clauerts Hosenlatz, und weiter ging der Galopp. Fast alle Ausflügler waren schon da, als Clauert heranpreschte.

Er hielt und rief: »Schaut her, ihr frommen Leute, und seht, was die Jungfrau mit mir macht!«

Das gab vielleicht ein Hallo, und ganz Treuenbrietzen schüttete sich aus vor Lachen. Nur dem Mädchen schossen

die Tränen in die Augen, als sie ihren Irrtum erkannte. Mehr tot als lebendig rutschte sie vom Pferd und stolperte nach Hause. Sie vergrub sich in ihr Zimmer und kam bis zum Ende der Feierlichkeiten nicht mehr hervor. Clauert hatte deswegen keine Gewissensbisse. »Vornehme Glokken läuten nicht alle Tage«, sagte er.

8. Abenteuer Wie Clauert sein Vermögen verspielte



Nach der Hochzeit in Treuenbrietzen war Clauert noch lange aufgekratzt. Er fand, daß sich nach dem Geräusch der Feile schlecht singen, nach dem Klopfen des Hammers schlecht tanzen ließ. Kurzum, die Schlosserei hatte er satt. Nunmehr versuchte er sich als Kaufmann. Er reiste nach Mecklenburg und kaufte dort an die zweihundert Ziegen und Böcke. Im August, am Tag des heiligen Laurentius, trieb er das Vieh auf den Markt von Jüterbog. Es dauerte nicht lange, und er hatte seine Herde mit Gewinn verkauft. Doch Clauert genügte das nicht.

Als er im Stadtkeller mehrere Gauner beim Kartenspiel antraf, juckten ihm sofort die Finger. Er dachte an seine Spitzbubenzeit und wollte seinen Reibach machen. Doch je länger er spielte, desto höher verlor er. Schließlich hatten ihm die Schurken das gesamte Vermögen abgenommen. Großzügig schenkten sie ihm zur bleibenden Erinnerung das Kartenspiel. Das legte er in seinen Korb und trottete nach Hause. Hier hängte er das Behältnis samt Inhalt an die Wand, bevor er sich in die Stube setzte, die Hände über dem Kopf verschränkte und Trübsal blies.

Eine solche Traurigkeit hatte Greta an ihm noch nie kennengelernt. Sie setzte sich zu ihm und fragte: »Was hast du, Hans? Hast du das Vieh schlecht verkauft und grämst dich deswegen?«

»Ach, Greta«, seufzte Clauert, »geh hinaus und nimm den Korb von der Wand. In ihm findest du die Quittung für mein Geld.«

Das fand Greta merkwürdig, und sie holte den Korb. Doch als sie das Kartenspiel in der Hand hielt, erschrak sie heftig. »Hans!« rief sie. »Hast du etwa unser ganzes Geld verspielt?«

»Das mußt du anders sehen«, verteidigte sich Clauert. »Der heilige Laurentius ist der Schutzpatron der Armen. Darum hat er von mir genommen und ihnen gegeben.«

Diese Ausrede machte Greta fuchtig.

»Versündige dich nicht an den Heiligen!« zeterte sie. »Sie lieben die Strolche nicht, die dein Umgang sind. Oh, das flüstere ich dir, diesen Streich sollst du mir büßen. Wie kann man nur das ganze Geld verschleudern!«

Sie warf sich das Tuch über und rannte zum Rathaus. Dort tagte gerade der Rat, als sie hereinplatzte und ihren Mann verklagte. »Die gesamte Barschaft hat der Kerl verspielt«, schimpfte sie schon in der Tür. »Ich verlange, daß ihr ihn euch vornehmt, bevor er mich an den Bettelstab gebracht hat. Haus und Hof wird er noch vergeuden, wenn ihr ihn nicht zur Vernunft bringt. Befehlt ihm, daß er fortan auf mich hören und mir folgen muß!«

Um das rasende Weib zu beschwichtigen, wurde Clauert unverzüglich vorgeladen. Zuerst erhielt er eine saftige Standpauke. Dann wurde ihm auferlegt, bei Geld- und Vermögensangelegenheiten hinfort auf den guten Rat seines Weibes zu merken und ihr zu folgen. Völlig zerknirscht versprach Clauert, sich nach dieser Anordnung gewissenhaft zu richten. Seinem weiterhin keifenden Weib ein paar Meter voran, schritt er nach Hause. Halb Trebbin amüsierte sich über diese Szene.

Hinter Clauerts Haustür stand ein schwerer eichener Prügel. Den griff er sich plötzlich, schwang ihn drohend und ging auf Greta los. Da wußte sie, daß der Topf überkochte. und sie floh in den Hof. Doch Clauert blieb ihr auf den Fersen, trieb sie ins Haus hinein und wieder hinaus.

Jetzt lief sie auf die Straße und versteckte sich bei einem Nachbarn. Clauert aber ging schnurstracks zum Rat und forderte einen zweiten Erlaß.

»Hoher Rat«, sagte er, »ich bitte um Entschuldigung für die neuerliche Störung. Doch ihr hattet mir auferlegt, meiner Frau zu folgen. Das tat ich, aber umsonst. Sie läuft einfach zu schnell für meine Füße, die von der langen Reise müde sind. Ruft sie also her und befehlt ihr, daß sie auf mich warten muß.«

»Geh nach Hause, Clauert«, antwortete der Bürgermeister. »Wir mischen uns nicht mehr ein. Es ist keine Ehe, sie hat ihre Wehe.«

9. Abenteuer WIE CLAUERT EINEN BRIEF BEFÖRDERTE



Das verspielte Geld ließ Greta nicht ruhen. Sie konnte diese Verschwendung nicht fassen, und es verging kein Tag, an dem nicht ihre Ehe mehr Hölle als Himmel war. Sie piesackte ihren Hans bis aufs Blut, und immer häufiger riß ihm der Geduldsfaden. Dann schnappte er sich den Knüppel und sorgte für Ruhe im Bau. Das wiederum brachte die Gattin vollends in Harnisch. Sie ließ sich doch nicht behandeln wie ein Stück Vieh! In ihrer unbeschreiblichen Wut ging sie zum Kurfürsten von Brandenburg und schwärzte ihren Ehegemahl an.

Der Herrscher hatte schon mehrmals böse Kunde über Clauert erhalten. Als nun auch noch sein Weib kam, lief das Faß über. Clauert erhielt eine Vorladung. Da der Regent sein Vorurteil bereits gebildet hatte, verlief das Verhör kurz und knapp. Clauert hatte das gemeinsame Geld verspielt, und dafür wurden ihm die Leviten gelesen.

Schließlich erklärte der Kurfürst: »Demnächst werde ich in Trebbin ein Nachtlager haben. Danach wird der Hauptmann von Trebbin und Zossen, Eustachius von

Schlieben, das Urteil über dich fällen. Hier ist noch ein Brief an ihn, den du ihm schnellstens und ohne jeglichen Verzug zu überbringen hast.«

Nun kam Clauert nicht aus Dummsdorf. Kaum war er von seinem obersten Richter entlassen, brach er den Brief auf und ging zum Schreiber, der ihm für ein Entgelt von drei Pfennigen den Inhalt vorlas. Dieser war, wie erwartet, wenig erbaulich. Hauptmann von Schlieben erhielt nämlich den Befehl, den Überbringer sofort einzulochen und bis zur Ankunft des Kurfürsten in Verwahrung zu nehmen.

»Fürwahr«, bestätigte Clauert, »diese Post muß rasch befördert werden. Zu schade, daß ich noch einen Abstecher nach Bernau machen muß.«

Er ging an die Spree, warf das Schreiben hinein und begab sich zum Bernauer Keller, in dem ein vorzügliches Bier ausgeschenkt wurde.

Nach fünf Tagen ritt der Kurfürst in Trebbin ein. Hauptmann von Schlieben hatte ihn noch gar nicht richtig empfangen, als er gefragt wurde: »Und wie steht die Sache mit Clauert? Brummt er noch, oder habt Ihr ihn etwa freigelassen?«

Der Hauptmann blickte sein Oberhaupt hilflos an.

»Ich verstehe Euch nicht, Euer Gnaden«, stammelte er erschrocken, weil Untergebene stets ein schlechtes Gewissen haben.

Total verstimmt erfuhr der Kurfürst, daß Clauert keinen Brief ausgehändigt hatte. Sofort wurde er herbeibefohlen. Als er erschien, fragte ihn der Kurfürst: »Wo hast du den Brief gelassen, den wir für den Hauptmann mitgaben?«

»Wie das?« rief Clauert. »Ist die Post denn noch nicht da? Das kann nicht mit rechten Dingen zugegangen sein!«

»Wieso soll mein Brief angekommen sein, wenn du ihn nicht abgegeben hast? Also raus mit der Sprache: Wo hast du ihn gelassen?«

Clauert spielte weiter den Erstaunten.

»Gnädigster Kurfürst und Herr«, sprach er fromm, »Euer Gnaden befahlen mir, ohne Verzug den Brief zu besor-

gen. Nun hatte ich aber noch einige geschäftliche Angelegenheiten in Berlin und Bernau zu erledigen. Was also sollte ich tun? Da sah ich unsere Spree fließen, und mir kam der rettende Gedanke. Ich warf den Brief hinein, damit sie ihn unverzüglich ans Ziel bringe. Es ist mir unverständlich, an welcher Stelle sie aufgehalten wurde.«

»Ist das dein Ernst, Clauert?«

»So wahr ich hier stehe, hochlöblicher Herr Kurfürst. Niemals würde ich es wagen, Euch einen Bären aufzubinden.«

»Und woher wußtest du, was ich geschrieben habe?«

»Euer Schreiber las es mir für drei Pfennige vor.«

Der Kurfürst lachte plötzlich. »Und die fehlten dir dann beim Bernauer Bier?«

»Eigentlich nicht, Euer Gnaden. Als ich im Bernauer



Keller die Geschichte von der Wasserpost erzählte, bekam ich bis zum Schlafengehen spendiert.«

Längst schon war der Zorn verraucht, und der Kurfürst trug seinem Hauptmann auf, ein Faß Bier herbeizuschaffen.

»Auch ich bin nicht knickerig«, meinte er und später: »Kommst du mal wieder nach Berlin, bist du mir zu jeder Zeit und Stunde willkommen.«

»Ein ehrlicher Mann ist überall daheim«, versicherte Clauert und ließ sich das Bier schmecken

10. Abenteuer Wie Clauert für seine Frau Wein holte



Die Begegnung mit dem Kurfürsten hatte Clauert wieder Oberwasser gegenüber seiner Greta gegeben. Obwohl sie im Recht war, hatte sie es nirgendwo bekommen. Darum haderte sie ausgiebig mit ihrem Schicksal, nicht als Mann auf die Welt gekommen zu sein. Die Butter vom Brot nehmen ließ sie sich aber trotzdem nicht. Da Clauert heiteren Gemüts war, ließ er seine Greta in aller Ruhe gewähren. Bekam er auch keinen einzigen Pfennig mehr für einen kleinen Gang in den Krug, so blieb seine Kehle keinesfalls trocken. Selbst wenn es anderweitig auf Kosten seines Weibes ging.

Es war nach dem Besuch des Kurfürsten nur wenig Wasser die Spree hinuntergeflossen, als wiederum eine hochgestellte Persönlichkeit in Trebbin Station machte. Ruhig genoß der edle Herr seinen Wein, als Clauert kam, um für seine kranke Frau Wein zu schnorren. Kaum entdeckte er den Edelmann, hatte er einen Einfall. Irgendwann mußte der ja mal auf den Hof, und so geschah es auch. Wie verabredet, gab Clauert dem Koch einen Wink, und beide gingen ebenfalls ihr Geschäft verrichten. Dabei sprach Clauert wehleidig, aber doch laut genug für den Herrn: »Meine Greta liegt im Bett und fiebert. Das ist ein großer Jammer für mich und meine Kinder, die die Mutter brauchen. Wenn ich nur wüßte, wie ich zu einem bißchen Wein käme, um sie zu laben und hochzupäppeln. Aber die Pacht hat alles Geld verschlungen, und du weißt ja selbst, daß es kaum noch Barmherzigkeit unter den Menschen gibt.«

Ohne auf den Edelmann zu achten, gingen sie zurück, der Koch in die Küche, Clauert in die Gaststube. Nachdem der Edelmann den armen Schlucker eindringlich gemustert hatte, befahl er dem Wirt: »Bringt dem Mann dort eine Kanne Rheinwein!«

Clauert bedankte sich bescheiden. Er nahm die Kanne und ging zur Tür hinaus, aber in die falsche Richtung. Statt seinem kranken Weib den Trunk zu bringen, verirrte er sich in die Küche. Die Köche gaben ihm ein paar Bissen und halfen dafür mit, das Gefäß bis zum Grund zu leeren. Da sagte der eine Koch: »Du lieber Himmel, ist das ein guter Tropfen! Noch eine Kanne, Clauert, und ich tische dir ein Mahl auf, daß dir die Augen überlaufen.«

»Das läßt sich einrichten«, meinte Clauert und füllte die Kanne mit Wasser. Dann beobachtete er den Edelmann. In dem Augenblick, als der zum Fenster hinaus auf die Straße blickte, flitzte er hinaus. Vor dem Fenster stolperte er, schlug der Länge nach hin und verschüttete den Inhalt der Kanne. Mit allergrößter Anstrengung erhob er sich wieder und prüfte mit schmerzverzerrtem Gesicht das leere Gefäß. Dieses Elend rührte den Edelmann. Er klopfte an die Scheibe und winkte Clauert herein. Voller Mitleid spendierte er eine zweite Kanne Rheinwein. Überglücklich nahm sie Clauert entgegen und soff und praßte mit den Köchen weiter. Die kranke Greta aber mußte Wasser trinken.

11. Abenteuer WIE CLAUERT SCHÜTZENKÖNIG WURDE



Markgraf Joachim, der Kurfürst von Brandenburg, schätzte das Vogelschießen. Stets nahm Clauert an dieser Veranstaltung teil, spannte seinem Herrn den Bogen und hielt ihn mit allerlei Späßen bei Laune. Kurz nach der feucht-fröhlichen Rheinweinverkostung war wiederum ein Vogelschießen angesagt. Doch diesmal hatte sich Clauert verspätet, und der Kurfürst langweilte sich. Die ganze Schießerei schien verpatzt, als er endlich eintraf. Weil Markgraf Joachim ihn als vortrefflichen Schützen kannte, reichte er Clauert seinen Bogen.

»Schieße für mich!« befahl er dem Zuspätgekommenen.

Die umstehenden Schützen kannten Clauert nicht und lauerten voller Spannung auf sein Versagen. Der nahm den Bogen und zielte unverständlicherweise auf den Riegel, der unten die Stange festhielt.

»Wer hat denn diesen Narren aufgegabelt?« rief einer und ein anderer: »Die Narrenkappe gehört ihm und nicht der Bogen!«

Auch der Kurfürst verstand dieses närrische Verhalten nicht und fragte schließlich: »Hans, was machst du da? Auf diese Weise wirst du den Vogel nie herunterholen.«

»Da bin ich anderer Meinung, gnädiger Herr«, erwiderte Clauert. »Zerschieße ich den Riegel, kann das Vögelchen nicht oben bleiben.«

Allerdings schoß er dann weit daneben, und die anderen Schützen lachten hämisch über den Narren. Der Kurfürst hingegen war ärgerlich und stellte Clauert zur Rede.

»Warum hörst du nicht, wenn man dir etwas sagt?« schimpfte er.

Doch wiederum war Clauert um eine Antwort nicht verlegen.

»Ach, gnädiger Herr, geht nicht zu sehr mit mir ins Gericht. Das Lernen hat kein Narr erfunden.«

Resigniert wandte sich der Landesherr ab, und das Schießen ging weiter. Wohl streiften einige Pfeile den Vogel, aber herunter bekam ihn keiner. Als die Reihe erneut an den Kurfürsten kam, befahl er Clauert wiederum, für ihn zu schießen. Streng ermahnte er ihn, den Auftrag ernst zu nehmen und die Ehre zu würdigen, die ihm damit zuteil werde. Die anderen Schützen hatten jetzt einen Kreis gebildet und rissen ihre Witze über den Trebbiner Dummerjahn. Und sie kamen voll auf ihre Kosten. Mit zittrigen Händen spannte Clauert den Bogen, wackelte hin und her und erkundigte sich ein um das andere Mal bei seinem Herrn, ob er richtig angelegt habe. Der aber schwieg fassungslos, während seine Gesellschaft immer unverhohlener den Narren hänselte.

»Hast du auch deine Mutti gefragt, ob du darfst?« rief

der eine und ein anderer: »Nimm die Finger von der Sehne, sonst fliegen sie mit!«

»Auf welche Wolke zielst du denn?« fragte eine Stimme von hinten, und eine andere ergänzte: »Hoffentlich holt er nicht die Sonne herunter!«

Plötzlich schrie jemand, als Clauert gar zu schlimm wakkelte: »Gnädiger Herr, nehmt ihm den Bogen weg, sonst schießt er noch einen von uns tot!«

»Clauert!« befahl darauf der Kurfürst streng. »Sofort gibst du den Bogen…«

Doch weiter kam er nicht. In diesem allgemeinen Wirrwarr hatte Clauert blitzschnell gezielt und geschossen, und der Vogel plauzte dem Kurfürsten direkt vor die Füße. Der klatschte vor Freude in die Hände und rief: »Bravo!«, doch um ihn herum regten sich weder Hände noch Zungen.

»Clauert hat für mich geschossen!« sprach der Kurfürst, und es klang wie ein Befehl.

Sofort ließen alle den Schützenkönig dreimal hochleben Wer zur Innung gehört, hat auch die rechte Gesinnung.

12. Abenteuer WIE CLAUERT PREDIGER WURDE



Zusammen mit Fabian Tauerbier machte sich Clauert auf den Weg, um in mecklenburgischen Dörfern Rinder aufzukaufen. Wie üblich wollte er die Herde am Tag des heiligen Laurentius auf dem Jüterboger Viehmarkt verkaufen.

Es war an einem heißen Sommertag, als sie nach Sebkow kamen und trockene Kehlen hatten Ohne nach rechts und links zu gucken, strebten sie sofort zum Krug.

»Hei, wie jetzt das Bier zischen wird!« rief Clauert und drückte auf die Türklinke, doch der Krug war verschlossen. Sie gingen um die Wirtschaft herum, fanden aber keine Menschenseele. Endlich entdeckten sie auf dem Nach-

barhof einen Jungen, der aus dem Brunnen Wasser schöpfte.

»Hallo, du«, fragte ihn Clauert, »weißt du, wo der Wirt von nebenan ist? Wir haben schrecklichen Durst.«

Der Junge bot sein Wasser an, worauf sich Fabian Tauerbier nach hinten verdrückte. Clauert trank jedoch, weil er neugierig war. So erfuhr er, daß man den Pfarrer beerdigt hatte und jetzt nach alter Gewohnheit beim Dorfschulzen ein Faß Bier leer trank.

»Für das Seelenheil des Geistlichen muß ich beten«, behauptete Clauert und erkundigte sich, ob wohl ein Psalmbüchlein im Hause wäre.

Eifrig holte es der Junge und gab es dem frommen Mann. Der lieh es sich aus für den Kirchgang und versprach, es umgehend wieder zurückzubringen. Mißtrauisch sah der Junge nach Fabian Tauerbier, aber der war bereits um die Ecke verschwunden. Clauert fingerte einen Pfennig hervor, und alles war geklärt.

Mit dem Büchlein unterm Arm ging er zum Haus des Dorfschulzen. Er setzte sich vor die Tür, schlug irgendeine Seite auf und tat, als würde er beten. Da kam ein Bauer heraus und fragte, was er hier treibe. Gleichzeitig war auch Fabian Tauerbier herangetreten, der lesen und schreiben konnte. Ziemlich kräftig stieß er Clauert ans Schienbein, gab ihm einen Wink, und der verstand augenblicklich. Er erhob sich und drehte dabei das Psalmbüchlein um, damit die Zeilen nicht mehr auf dem Kopf standen. Dann murmelte er ein Gebet, von dem er auch nur den Anfang kannte.

In der Stube des Dorfschulzen berichtete der Bauer von dem seltsamen Mann vor der Tür. Jetzt gingen sie alle hinaus, und der Gemeindevorsteher fragte: »Guter Mann, sagt an, was Ihr vor meinem Haus wollt.«

Clauert antwortete, daß er vom Tode des Pfarrers gehört habe. Er selber wäre Prediger, befände sich auf der Durchreise nach einer neuen Anstellung und hielte es für seine Christenpflicht, dem verstorbenen Kollegen die letzte Ehre zu erweisen. Nachdem sie diese Auskunft erhalten hatten,

zogen sich die Bauern zur Beratung zurück. Listig beschlossen sie, dem vermeintlichen Prediger auf den Zahn zu fühlen. Man bat die beiden Fremden herein, setzte ihnen gehörig Bier vor und den Küster an die Seite. Der sprach Clauert auf latein an, doch davon hatte der keinen blassen Dunst. Das einzige lateinische Wort, das er kannte, hieß »ita«, und das hatte er wahrscheinlich von einem Esel gelernt. Jedenfalls ließ sich Clauert durch den gescheiten Küster nicht einschüchtern und konterte unter dem allgemeinen Beifall der Bauern: »Mein lieber Herr Küster, reden wir deutsch miteinander, wie uns der Schnabel gewachsen ist. Sonst denkt vielleicht noch jemand, wir sprechen schlecht über ihn.«

Auf diese angenehme Art hatte er sich bald in die Herzen der Dörfler gequasselt und getrunken. Unter allen Umständen wollten sie ihn, der ein Pfundskerl war, zum neuen Pfarrer haben. Nur mit äußerster Mühe gelang es dem Küster, sie von einer verbindlichen Zusage mit Vorschuß abzuhalten. Er war der einzige Nüchterne im Raum und bestand auf eine Probepredigt. Lautstark wurde beschlossen, daß Clauert sie am nächsten Tag halten sollte. Immer wieder stießen sie auf die kommende Messe an.

Clauert und Fabian Tauerbier befanden sich im Vollrausch, als sie in die Betten gebracht wurden. Sie schnarchten und ratzten, bis das Glockengeläut den Kumpan aus dem Schlaf riß.

»Mensch, die Messe!« schrie er auf und rüttelte Clauert, dem der Schädel brummte. »Los, raff dich auf, du sollst die Predigt halten!«

Im Nu war Clauert hoch, grapschte seine Sachen und sprang zum Fenster in den Hof hinaus. Mit ein paar Sätzen war er am Zaun, kletterte hinüber, planschte durch einen Wassergraben, schoß über die Wiese und brach erschöpft hinter einem Gebüsch zusammen. So schnell hatte ihn noch niemand gesehen. Nach einem Weilchen schniefte Fabian Tauerbier heran. Fast drohte er zu ersticken, so röchelte er. Nachdem sie sich etwas erholt hatten, zogen sie

sich an. Ärgerlich stellte Fabian Tauerbier fest, daß er einen Strumpf eingebüßt hatte.

»Geh sofort und halte die Predigt, damit ich zu meinem Strumpf komme«, forderte er Clauert auf.

Der reichte ihm das Psalmbüchlein und sagte: »Mein lieber Freund, selbst ist der Mann.«

13. Abenteuer WIE CLAUERT EIN ALTES WEIB ZUM FLUCHEN BRACHTE



Die Flucht aus Sebekow hatte Clauert und Fabian Tauerbier entzweit. Fortgesetzt hatte der Begleiter um seinen verlorenen Strumpf gejammert und von Clauert Ersatz gefordert, aber nur Spott geerntet. Nachdem sie sich lange genug gestrubbelt hatten, trennten sie sich, und Clauert erreichte das nächste Dorf allein. Doch darüber grämte er sich nicht, denn die Sonne schien, und heiter war sein Gemüt. Bald kam er an einen Garten, in dem unter einem Apfelbaum eine alte Frau saß und nähte. Unwillkürlich blieb er stehen.

»Was für ein friedliches Bild!« sagte er und trat an den Gartenzaun. Blau leuchteten die Bauernpflaumen, rotbäkkig die Äpfel. Vom Komposthaufen rankten Kürbis und Gurke, rot lockten die Tomaten, und am Geräteschuppen dufteten Rosen. Zwischendrin prangte die Oma, blickte mal hinüber zum Baby in der Wiege oder kraulte den Schäferhund zu ihren Füßen. Freundlich hatte die Großmutter Clauerts Gruß erwidert, zeigte aber keine Neigung für ein Gespräch.

»Die Mecklenburger sind alle maulfaul«, erzählte er dem Himbeerstrauch vor sich. »Auch stur«, fiel ihm ein. »Beim Fluchen sollen die jeden in den Sack stecken«, sprach er weiter, und hinter ihm antwortete jemand: »Stimmt.«

Das war Fabian Tauerbier, und Clauert freute sich, daß er nicht mehr eingeschnappt war. Aber um drehte er sich nicht. Statt dessen ritt ihn der Teufel, und er fragte die Oma, ob sie fluchen könne. Empört wies sie das zurück.

»Wer hat denn das behauptet?«

Böse knurrte der Hund, während Clauert seine Frage erklärte.

Ein wenig bekümmert meinte die Frau: »Mein lieber Sohn, bei uns schimpft man nicht mehr und nicht weniger als sonstwo. Ich selber hasse geradezu Menschen, die laut herumpoltern, schreien oder fluchen.«

Clauert wandte sich an Fabian Tauerbier. Der Schalk blitzte ihm in den Augen, als er meinte, die gute Frau auf die Probe stellen zu müssen. Er riß ein Himbeerblatt ab und zerrieb es zwischen den Fingern.

»Wenn ich dich so fleißig nähen sehe, habe ich wirklich eine gute Meinung von dir, Oma. Warum sagte man mir nur vorhin, daß dein Erstgeborenes von einem verkommenen Scherenschleifer ist?«

Der Alten fiel das Nähzeug aus der Hand.

»Das war die Müllern, dieses Miststück, die das behauptet hat!« keifte sie los, verfluchte die alte Tratsche und wollte schließlich Wort für Wort wissen, was über sie erstunken und erlogen worden war.

»Nichts war«, antwortete Clauert, »ich wollte dich nur prüfen. Doch hätte ich gewußt, wie sehr du dich ereiferst, ich hätte lieber drauf verzichtet.«

Jetzt stand die giftige Alte und stemmte die Fäuste in die Seiten. Wütend kläffte der Hund am Zaun, und in der Wiege schrie das Kind.

»Mich wolltest du prüfen, du hergelaufener Galgenstrick?«

Der friedliche Garten hatte sich in einen Vorhof der Hölle verwandelt. Was Clauert auch anstellte, um die tobende Oma zu besänftigen, ihre Stimme wurde immer schriller. Schon liefen neugierig die Kinder herbei und hingen die Frauen aus der Nachbarschaft in den Fenstern, um nichts

zu verpassen. Gleich würden die ersten Männer um die Ekke biegen, um dem Schauspiel beizuwohnen. Fabian Tauerbier riß Clauert am Ärmel.

»Bloß fort von hier!« rief er. »Die machen sonst Kleinholz aus uns.«

Zornsprühend hatte die Frau eine Hacke genommen und ging auf die Zaungäste los. Ängstlich zog Clauert den Kopf ein und folgte seinem Kumpanen. Man soll eben keine schlafenden Hunde wecken.

14. Abenteuer WIE CLAUERT EIER STEHLEN WOLLTE



Clauerts Nachbar hieß Valentin Schneider, und ihrer beider Stallungen standen Rücken an Rücken. Nun gab es eine Stelle, an der die Bretterwände ein Loch hatten, und dort hatten sich Nachbars Hühner ihr Nest gebaut. Obwohl Clauert mittelgroß war und kurze Arme hatte, konnte er doch mit einiger Mühe an die Eier kommen. So stahl er sich auch hin und wieder ein frisches Hühnerei, wenn ihn danach gelüstete.

Diesen Trick hatte sein schlaksiger Stiefsohn Gregor Michel bald herausbekommen, allerdings mit dem einen Unterschied, daß er mühelos an die Eier kam. Niemals wäre der Nachbar hinter Clauerts bescheidene Selbstbedienung gekommen, hätte nicht Gregor ohne Augenmaß gemaust. Ein Nest ganz ohne Eier fällt schließlich auf.

Weil Valentin Schneider Clauert als Spaßvogel kannte, tüftelte er sich eine deftige Bestrafung aus. Er machte einen Haufen und füllte ihn ins Nest. Das geschah gerade noch rechtzeitig, bevor sich Gregor mit Frühstückseiern versorgen wollte. Lässig stakste der zum Stall, streckte seinen langen Arm aus und griff voll hinein ins Menschenei. Als ihm der Lehm durch die Finger quoll, schüttelte er sich vor Ekel. Mit abgewinkeltem Arm ging er sich waschen, und

der Magen hing ihm dabei im Hals. Danach legte er sich ins Bett und tat, als wäre er krank.

Das betrübte Clauert, denn er liebte seinen Stiefsohn sehr, und er fragte: »Sag, Gregor, kann ich dir etwas Gutes tun?«

»Gewiß, Vater«, antwortete der Sohn, »ich habe unheimlichen Appetit auf frisches Rührei.«

»Wenn es weiter nichts ist«, meinte Clauert, »die Freude kann ich dir sofort bereiten.«

Während er in den Stall ging, schlich sich Gregor zum Bodenfenster. Er wollte wissen, ob ihm der Vater oder Nachbar Schneider den anrüchigen Streich gespielt hatte. Doch Clauert preßte sich wie üblich an die Bretterwand und griff ebenfalls ins vollgemachte Nest. Wohl lief ihm dabei eine Gänsehaut über den Rücken, aber tapfer und ruhig zog er die Faust wieder zurück. Dennoch rümpfte er die Nase so putzig, daß Gregor in ein schallendes Gelächter ausbrach und zur Mutter hinunterstieg. Doch schon trat Clauert ins Haus und rief: »Greta, du darfst den Hühnern kein Brot mehr füttern!«

»Brot?« antwortete sie aus der Küche und kam herein. »Ich glaube, du bist nicht bei Trost. Seit wann verfüttere ich denn Brot?«

»Und wie erklärst du es dir dann, daß sie diese Windeier hier legen?« fragte Clauert und hielt ihr die besudelte Pfote unter die Nase.

»Schwein, schwarzes!" schrie sie auf, während Gregor nach Luft schnappte.

»Hör auf, Vater«, japste er, »du bringst mich um.«

Verständnislos sah die Mutter vom Vater auf den Sohn.

»Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm«, schnaufte sie, und Clauert fand an dieser Bemerkung überhaupt nichts auszusetzen.

15. Abenteuer Wie Clauert ein Schwein schlachten wollte



In der Mark Brandenburg war es üblich, daß jedermann zur Fastnacht ein Schwein schlachtete und Kuchen buk. Davon wollte sich Clauert nicht ausschließen, um nicht ins Gerede zu kommen. Da sein Nachbar Peter Wolter ein alter Fleischer war, bat er ihn für den nächsten Tag zum Schlachten. Kaum dämmerte der Morgen, stand der Fleischer mit seinem Handwerkszeug vor der Tür und wollte frisch ans Werk gehen.

»Ist das Wasser auch heiß genug zum Brühen?« fragte er Clauert.

»O ja«, gab der zurück, »siedend heiß ist es. Leider fehlt nur noch das Schwein.«

Der Fleischer fühlte sich verpklappst und setzte Clauert böse zu. »Schäm dich, Clauert«, schimpfte er, »einen alten Mann so auf die Schippe zu nehmen!«

Trotzdem war es Clauert mit dem Schlachten ernst. Er besänftigte den Nachbarn mit einem Krug Bier und bat ihn zu warten, bis er das Schwein brächte. Leihen wollte er es sich vom Wassermüller. Clauert ging zu ihm und bat ihn um die Erfüllung einer Bitte.

»Worum geht es denn?« fragte der Wassermüller.

Clauert druckste herum, mußte aber nach einem Weilchen doch mit der Sprache herausrücken. Würde ihm der Müller kein Schwein leihen, gäbe es zur Fastnacht weder Braten noch Kuchen, sondern statt dessen einen übel redenden Nachbarn. Das tat dem Müller leid, und er entschuldigte sich sogar noch dafür, daß er nicht helfen konnte. »Aber«, so sprach er, »alle meine Mastschweine gehören bereits dem Hauptmann von Schlieben. Tragt ihm Eure Not vor, vielleicht läßt der Euch eins ab.«

»Nein, nein«, entschied Clauert, »wo die Mäuse mit den

Katzen speisen wollen, muß eine strenge Tischordnung gelten. Deshalb will ich die Fastnacht lieber mit meinesgleichen begehen.«

16. Abenteuer WIE CLAUERT EINE MAGD VERFÜHREN WOLLTE



Hatte Clauert gut verdient oder günstig geborgt, hielten ihn keine zehn Pferde mehr in Trebbin. Fort trieb es ihn, für billiges Geld Vieh einzukaufen und für teures an den Mann zu bringen. Fand der Jüterboger Viehmarkt am Tag des heiligen Laurentius statt, so der in Zerbst am 24. August, dem Tag des Apostels Bartholomäus. Weil das Zerbster Bier einen guten Ruf genoß, zog es Clauert ganz besonders in diese Stadt.

Nachdem er wieder einmal sein Schäfchen ins trockene gebracht hatte, sprach er kräftig dem Gerstensaft zu. Dabei gefiel ihm die Magd, die ihn bediente, von Bier zu Bier besser. Da stach ihn der Hafer, er vergaß seine Greta und machte sich an das dralle Ding ran. Die Abwechslung stiftet das Vergnügen, sagte der Teufel und aß die Buttermilch mit der Mistgabel, heißt es doch so schön.

»Auf dem Markt habe ich eine schicke Tasche gesehen«, bändelte Clauert an. »Wenn du willst, kaufe ich sie dir. Sie kostet einen halben Taler.«

Die Magd bekam Kulleraugen.

»Läßt du mich heute abend auf deinem Hemd knien, gehört die Tasche dir. Nimmst du mich mit?«

»Geh und hol die Tasche«, antwortete die Magd und trug weiter Bier aus.

Clauert zögerte keinen Augenblick. Frohgemut machte er sich auf den Weg und erwarb die Tasche. Als er sie der Magd zeigte, staunte sie: »Die soll wirklich für mich sein?«

»Wenn du tust, worum ich dich gebeten habe?«

»Du sollst es so haben, wie du es willst.«

Clauert mußte noch eine Menge Bier trinken, ehe endlich die ersehnte Stunde schlug. Alle Gäste schliefen, und in der Herberge war es stockfinster. Das Mädchen trat auf den Hof und gab Clauert ein Zeichen. Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn kreuz und quer durchs Haus bis auf den Dachboden hinauf. Mehr als einmal legte sie ihm die Finger auf den Mund, wenn unter seinen tapsigen Schritten die Dielen oder Stiegen knarrten. Vor dem Schlafzimmer der Wirtsleute mußte er sich sogar die Schuhe ausziehen. Angelangt vor ihrer Kammertür, flüsterte die Magd: »Warte hier. Ich gucke erst nach, ob die Luft rein ist.«

Diese Umsicht gefiel Clauert, und er drückte ihr die Tasche in die Hand. In Windeseile hatte sich das Mädchen ausgezogen. Ehe er es sich versah, flatterte ihm ihr Hemd an den Kopf, und sie sagte: »Kniee drauf, solange du willst.«

Prompt verriegelte sie die Kammertür, und Clauert stand da wie ein begossener Pudel. Die halbe Nacht kroch er auf allen vieren durchs Haus, weil keiner ihn erwischen durfte und er die Hand nicht vor Augen sah in der Finsternis. Als er endlich auf der Pritsche lag, konnte er vor Blamage nicht einschlafen. Im Morgengrauen ritt er davon.

»Lieber Schaden als Spott«, seufzte er und bedauerte, daß er auf diese unrühmliche Weise vom Zerbster Bier scheiden mußte.



17. Abenteuer WIE CLAUERT DREI SCHREIBER ZUR WILDSCHWEINJAGD FÜHRTE



Seit dem Gelage mit dem Kurfürsten hatte Clauert dahingehend beim Hauptmann von Schlieben einen Stein im Brett, daß er ihm mit kurzweiligen Possen die Zeit vertreiben durfte. Allerdings ist es eine Eigenart der eitlen Herren, daß sie nicht über sich selber lachen können. Bosheit lacht nur über andere. Deshalb sagte der Hauptmann zu Clauert, nachdem er ihn zu sich befohlen hatte: »Ich will mich mal wieder amüsieren, mein lieber Clauert. Laß dir etwas einfallen, womit du meine trockenen Schreiber anschmieren kannst.«

»Nichts leichter als das«, freute sich Clauert, der die Schreiber nicht leiden konnte. »Allerdings müßt Ihr mich vor ihrer Rache in Schutz nehmen. Die strotzen nämlich vor Gemeinheit gegenüber jedermann.«

Der Hauptmann versprach, daß ihm kein Härchen gekrümmt werden sollte.

Ein paar Tage später schneite es von morgens bis abends ohne Unterlaß. Knietief sank ein, wer durch den Schnee mußte. Doch dann schlug das Wetter um. In sternklarer Nacht überzogen sich alle Gewässer mit dicker Eisschicht. Als sich am nächsten Morgen die Sonne rötlich über dem Galgenberg erhob, stapfte Clauert zum Schloß. Kurz vor dem Ziel wälzte er sich kräftig im Schnee, bis er arg mitgenommen aussah. Dann rannte er, so schnell er konnte.

»Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!« hechelte er, als er endlich vorgelassen wurde. »Keine hundert Schritt von hier hatte ich einen Zusammenstoß mit einer feisten Wildsau.«

Dabei zwinkerte er mit den Augen, und Eustachius von Schlieben wußte Bescheid. Mit lebhaften Gesten erzählte Clauert, wie er mit der Wildsau dreimal gekämpft und

ebenso oft verloren hatte. »Mindestens noch zwei kräftige Kerle an meiner Seite, und wir hätten den Schniefkittel gefangen«, beendete er seinen Bericht.

Antonius Schaff, der Geheime Schreiber des Hauptmanns, hatte mit offenem Mund zugehört. Der Hauptmann wandte sich ihm zu.

»Ein Wildschweinbraten heute wäre die blanke Sahne. Hättet Ihr nicht Lust, mein lieber Schaff, ihn mir zu holen?«

Erneut klappte dem Geheimen Schreiber die Kinnlade herunter. »Gnädiger Herr Hauptmann«, wand er sich, »Ihr seht es doch, das schafft nicht einer allein.«

»Geht und fragt die beiden Amtsschreiber oder das Gesinde. Das müßte mit dem Teufel zugehen, wollten sich in meinem Schloß keine drei Jäger finden! Clauert, hole ein paar Bauern zum Treiben und lasse die Fangnetze auf einen Wagen legen.«

Inzwischen war dem Geheimen Schreiber klar geworden, daß er sich durch eine ritterliche Tat auszeichnen konnte. Auch entrann er mal dem staubigen Schreibtischeinerlei. Die beiden Amtsschreiber von Trebbin und Zossen dachten nicht anders, und schon war der Jagdtrupp aufgeboten. Sie steckten ihre Federkiele in die Tintenfässer, schlossen die Akten weg und besorgten sich Reitzeug, denn für den hohen Schnee brauchten sie Stiefel. Antonius Schaff jedoch verschmähte diese Verkleidung. Er wäre schlecht zu Fuß, behauptete er und würde sich auf den Bauernwagen mit den Netzen setzen. In Wirklichkeit aber wollte er mit seinem neuen Rotfuchspelz protzen und von jedem gesehen und bewundert werden.

Clauert führte die Jagdgesellschaft zum Galgenberg. Dort ließ er die Netze aufstellen, in die sich die Wildsau verfangen sollte. Die drei Jäger postierte er ins Gebüsch.

Bevor er mit den Bauern abrückte, um die Treibjagd einzuleiten, sagte er zu Antonius Schaff: »Ich befürchte großen Schaden für Euch, Herr Geheimer Schreiber. Wie schnell kann Euer kostbarer Pelz ramponiert werden, sollte

Euch die wilde Sau angreifen und in die Büsche stoßen. Wenn Ihr wollt, trage ich ihn für Euch.«

Vorsichtig erkundigte sich Antonius Schaff nach der Dauer der Jagd.

»Wir kommen von der Furt bei Christinendorf«, antwortete Clauert und nahm den körperwarmen Pelz entgegen, »und treiben Euch die Wildsau zu. Das dauert keine Stunde.«

Die Schreiber stützten sich auf ihre Schweinespieße und begannen zu warten. Hatten sie zuerst noch Hitze entwikkelt vor Jagdfieber, sich anfeuernd angesehen und aufgeregt die Hände gerieben, so kroch jetzt die Eiseskälte erbarmungslos auf sie zu. Besonders Antonius Schaff verfluchte den Ratschlag mit dem Fuchspelz und bibberte am ganzen Leibe. Wohl hörten sie die hetzenden Bauern lärmen, aber immer aus gleicher Entfernung um sie herum. Emsig rub-



belten sich die drei Schreiber Ohren, Nase und Wangen, in die der Frost zwickte. Bald begannen sie mit den Füßen zu trampeln und die Hände an die Seiten zu schlagen, aber vergeblich. Längst war die Wärme aus ihnen gewichen, und an ihren Nasen hingen Eiszapfen. Nach ungefähr drei Stunden erschienen endlich die Treiber, die auf Clauerts Geheiß so lange getrödelt hatten.

»Wo ist Clauert?« krächzte Antonius Schaff, der eine einzige Frostbeule war. Die beiden Amtsschreiber klapperten derart mit den Zähnen, daß sie kein einziges Wort herausbrachten.

»Clauert wartet beim gnädigen Herrn Hauptmann«, antwortete ein Bauer, während die anderen die Netze abbauten.

»Ihr könnt fahren«, bot der Bauer den Schreibern an, doch keiner rührte sich. Die Kälte war ihnen bis ins Mark gedrungen, und total steif gefroren boten sie ein Bild des Jammers. Da bekamen die Bauern Mitleid und hievten sie auf den Wagen.

Eingemummelt im warmen Pelz und mit gefütterten Stiefeln erwartete der Hauptmann seine Untertanen vor dem Schloß.

»Das hat aber lange gedauert, meine Herren Schweinestecher!« begrüßte er das blaugefrorene Elend. »Wo ist die Wildsau, habt ihr sie etwa schon gefressen? Antwortet mir!«

Antonius Schaff liefen die Tränen vor Leid, Scham, Gift und Galle. Die beiden Amtsschreiber hatten sowieso nur noch Eisblumen im Kopf und sagten weder muh noch mäff.

»Kommt herein!« befahl von Schlieben.

Als die erstarrten Schreiber ins Dienstzimmer geschoben wurden, stand Clauert am heißen Kachelofen. Ein Diener brachte Rheinwein.

»Immer dachte ich, ihr wäret kluge Leute. Doch was sehe ich? Dummköpfe, lumpige Dummköpfe stehen vor mir. Und du, Schaff, läßt dir von Clauert auch noch den Pelz ausziehen!« Der Hauptmann lachte höhnisch. »In- und auswendig kennt ihr den Schalk und geht ihm trotzdem auf den Leim.«

Der Hauptmann nahm seinen Becher und reichte ihn Clauert. »Weil du meine Schreiber so schön ins Bockshorn gejagt hast, sollst du aus meinem Becher trinken. Ein Hundsfott, der dir deinen Streich vergelten will! Und darauf wollen wir trinken. Prost, meine Herren!«

Mit erstarrten Fingern hielten die Schreiber die Becher und schlürften so viel, wie es die eingefrorenen Adamsäpfel zuließen. Clauert nahm einen kräftigen Schluck, schaffte

den großen Becher aber auch nicht in einem Zug. Deshalb rief er, obwohl der Wein ihm wunderbar schmeckte: »Pfui Teufel, was ist das? Hier sind ja noch Hopfenkörner drin!«

Hauptmann von Schlieben verschluckte sich und japste und prustete.

»Du Galgenstrick«, schnaubte er, »daß dich die Pest raffe! Seit wann wird Wein aus Hopfen gemacht?«

Doch dann erkannte er die List und lachte. Die drei Schreiber jedoch hätten vor Schmerz brüllen mögen, weil ihnen allmählich die Gliedmaßen auftauten. Bis das Faß zur Neige ging, und da war Mitternacht heran, wurden sie von ihrem Dienstherrn gehänselt und verhohnepipelt, denn wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

18. Abenteuer Wie Clauert eine Berühmtheit wurde



Durch seine Geschäfte war Clauert in Mecklenburg weit herumgekommen. Einmal führte ihn der Viehkauf nach Eichstede. Von den Bauern hatte er erfahren, daß vor ein paar Wochen der Gastwirt seiner Frau davongelaufen war. Seitdem bat die Krügerin Hinz und Kunz um Rat, wie sie wieder zu ihrem Manne käme. Clauert sah das reife Getreide auf den Feldern und dachte: In zwei bis drei Wochen muß es gehauen sein, das kann der Wirt nicht versäumen. Eilt man zur Sünde, schleicht man zur Tugend, also werde ich der Wirtin Hoffnung machen.

Clauert ging zum Wirtshaus, setzte sich in die Gaststube und bestellte ein Bier. Als die Krügerin es brachte, sagte er: »Liebe Frau Wirtin, seid nicht mehr bekümmert, daß Euer Gemahl fort ist. Ich weiß ein sicheres Mittel, wie ich ihn wieder herbeischaffen kann. Gebt mir eine kleine Anerkennung, und er tritt in zwei bis drei Wochen über die Schwelle Eures Hauses.«

Er hatte das so selbstsicher erklärt, daß die Frau gar nicht nach Woher und Wie fragte. Die Aussicht, daß ihr Haussegen nicht mehr lange schiefhängen würde, hatte ihr das Blut in die Wangen getrieben.

»Wenn Ihr das schafft, lieber Freund, daß mein Mann in zwei bis drei Wochen zurück ist, dann sollt Ihr von mir ein reichliches Trinkgeld erhalten.«

Clauert freute sich, daß sie angebissen hatte. Eindringlich beschwor er seine Fähigkeiten und versprach, sein Möglichstes zu tun. So sehr war die verlassene Frau von ihm angetan, daß sie ihn kostenlos mit zartem Schinken, frischen Eiern und altem Käse verköstigte. Auch durfte er für seine glückhafte Verheißung so viel Bier trinken, wie er nur wollte. Für die Übernachtung knöpfte sie ihm ebenfalls keinen Pfennig ab. Voller Behagen verabschiedete sich Clauert am Morgen: »Frau Krügerin, in genau zwei bis drei Wochen werdet Ihr an mich denken.«

Jetzt führte die Straße nach Kunsberg. An ihrem Rand wuchsen allerlei Pflanzen, die er nicht kannte. Er riß die eine oder andere heraus, um das Aussehen der Wurzeln zu studieren. Gefiel ihm ein Wurzelwerk, steckte er es ein. Bald gefiel es auch den Bauern, mit denen er am Tisch saß und zechte. Einer hatte sich nämlich über Kopfweh beklagt und von Clauert eine Wurzel erhalten. Die mußte er zu Brei zerkauen und mit Bier hinunterschlucken. Schon nach wenigen Augenblicken verspürte der Bauer eine Linderung, und der Schmerz vernebelte im Laufe des Abends restlos. Jedenfalls brauchte Clauert seine Zeche nicht mehr zu bezahlen, weil der eine Wurzelwerk gegen Hartleibigkeit und der andere gegen Reißen im Arm und jeder etwas für sein Wehwehchen erhielt.

Nun war eine schmächtige junge Frau eingetreten, um Bier zu holen. Schon seit zwei Jahren litt sie an der Bleichsucht, ohne daß ihr jemand helfen konnte. Neugierig beobachtete sie, wie der Wunderdoktor die Bauern kurierte. Händeringend bat sie die Wirtin, sich bei dem Arzt für sie zu verwenden. Sie würde sich mit einem guten Trinkgeld

bei ihm erkenntlich zeigen. Als die Wirtin daraufhin Clauert um Hilfe ansprach, machte er seinen Fez: »Ach, Frau Wirtin, gebt uns ein Kämmerchen, und ich will dem jungen Weib zeigen, was ihm fehlt.«

Doch die Wirtin war eine gutmütige Frau und verstärkte nur noch ihre Bitte. Clauert merkte, daß er Farbe bekennen mußte, und bat um ein wenig Geduld. Er ging hinaus in den Hof und grub von irgendeinem Unkraut die Wurzeln aus, wusch sie am Brunnen und brachte sie in die Gaststube. Mit ernstem Gesicht trat er an die leidende Frau heran und sprach nahezu feierlich: »Siedet dieses Wurzelwerk in saurem Bier eine Stunde lang. Kurz bevor Ihr den Topf vom Herd nehmt, tut noch einen Löffel Maibutter hinzu. Trinkt morgens und abends von dem heißen Gebräu eine Tasse, und Ihr vertreibt damit die Krankheit aus Eurem Leib.«
Die Frau hing ihm an den Lippen und glaubte ihm aufs Wort, obwohl er weder ihre Krankheit kannte noch die Wurzeln.

Als Clauert das aufgekaufte Vieh zwei Wochen später durch Kunsberg trieb, hatte er das leidende Weib längst vergessen. Kaum hatten ihn die Bauern bemerkt, wurde er mit Begeisterung aufgenommen und überschwenglich im Krug bewirtet. Einige, die von ihrem Zipperlein befreit waren, brachten ihm sogar kleine Geschenke. Wie verblüffte es ihn aber, als plötzlich das ehemals bleichsüchtige junge Weib vor ihm stand und wie das blühende Leben aussah! Überschwenglich bedankte sie sich für die erwiesene Wohltat und schenkte ihm ihre kärgliche Barschaft. Obwohl er sich wehrte, mußte er das Geld annehmen.

Um nicht von einem Strom kranker Pilger erdrückt zu werden, zog Clauert schon am frühen Morgen mit seiner Herde weiter. Trotzdem hatte ihn der unerwartete Erfolg kühn gemacht. Deshalb ging er in Eichstede ohne Umweg zur Wirtin und sprach: »Wollen wir wetten, liebe Frau Wirtin, daß ich Euch den Tag sagen kann, an dem Euer Mann zurückgekommen ist?«

Ein um das andere Mal drückte ihm die Frau die Hände. Heimlich, damit ihr Mann es nicht sehen konnte, steckte sie ihm ein reichliches Trinkgeld zu. Auch gewährte sie ihm freie Kost und Unterkunft und versorgte sein Vieh. Deutlich merkte der Krüger, daß mit Clauert etwas nicht ganz koscher war, aber dahinter kam er nicht. Es blieb ihm auch gar keine Zeit zum Überlegen, denn die Nachricht von der Ankunft des Propheten war wie ein Lauffeuer durchs Dorf geeilt und hatte alles, was Beine hatte, in den Krug gelockt. Auf diesen Erfolg setzte Clauert noch eins drauf, indem er zu den Bauern sagte: »Wetten, daß ich alle Weiber, die heute schmutzige Wäsche gewaschen haben, mit einem einzigen Wort auf die Kirchturmspitze bringen kann, damit sie jeder erkennt?«

Das gab vielleicht eine Aufregung, aber auch im Laufe des Abends viele kleine Geschenke, die Clauert von dieser und jener Frau zugesteckt wurden.

»Wie der Markt, so der Preis«, sagte Clauert, als er am nächsten Tag sein Vieh mit Gewinn aus Mecklenburg hinaustrieb.



19. Abenteuer WIE CLAUERT EIN FUHRMANN WURDE



Eines Tages döste Peter Müller unter der Linde vor seinem Gasthof, als drei junge Männer die Straße heraufkamen und bei ihm einkehrten.

»Vivat membrum quodlibet!« rief der eine, und die anderen gaben ihren lateinischen Sermon dazu.

»Guten Tag, meine Herren Studenten!« antwortete der Wirt und betrachtete die bunten Vögel von oben bis unten.

»Woher wißt Ihr, daß wir Studenten sind?«

»Weil ihr aus Wittenberg kommt.«

Die drei sahen sich erstaunt an.

»Bringt uns Bier!« befahl der Anführer. »Aber schnell, wir haben Durst!«

Gemächlich ging Peter Müller zum Faß, zapfte das Bier und stellte es den Studenten auf den Tisch.

»Habt Ihr zufällig einen Knecht, der uns morgen früh nach Berlin fahren kann?«

Der Wirt schüttelte den Kopf. Für die riß er sich kein Bein aus. Doch plötzlich kam ihm ein Gedanke.

»Wir haben im Ort einen Fuhrmann, der sein Handwerk ausgezeichnet versteht. Der würde euch sanft und bequem hinbringen. Hans Clauert heißt er.«

»Der ist bestimmt sehr teuer?« Die Studenten sahen gar nicht mehr so forsch wie am Anfang aus, als sie ihr Lebehoch ausgestoßen hatten. Der Wirt beruhigte sie.

»Ich kann ihn ja rufen! Beim Bier läßt sich über alles reden.«

Die Studenten waren mit diesem Vorschlag einverstanden, und sie nahmen sich vor, dem Fuhrmann so viel Bier einzutrichtern, bis er sie für einen halben Taler fahren würde.

Peter Müller schickte also seinen Knecht zu Clauert. Er

ließ ihm ausrichten, daß eine kühle Molle auf ihn warte, falls er ein Fuhrmann wäre.

»Ein Fuhrmann?« rief Clauert. »Ich bin doch kein Fuhrmann. Ein kurfürstlicher Kutscher bin ich!« und schon hatte er die Klinke in der Hand und befand sich auf dem Weg. Peter Müller stellte ihn den Studenten vor, und die spendierten ihm sogleich ein Bier. Bald waren sie in eine angeregte Plauderei geraten, und die vollen und die halben Krüge flossen ihnen nur so durch die Kehlen. Als Clauert merkte, daß er genug hatte, stand er auf und wünschte eine gute Nacht. Er versprach, sie pünktlich am nächsten Morgen nach Berlin zu führen. Dafür gaben sie ihm einen halben Taler, und sie freuten sich, daß er das Geld annahm. Im nüchternen Zustand hätte er diesen Hungerlohn bestimmt abgelehnt. Somit waren alle, der Wirt, die Studenten und Clauert, über diesen gelungenen Abend froh.

Noch dämmerte es, als Clauert seinen Wagen herrichtete. Er spannte sein lahmes Pferd ein und kutschierte zum Krug. Die Studenten waren bereits reisefertig und beglichen gerade ihre Rechnung. Sie hatten es sehr eilig und wollten schnell nach Berlin kommen. Deshalb freuten sie sich, als Clauert erschien und sie bat aufzusitzen. Noch mehr aber stimmte es sie heiter, daß er über den niedrigen Fahrpreis nicht verärgert war. »Das haben wir pfiffig angestellt«, bemerkte der Anführer leise, und die anderen beiden stimmten wichtig zu.

Draußen vor dem Wagen sagte Clauert plötzlich: »Für euer mageres Geld konnte ich nur ein hageres Pferdchen anschirren. Weil es so schwächlich ist, liebe Freunde, müßt ihr bergan leider laufen. Damit es von der schweren Fuhre nicht in den Graben gedrückt wird, möchtet ihr bergab ebenfalls absitzen. Hingegen könnt ihr auf ebener Strecke getrost nebenherspazieren, falls es mit euch ankommen soll.«

Die Studenten fühlten sich betrogen. Mit finsteren Mienen forderten sie den halben Taler zurück. Auch sollte Clauert nachträglich für seine Zeche aufkommen.

Dieses Schauspiel hatte inzwischen einige Zuschauer angelockt. Aus den Fenstern hingen neugierig die Wirtin und die Magd. In der Tür standen Peter Müller und sein Knecht, während die beiden anderen Schlafgäste und mehrere Bauern, die zur Feldarbeit wollten, einen Halbkreis um die Komödianten gebildet hatten. Alle waren auf Clauerts Seite, der es den feinen Pinkeln mal wieder gab. Mit einer einzigen Handbewegung wischte der die Vorhaltungen der Studenten weg.

»Ich hatte euch nicht gebeten, mir die Zeche zu bezahlen«, sagte er. »Was den halben Taler anbelangt, so hat ihn mein Pferd bereits aufgefressen. Nur euretwegen hat es zum ersten Mal in seinem Leben Hafer bekommen. Schade, daß ihr es jetzt nicht mehr braucht. Ich wäre euch gern gefällig gewesen.«

Die Studenten merkten wohl, daß sie dem Schalk nicht gewachsen waren. Also mußten sie von ihrem hohen Roß herunter und die Beine in die Hand nehmen.

»Wer keine Zähne hat, schüttle nicht mit der Mähne«, lachte ihnen Clauert hinterher.

20. Abenteuer WIE CLAUERT WEIN FÜR DIE BAUERN HOLTE



Auf seiner Wanderschaft war der Zimmermann Medeborch aus Spremberg bei einer hübschen Bauerntochter in Trebbin hängengeblieben. Wenn es den Liebenden zu gut geht, heiraten sie sich, und so kam es auch bald zur Hochzeit. Dazu hatte der Bräutigam alle Spremberger Bauern eingeladen, die mit Kind und Kegel kamen und auf alle Häuser verteilt wurden. Auch Clauert hatte sich als Gastwirt angeboten und nahm sieben Bauern auf.

Nun fand die Hochzeit am 11. November zu Martini statt, wenn die Martinsgans gebraten und der neue Wein

verkostet wird. Doch statt des Gänsebratens hatte Clauert seinen Gästen drei leere Schüsseln vorgesetzt und vier, in denen nichts war. Trotzdem durchschauten die gutgläubigen Kerle Clauert nicht, so daß er es noch ärger mit ihnen trieb. Weil sie nach dem Martinstrunk gieperten, hatten sie ihre Taschengelder zusammengelegt und acht märkische Groschen eingesammelt. Die wollten sie für einen Schoppen ausgeben. Clauert erbot sich, den Wein zu holen. Obwohl er ihnen mit dem Essen schon übel mitgespielt hatte, gaben sie ihm trotzdem das Geld.

Clauert ging aber nicht in den Krug, sondern zu seinem Freund. Mit dem verabredete er sich, füllte die beiden Zinnkannen mit Wasser und kehrte zurück. Als er in die Stube treten wollte, stand an der Tür sein Freund und stellte ihm ein Bein. Lang schlug Clauert hin und verschüttete den Inhalt der Kannen bis auf den letzten Tropfen. Sein geschicktes Manöver wirkte völlig echt und vor allem, als er wütend aufsprang und seinem Freund an die Gurgel ging

»Du Halunke«, schrie er, »was fällt dir ein, mir ein Bein zu stellen?«

»Selber Halunke«, schniefte der und schubste ihn zurück, »paß gefälligst auf deine Stelzen auf!«

Jetzt schlugen die beiden aufeinander los, und nur mit großer Mühe gelang es den friedliebenden Bauern, die beiden Kampfhähne auseinanderzuzerren.

»Wir wollen zur Hochzeit keinen Streit«, riefen sie und versprachen, den verschütteten Wein durch eine neue Sammlung zu ersetzen. Trotzdem schieden die beiden Männer in Feindschaft, der eine nach rechts, der andere nach links. Doch ein guter Weg um ist nicht immer dumm, und vor dem Krug trafen sich die beiden wieder und fielen sich in die Arme. Sie gingen in die Gaststube und verkosteten für acht Groschen den neuen Wein.

21. Abenteuer Wie Clauert eine Magd in Wut brachte



Jacob Schultze hieß der Apotheker, bei dem Clauert stets übernachtete, wenn er in Berlin zu tun hatte. Die beiden waren eng miteinander befreundet und wußten wohl auch keinen anderen, mit dem sich so vergnüglich zechen ließ. Als Clauert wieder einmal Quartier genommen hatte, rief der Apotheker seine Magd, damit sie aus dem Stadtkeller Bier hole. Diese Gelegenheit benutzte sie, um über den Knecht herzuziehen, weil er vergessen hatte, den Hustensaft abzufüllen.

»Deine Magd ist eine scharfe Hechel«, meinte Clauert, als sie gegangen war. »Wenn es dir nichts ausmacht, möchte ich sie mal ein bißchen auf den Arm nehmen.«

Noch nie hatte der Apotheker etwas gegen einen Spaß gehabt, und er antwortete: »Nur zu, mein Lieber, aber laß sie mir am Leben. Eine tüchtigere Magd könnte ich nirgendwo finden.«

Das bestätigte sich auch sogleich. Die beiden Männer waren noch gar nicht richtig ins Gespräch gekommen, da stellte sie ihnen schon die Bierkanne auf den Tisch

In diesem Augenblick sagte Clauert: »Wie merkwürdig es doch zugeht in der Welt, mein lieber Jakob! Guck dir deine Magd an. Züchtig wie eine Jungfrau kämmt sie sich die Haare, während eine Frau in Riesdorf ihr Kind säugt.«

Der Magd verschlug es den Atem. Gefährlich funkelten ihre Augen, als sie auf Clauert losschimpfte.

»Wie kommst du nur...«, und sie schnappte nach Luft, »wie kommst du nur, du elender Kerl, zu einer derart gemeinen Lüge?«

»Du kannst sagen, was du willst, mein liebes Kind, es bleibt die reine Wahrheit. Du siehst tatsächlich wie eine unbescholtene Jungfrau aus. In Riesdorf jedoch, mein lieber Jacob, säugt eine Frau ihr Kind.«

Die Magd bekam einen Tobsuchtsanfall. Nur weil die Männer zu zweit waren, mußten sie nicht die Flucht ergreifen. Nach einer halben Stunde mußte das Weib endlich Luft holen. Dabei schlug das Wetter um, und mit kaltem Haß sagte sie: »Ich gehe jetzt zum Bürgermeister und verklage dich, Herr Clauert. Vor Gericht sollst du beweisen, wo und mit wem ich ein Kind habe.«

Clauert tat, als habe er sich verhört: »Was, sagst du, soll ich beweisen?«

»Ja, vor Gericht wirst du es bezeugen und beschwören müssen, wo und mit wem ich ein Kind habe.«

Triumphierend sah ihn die Magd an. Clauert entgegnete jedoch ruhig: »Davon, daß du ein Kind hast, weiß ich nichts. Die Frau in Riesdorf allerdings habe ich heute morgen noch gesehen, wie sie ihr Kind an die Brust legte. Und daß du dir die Haare wie eine züchtige Jungfrau kämmst, wage ich auch weiterhin zu behaupten, weil ich darin nichts Böses sehe.«

Die Magd war derart um den Verstand gebracht, daß sie die Worte wohl hörte, aber nicht begriff. Sie wollte gehen und Clauert wegen übler Verleumdung verklagen. Nun mußte der Apotheker eingreifen.

»Geh in deine Kammer und denke nach«, befahl er. »Keiner hier in diesem Raum hat jemals behauptet, daß in Riesdorf die Bekannte von Herrn Clauert dein Kind stillt. Also geh jetzt.« Zu Clauert aber sprach der Apotheker: »Niemals hätte ich vermutet, daß unsere Magd solch ein Schandmaul hat.«

»Ach, laß nur«, meinte Clauert, »einem einfachen Menschen gegenüber sollte man sich nicht gelehrt aufspielen.«



22. Abenteuer WIE CLAUERT EINEN VORNEHMEN VOGEL FING



Hauptmann Eustachius von Schlieben grämte sich oft, daß er seine besten Jahre in Trebbin fern vom Schuß verbringen mußte. Viel lieber wäre ihm ein Dienst am Hofe des Kurfürsten gewesen. Vor allem seine Frau Catharina wurde in der ländlichen Einöde immer zänkischer.

»Junker Eustachius«, pflegte sie mindestens einmal am Tag zu sagen, »tu dich hervor, damit der Kurfürst auf dich aufmerksam wird. Ich hab das Leben satt hier. Doch leider ist das einzige, worauf du dich verstehst, das Saufen.«

Um die Frau auf andere Gedanken zu bringen, wollte er ihr ein paar Singvögel schenken. Er rief Clauert zu sich und fragte ihn: »Hast du eine Ahnung vom Vogelsang?«

»Aber gewiß, Herr Hauptmann«, bestätigte Clauert. »Vor Jahren war ich in Ungarn ein Vogelsteller. Jeden Vogel, den die Mutter des Grafen wollte, habe ich gefangen.«

»Dann ernenne ich dich hiermit zu meinem Vogelsteller«, erklärte der Hauptmann und klopfte ihm auf die Schulter. »Sag mir Bescheid, wann wir den ersten Vogel fangen können. Meine Frau Catharina soll ihre Freude haben.«

Der alten Vogelscheuche will ich es besorgen, dachte Clauert und bereitete in den nächsten Tagen alles vor. Zuerst kundschaftete er im Wald eine besonders geeignete Stelle aus. Dann legte er den Vogelherd an. Er verstreute Sonnenblumenkerne und Mehlwürmer, um die Vögel anzulocken, und steckte Leimruten in den Boden, damit sie klebenblieben, wenn mit der Leine das Netz über sie gerissen wurde. Nachdem er zur Übung einen Finken gefangen hatte, lud er seine Herrschaft für den nächsten Tag ein.

»Herr Hauptmann«, sagte er, »morgen steigt die Vorstellung. Schickt aber vorher eine Bank für die gnädige

Frau und reichlich Essen und Trinken hinaus, denn sicherlich müssen wir ein Weilchen auf der Lauer liegen, ehe uns ein Piepmatz auf den Leim geht.«

Hoch erfreut über diese gute Nachricht, beauftragte Eustachius von Schlieben seinen Koch, sich gleich in der Frühe an Ort und Stelle zu begeben.

»Aber nimm zum Braten trockenes Holz«, ordnete er noch an, »damit du nicht die Vögel aus dem Wald räucherst.«

Zur Mittagszeit war es dann soweit. Der Hauptmann, seine Gemahlin und Hans von Riesen, ein Freund aus Berlin, ließen sich in die Nähe des Vogelherdes fahren. Bis hin mußten sie allerdings noch ein paar Dutzend Schritte laufen, wodurch sie sehr geschwächt wurden. Sofort bekam der Koch alle Hände voll zu tun, denn ohne geringsten Blick für die Natur machten sich die Herrschaften ans Essen und Trinken.

Als Clauert das sah, rief er von seinem Beobachtungsposten: »Kommt her, Herr Hauptmann, rasch kommt her! Ihr könnt eine Amsel fangen.«

»Daß dich die Pest raffe, du alter Galgenstrick!« schniefte von Schlieben mit vollem Mund. »Nicht einen einzigen Schritt laufe ich mehr.«

»Nun gut«, meinte Clauert, »dann müssen wir eben die Leine verlängern und einen anderen Vogel fangen.«

Er nahm ein zweites Seil und knüpfte es ganz locker an das erste. Das Ende drückte er Frau Catharina in die Hand, die völlig verärgert darüber war, daß man für die Sitzbank kein Kissen mitgenommen hatte.

»Wenn ich rufe ›Los!‹, müßt Ihr mit kräftigem Ruck die Leine ziehen, damit das Netz über den Vogel kommt.«

Breitbeinig setzte sich die Dame in Positur und lauerte auf das Zeichen. Clauert wartete, bis sie mit ihrem dicken Hintern nervös hin- und herzurutschen begann. Dann gab er das Kommando. Mit aller Gewalt riß sie die Leine, und die flutschte aus dem Knoten. Hintenüber fiel die gnädige Frau von der Bank, die knubbeligen Beinchen nach oben

und die weiten Röcke über dem Kopf. Als von Schlieben und sein Freund diesen komischen Vogel sahen, konnten sie sich das Lachen nicht verkneifen. Emsig holte Clauert den Finken, den er vorher schon gefangen hatte. Doch die feine Dame fühlte sich im Heiligsten entehrt und drohte vor Peinlichkeit zu sterben.

»So ist das nun mal«, sagte Clauert zu dem Vogel und ließ ihn fliegen, »wenn man die Kleider hochhebt, wird der Hintern bloß.«

23. Abenteuer Wie Clauert ins Schwatzen kam



Clauert hatte in Mecklenburg Pferde gekauft und nach Jüterbog gebracht. Da er das Geld für Futter sparen wollte, hatte er unterwegs den Tieren weder Hafer noch Heu vorgeworfen. So kam es, daß sie auch kein Wasser soffen, als er sie in Jüterbog zur Tränke führte. Darüber ärgerte er sich, und er blaffte die Pferde an: »Fressen wollt ihr Biester, warum nicht saufen?«

Das hatte ein Freund von ihm gehört. Als Clauert am Abend vor einem leeren Krug saß, erkundigte sich der Freund spöttisch: »Sag, Clauert, Eure Pferde saufen wohl immer noch nicht?«

»Tja«, antwortete Clauert, »das ist so eine Sache. Ich war noch ziemlich klein, da zeigten mir einmal die Nachbarskinder junge Vögel, die sie aus dem Nest genommen hatten. Das wollte ich am nächsten Tag nachmachen, und ich ging in den Wald. Plötzlich sah ich, wie aus einem Baum ein Vogel flog. Sofort ging ich hin und entdeckte ein kleines Loch im Stamm. Nur mit Mühe konnte ich den Zeigefinger hineinstecken. Doch kaum war er drin, rutschte ich mit dem ganzen Körper nach. Innen drin fiel ich tief hinunter bis an das Ufer eines Teiches. Der war voller gebratener Fische. Über dem Teich hing ein Butterberg. Schien die Sonne, tropfte die Butter auf die Fische. Als ich das sah, lief mir das Wasser im Mund zusammen. Ich aß, bis ich dick und dun war. Dadurch konnte ich den Stamm nicht wieder hinaufklettern. Also lief ich nach Hause, holte mir das Beil und hackte mich aus dem Holz. Durch diese Aufregung vergaß ich, mir ein paar Bratfische einzustekken. Niemandem konnte ich deshalb die Wahrhaftigkeit meiner Geschichte beweisen.«

»Das kann ich mir denken«, sagte der Freund, während Clauert den leeren Bierkrug drehte.

»Auf dem Heimweg kam ich an einem Haufen gurrender Tauben vorbei. Ich warf mein Beil auf sie, und die Federn stoben nur so. Als sie sich gelegt hatten, war mein Beil versteckt. Darum lief ich nach Hause, holte Feuer und zündete die Federn an. Da ging das Beil in Flammen auf, und nur der Stiel blieb liegen. Das war ein großer Schaden, und ich konnte meinen Eltern nicht mehr unter die Augen treten. Also begab ich mich auf Wanderschaft. Unterwegs bekam ich Durst. Ich fand einen Brunnen, wußte aber nicht, womit ich das Wasser schöpfen sollte. Glücklicherweise war ich so jung, daß mir die Hirnschalen noch nicht zusammengewachsen waren. Deshalb konnte ich eine Hälfte herausnehmen und mit ihr das Wasser schöpfen. Nachdem ich mich gelabt hatte, schlief ich sofort ein. Als ich aufwachte, dunkelte es schon. Erschrocken lief ich ins Dorf und begegnete einem Bauern, der gerade Erbsen drosch. Erstaunt fragte er mich, warum mir der halbe Kopf fehle. Sofort rannte ich zum Brunnen zurück, doch in der Schalenhälfte lagen jetzt sieben Enteneier. Die gab ich einer Henne zum Ausbrüten. Wie wunderte ich mich, als statt der sieben Entenküken ein sieben Meilen langes Pferd herausschlüpfte! Bald kam ich darauf, daß ich mit dem Tier verdienen konnte. Wollte jemand verreisen, ließ ich ihn am Kopf aufsitzen. Dann brauchte sich das Pferd nur auf den Hinterbeinen zu drehen, und schon war der Reiter vierzehn Meilen weit entfernt. Mit dieser Eilpost wollten einmal ein paar Junker befördert werden. Sie befanden sich schon kurz vor dem

Ziel, als mein Pferd mistete. Neugierig drehte es sich herum, um an den Pferdeäpfeln zu schnuppern. Da befanden sich die Junker wieder am Ausgangspunkt. Außer sich vor Wut säbelten sie das Pferd in zwei Teile. Fast wäre es verblutet, hätte ich nicht am Wegesrand Weidenruten gefunden. Mit ihnen flickte ich das Tier wieder zusammen. Jetzt geschah etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Die Ruten schlugen Wurzeln, und bald stand ein ganzer Wald über meinem Pferd. Wer nunmehr mit ihm ritt, hatte es im Sommer schön kühl. Als der Winter kam, ließ ich die Weiden abholzen. Für das Holz bekam ich so viel Geld, daß ich bis zum heutigen Tag davon zehren kann. Von meinem Viehhandel allein, das versichere ich Euch, wäre ich schon längst an den Bettelstab geraten.«

»Ich wollte doch nur wissen, ob Eure Pferde wieder saufen«, sagte der Freund, während Clauert in den leeren Bierkrug schaute.

»Tja«, erwiderte er nach einem Weilchen, »manchmal fragt einer klüger als er denkt, und auf eine gute Frage gehört eine gute Antwort. Ihr merkt sicherlich, wie sehr ich mich anstrenge. Einmal wanderte ich von Wittenberg nach Leipzig. Als ich hinter Kemberg in die diebische Heide kam, lag dort tiefer Schnee. Schon wollte ich umkehren, als ich einen Trampelpfad entdeckte. Kaum war ich ein paar Schritte gegangen, stieß ich auf einen Haufen Leute. Die aßen gerade Braten und tranken Bier vom Faß. Ihre Pferde hatten sie an die Bäume gebunden, und ich dachte, sie wären Jäger. Sie hießen mich willkommen und boten mir Fleisch und Bier an. Nachdem alles aufgegessen und ausgetrunken war, schlugen sie dem Faß den Boden aus. Dann packten mich die Räuber und fragten: ›Willst du lieber sterben oder in der Tonne schmachten?‹ Ich wählte das kleinere Übel und stieg in das Faß. Sie schlossen es wieder und ritten weg, während ich in meinem Gefängnis bald zu frieren anfing. Gegen Morgen hörte ich, wie sich ein Wolf über die weggeworfenen Knochen hermachte. Da ich sehr gelenkig bin, konnte ich durchs Spundloch seinen Schwanz greifen. Ich klammerte mich so fest an, daß er vor Schreck floh und mich mit der Tonne hinter sich herschleifte. Auf diese Weise zottelte er mich bis zur Landstraße. Dort hörte ich die Stimme eines Fuhrmanns. Sofort schrie ich um Hilfe. Der beherzte Mann eilte herbei und erschlug den Wolf mit seinem Dreschflegel. Dann befreite er mich aus dem Faß. Dem Wolf zogen wir das Fell ab und verkauften es in Wittenberg. Dafür erhielten wir so viel Geld, daß ich bis zum heutigen Tag davon lebe. Vom bloßen Viehhandel hätte ich nie mein Auskommen.«

»Herr Wirt«, rief jetzt der Freund, »gebt dem Clauert ein Bier! Ich glaube, seine Pferde saufen wieder.«

»So ist es«, antwortete Clauert, nahm den Krug, trank und wischte sich den Schaum vom Mund.

24. Abenteuer WIE CLAUERT MIT SEINER FRAU TANZTE



Wenn jemand Clauert fragte, wer in Trebbin ein boses Weib hätte, dem sagte er: Herr Jedermann.

»Wohin ich auch immer blicke, jeder Mann hier hat ein herbes Kraut im Hause.«

Das sprach er aber so vergnüglich, daß ihm noch nicht mal die Frauen böse waren. Überhaupt hatten ihn alle Leute gern, besonders aber dann, wenn er seine tatsächlichen Begebenheiten schilderte. Im Gasthof rückte man zusammen, wenn er kam, und es galt als ungeschriebenes Gesetz, daß alle vor ihm zahlten. Selbst die Ratsherren, die sich wohl öfter im Krug als im Rathaus versammelten, machten hierbei keine Ausnahme. Auch an dem Tag waren sie zu ihrer Biersitzung zusammengekommen, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde und Greta in den Schankraum trat.

»Konnt' ich mir doch denken!« sprach sie laut, daß alle verstummten, und stemmte die Hände in die Hüften. »Den

ganzen Sonntag warst du weg, den Montag nicht da, vorgestern hattest du eine schwere Zunge, gestern eine Ölbirne, und heute wird's nicht anders. Los, steh auf und komm mit nach Hause. Das ist doch kein Mann, der nicht auch mal nein sagen kann!«

Clauert überhörte diese Tirade. »Voller Mann, fauler Mann«, meinte er und riß ein paar Witze, über die alle lachten.

»Tretet näher, Frau Clauert, und trinkt einen Schluck mit uns«, rief ein Ratsherr und ein anderer: »Trinken macht Freundschaft!«

»Kümmert euch ums Rathaus und nicht um meine Freundschaft!« giftete Greta und spuckte aus. Daraufhin nahm keiner mehr von ihr Notiz, und knurrend mußte sie abziehen.

Kaum war sie hinaus, fiel die Meute über Clauert her.

»He, Clauert«, rief einer, »geh nach Hause, Mama will dich baden!« und ein anderer: »Sei doch brav, lieber Clauert, und mach, daß du ins Heiabettchen kommst!«

»Warum soll ich nach Hause gehen, wenn es mir hier gefällt?« meinte Clauert, doch schon tönte es vom Fenster: »Bei der Furie hätte ich auch Angst, nach Hause zu gehen!« und aus der Ecke kam: »Mein lieber Schwan, die wird ihm heut die Hölle heiß machen!«

»Was ihr für dummes Zeug schwatzt! Tanzen werde ich mit meiner Greta, wenn ich heimkomme.«

Da jubelte der Rat, und eine kolossale Stimmung kam auf.

»Eine Tonne Bier, Clauert, wetten wir, daß Eure Frau nicht zu einem Tänzchen aufgelegt ist, wenn Ihr nach Hause kommt.«

»Ich halte dagegen. Zwei von euch sollen mit mir kommen und bezeugen, daß meine Greta unaufgefordert mit mir tanzen wird.«

Jetzt lief das Faß über. Die Räte gestikulierten und diskutierten, und Peter Müller, der Wirt, konnte gar nicht so schnell einschenken, wie geschluckt wurde. Schließlich waren die Wette schriftlich besiegelt und die beiden Zeugen benannt. Clauert machte seine drei Kreuze, und die Männer stiefelten los. Die Zeugen mußten sich vor dem Stubenfenster postieren, hinter dem Greta am Kachelofen saß und spann. Sie sahen, wie Clauert eintrat, sich mit den Händen in die Seiten griff, durch die Stube tanzte und laut sang: »Ich bin hier der Herr im Haus, Herr im Haus, Herr im Haus! Ich bin hier der Herr im Haus...« und so weiter. So sang und tanzte er und wollte nicht aufhören. War Greta zuerst verwirrt, so drohte sie, bald vor Wut zu platzen. Schließlich riß es sie vom Stuhl. Sie warf den Spinnrocken hinter den Ofen und tanzte hinter Clauert her, nur daß sie sang: »Du bist hier der Narr im Haus, Narr im Haus, Narr im Haus!« Mit diesem Gesang wirbelten die beiden so lustig durch die Stube, daß die Zeugen vor dem Fenster fröhlich mitsangen und den Takt aufs Fensterbrett trommelten. Als Clauert den Beifall bemerkte, tanzte er zur Stubentür hinaus und beendete die Vorstellung.

»Ausgezeichnet!« riefen die Zeugen. »Die Wette hast du gewonnen.«

Sie waren so angestachelt, daß sie in Peter Müllers Schankraum die ganze Szene noch einmal aufführten. Dabei blieb kein Auge trocken, und bald tanzten sämtliche Ratsherren mit und sangen: »Wir sind hier der Rat im Haus, Rat im Haus, Rat im Haus!«

»Macht mir bloß nicht das Wirtshaus zum Rathaus«, protestierte Peter Müller und ging Clauert das gewonnene Faß Bier holen. Auf Antrag von Clauert und mit Ratsbeschluß sollte es am nächsten Abend leer getrunken werden.

»Ordnung muß sein«, sagte der Vorsitzende und hob die Versammlung auf.



25. Abenteuer WIE CLAUERT SEIN BETTZEUG ZUSAMMENLEGTE



Durch seinen Viehhandel war Clauert ein weitgereister Mann. Überall, wohin er kam, war er Hahn im Korbe. Doch er selber wollte das gar nicht, denn er verstand es ebenso glänzend, anderen Leuten zuzuhören. In dieser Beziehung war er schon zu seiner Zeit eine Rarität. Jedenfalls ergab es sich in einer Herberge, daß er auf einen schnurrigen Wirt stieß. Der plauderte so kurzweilig, daß Clauert ihm den ganzen Abend zuhörte. Andererseits war dem Wirt solch ein angenehmer Gast ebenfalls noch nicht untergekommen, und er steigerte sich immer mehr. Schließlich geriet er so aus dem Häuschen, daß er völlig vergaß, wen er vor sich hatte. Als nämlich Clauert kurz vor Mitternacht ins Bett wollte, gingen bei ihm die Schnurrpfeifereien erst richtig los.

»Zeigt mir mein Bett, lieber Herr Wirt, ich bin hundemüde und muß morgen früh heraus.«

Clauert war aufgestanden, und der Wirt starrte ihn enttäuscht an. Dann erhob auch er sich, stumm, ärgerlich, beleidigt. Er führte Clauert zur Schlafkammer, schloß sie auf, trat an die kahle Pritsche und ließ einen.

»Den kannst du als Laken nehmen«, sagte er.

So etwas war Clauert noch nie passiert. Ehe er es sich versah, furzte der Wirt noch einmal und gab es als Kopfkissen aus. Aller guten Dinge sind drei, dachte Clauert, und schon passierte es für die Zudecke. Nach diesen Gaben ging der Wirt und verschloß die Kammer von außen.

Clauert verdroß diese Behandlung sehr. Die Wut legte sich ihm auf Magen und Darm, und bald mußte er mal. Doch so viel er auch rief und gegen die Kammertür pochte, niemand öffnete ihm. Als er nicht mehr einhalten konnte, hockte er sich auf den Tisch und setzte auf ihn einen riesengroßen Haufen.

»Das hast du davon«, murmelte er und legte sich zurück auf die blanke Pritsche.

Am frühen Morgen schloß die Magd auf und befreite ihn. Er war schon angezogen und eilte sofort zum Wirt.

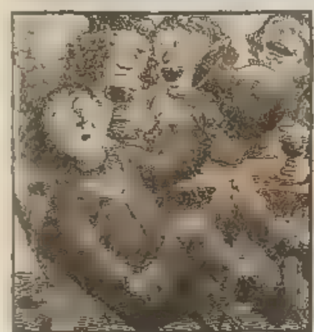
»Habt noch einmal Dank für Eure Bettwäsche«, sprach er zu ihm. »Ich habe sie abgezogen und auf den Tisch gelegt. Auf Wiedersehen!«

Ohne auch nur einen Pfennig für die Übernachtung zu geben, verließ er die ungastliche Herberge. Der Wirt wußte, daß er am Abend ein bißchen zu tief in die Kanne geguckt hatte, und ließ den Zechpreller laufen. In diesem Augenblick kam die empörte Magd herbei.

»Schaut Euch den Haufen an, den er auf den Tisch gemacht hat! So groß, daß man nicht mal drüber hinwegspringen kann.« Der Wirt besichtigte die Bescherung.

»Wahrlich«, meinte er, »der hat mir mehr gelassen, als ich ihm gab.«

26. Abenteuer WIE CLAUERTS KNECHT AN DER FALLSUCHT ERKRANKTE



Mit berechtigtem Stolz konnte Clauert von sich behaupten, daß er noch nie in seinem Leben eine Kirmes verschlafen hätte. Wenn er gesund und munter war, und er war es stets, nahm er mit größter Pünktlichkeit an jedem Ringelpietz teil. In allen Dörfern rund um Trebbin riß man sich um seine Anwesenheit, denn keiner konnte besser für Stimmung sorgen als er. Selbstverständlich bekam er eine Einladung zum Tremsdorfer Erntefest, und als der Tag heran war, machte sich auch Greta fein. Clauert wunderte sich.

»Und wer füttert heute abend das Vieh?«

»Du genierst dich wohl mit mir?«

Clauert druckste herum. »Eigentlich habe ich das nicht so gern, wenn Karl allein im Haus ist.«

»Der Knecht kommt mit. Wir fahren mit dem Wagen.«

Clauert hatte schon einen Platz in der Ratsherrenfuhre. Angestrengt dachte er nach, wie er Greta von ihrem Vorhaben abbringen konnte. Ging er allein zur Kirmes, feierte er, solange der Trubel dauerte. Manchmal blieb er eine ganze Woche aus, wie beim letzten Mal. Das gab es natürlich mit Greta nicht. Heute mittag hin und morgen in aller Frühe wieder zurück, wem würde dabei nicht die Lust vergehen?

»Der Bote vom Dorfschulzen hat mich persönlich eingeladen. Man wird für dich kein Quartier haben. Es wäre mir peinlich, wenn...«

»Du willst mich also ausbooten?«

»Aber Greta, wie kommst du nur darauf? Es ist nur so, daß ich Gast des Schulzen bin.«

Greta hatte die Diskussion satt.

»Fahren wir nun zusammen oder überhaupt nicht?«

Clauert schickte sich in das Unvermeidbare. Er ließ anspannen, und ab ging es nach Tremsdorf. Es war klar, daß Greta ebenfalls beim Schulzen unterkommen konnte. Ausgelassen schwuchtelte Clauert herum und verlor seine Greta rasch aus den Augen. Doch als er angedudelt ins Bett ging, waren sie schließlich wieder vereint.

Am frühen Morgen rüttelte Greta ihren Mann wach und sprach: »Treib dich nicht mehr herum. Ich wecke jetzt den Knecht und lasse anspannen. Hol dir von der Schulzin Milch. Die macht müde Männer munter.«

Clauert wußte, daß es an Gretas Entschluß nichts mehr zu deuteln gab. Völlig vergrämt schlich er in die Küche.

»Hallo, Clauert, da bist du ja endlich!« rief der Schulze erfreut. »Mann, der Frühschoppen wartet schon auf dich.«

Clauert witterte Morgenluft und ging in die Stube. Hier waren schon die standhaften Saufause versammelt. Clauert hatte einen vollkommen trockenen Mund, in dem die Zunge wie ein Leder hing. Doch kaum flossen die ersten Schlucke Wein hinunter, war der ganze Kerl wieder voller Saft und Kraft.

Da kam der Knecht und sagte: »Ich soll ausrichten, daß angespannt ist und die Frau Clauert draußen wartet.«

In diesem Moment schleppte der Schulze eine Kanne herein, die anderthalb Liter Wein faßte.

»Was gilt die Wette?« rief Clauert einer plötzlichen Eingebung folgend. »Mein Knecht schafft diese Kanne in einem Zug. Ich setze einen Taler. Wer hält gegen?«

»Der Tag fängt gut an«, meinte der Schulze und legte ebenfalls einen Taler auf den Tisch. Der Knecht sah sich hilflos um, aber alle blickten ihn gespannt an. Ich kann meinen Herrn doch nicht um den Taler bringen, dachte er und nahm sich die Kanne. Nachdem er mehrmals tief durchgeatmet und sich gesammelt hatte, ließ er den Wein durch die Kehle rinnen. Und er setzte tatsächlich nicht eher ab, bis kein Tropfen mehr in der Kanne war, wie die Nagelprobe ergab. Das gab vielleicht einen Jubel.

Clauert nahm die Münzen und hielt sie hoch: »Ich bin hier Gast und möchte nichts gewinnen. Deshalb setze ich jetzt beide Taler darauf, daß mein Knecht noch einmal das gleiche Quantum mit einem Zug schafft.«

Der Clauert ist ein anständiger Kerl, fanden alle, und der Schulze holte die nächste Kanne und zwei weitere Taler. Diesmal mußte Clauert verlieren, das war klar. Sein Knecht aber hatte nur den einen einzigen Gedanken im Kopf: Heute mach ich meinen Herrn reich! Er setzte die Kanne an, und gemächlich gluckerte ihm der Wein durch die Gurgel, bis alles ausgetrunken war. Der Knecht setzte ab und wollte das leere Gefäß auf den Tisch stellen. Aber mit großem Plauz fiel er hintenüber von der Bank.

»Laßt ihn liegen!« rief Clauert und lief zu seinem Weib hinaus. »Greta«, sagte er erschrocken, »steig ab und komm mit hinein. Uns ist ein großes Unglück geschehen.«

Gern hätte Greta nach Einzelheiten zurückgefragt, aber Clauert hatte sich schon wieder umgedreht. Neugierig lief sie ihm hinterher. In der Stube sah sie den Knecht, der besinnungslos auf dem Fußboden lag. Hilflos standen die Zechkumpane vor ihm.

Clauert sagte: »Siehst du, meine liebe Greta, wie gut es war, daß wir noch nicht losgefahren sind? Unser Knecht hat nämlich die Fallsucht. Dieser Anfall unterwegs, und die Pferde wären ausgebrochen und hätten uns in den Tod gefahren.«

»Himmel hilf!« entsetzte sich Greta. »Da ist er schon so



lange bei uns, und noch nie hatte ich etwas von der Krankheit bei ihm bemerkt.«

»Ja«, meinte Clauert, »wir haben dem Allmächtigen für diese Lebensrettung zu danken. Laß uns deshalb die Kirchweih nicht abbrechen, denn diese Gnade müssen wir bis zur letzten Stunde genießen.«

Mißtrauisch musterte Greta den Kranken, den die Männer jetzt zum Brunnen trugen. Wenn sie nicht gewußt hätte, daß der Knecht stocknüchtern war, als er ihren Mann holen sollte, sie hätte ihn glattweg für betrunken gehalten. Doch wie konnte er das zwischen Tür und Angel werden? Clauert faltete die Hände.

»Die Wege des Herrn sind unerforschlich«, sprach er und spendierte vom Wettgeld eine Runde Wein. Weil Greta nicht allein mit dem Wagen nach Hause fahren wollte, trank sie wohl oder übel auch ein paar Becher. Davon wurde ihr so trieselig, daß Clauert sie noch vor dem Mittagessen ins Bett legen mußte. Nun ging das Fest für ihn erst richtig los.

27. Abenteuer Wie Clauert einen Dieb bestahl



Der Ruf macht die Sau feister, als sie ist, sagt man. Auch Clauert galt als fette Beute. Über seine Einkünfte klatschte jeder, seine tatsächlichen Verhältnisse kannte keiner. Wer ließ sich nicht gern von diesem Luftikus und Tausendsassa amüsieren? Aber bestand nicht das allergrößte Vergnügen darin, ihn hineinzulegen? Der schlüpfte mit List und Tücke durch alle Netze, in denen man selber hing und zappelte. Wollte Clauert unbedingt die Ausnahme sein, bitte sehr. Doch dann sollte er sich auch nicht wundern, wenn die Meute ihn jagte und zur Strecke bringen wollte. Die Namenlosen haben keinen Namen zu verlieren.

Als Clauert den Teltower Krug betrat, klingelten in seinem Beutel die Taler. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht und wollte es begießen. Kaum trat er durch die Tür, schon wurde er lärmend begrüßt von den Saufkumpanen, die bisher dumpf und untätig herumgelungert hatten. Clauert tat es gut, so herzlich aufgenommen zu werden, und er spendierte eine Runde Bier. Die Männer verständigten sich mit kurzem Blick: Clauert schwamm im Zaster. Und schon lag ein Kartenspiel auf dem Tisch.

Wie erwartet, ging mit Clauert die Leidenschaft durch. Er nahm das Spiel an. Doch wenn einer gegen alle spielt, muß er den kürzeren ziehen. Clauert sah auch keinen Stich. Er spielte und spielte und begriff nicht, was gespielt wurde. Selbst als man ihm die gesamte Barschaft abgenommen hatte, hoffte er immer noch auf ein Ende der Unglückssträhne.

»Greta schafft jetzt die Wende!« rief er und brachte die vier Ellen rotes Tuch ins Spiel, die er für seine Frau gekauft hatte. Doch die falschen Freunde spielten weiter mit gezinkten Karten und nahmen ihm das kostbare Mitbringsel

ebenfalls ab. Während die Mischpoke grinsend den Gewinn aufteilte, trat Clauert bettelarm vor die Tür.

»Du lieber Gott«, sprach er und sah in den Mond, »bin ich denn schon so verkalkt, daß ich nicht mehr Freund und Feind unterscheiden kann? Wartet, ihr Teltower Rübchen, wenn ich wiederkomme, werde ich es euch zeigen!«

Traurig ging Clauert in die Herberge zurück und legte sich auf eine Bank. Doch selbst für diese unbequeme Übernachtung würde ihm der Wirt noch den Mantel pfänden. Diese schrecklichen Gedanken machten, daß er nicht einschlafen konnte. Auf einmal hörte er jemanden durch die Stube tapsen. Im Schummerlicht erkannte er einen Mann, der auf ihn zukam und sich an seinem Beutel zu schaffen machte. Der Dieb suchte das purpurfarbene Tuch.

»Was man im Feuer verloren, muß man in der Asche suchen«, sprach Clauert in die Stille und gab dem Stehler eins auf die Finger. Der sauste zur Herberge hinaus und ließ sich nie wieder blicken. Als es dämmerte, entdeckte Clauert, daß der Langfinger Hut und Mantel auf der anderen Bank hatte liegen lassen. Mit dieser Garderobe bezahlte er seine Rechnung und ging ohne Abschiedsgruß nach Hause.

28. Abenteuer WIE CLAUERT ZEUGEN SUCHTE



Graue Regenwolken hingen über dem Land, und auf der Landstraße trabte Clauert durchgeweicht. Immer wieder hielt er sich die Hand an die Stirn und spähte nach vorn, aber die nächste Ortschaft wollte und wollte nicht kommen. In mieser Stimmung erreichte er endlich Wernickendorf und steuerte den Krug an. Nachdem er seinen Rock ausgewrungen hatte, betrat er die Gaststube. Alle seine alten Bekannten saßen an einem großen Tisch und begannen gerade mit der Mahlzeit. An der Mittagstafel hatte aber auch ein Priester Platz genommen, den Clauert nicht kannte. Da ihm ebenfalls der Sinn nach einem Mittagbrot stand, grüßte er spöttisch: »Gott segne euch die Speise, und lädt ihr mich zum Essen ein, dann wär' es eine gute Weise!

In diesem Moment trat der Wirt ein und begrüßte Clauert mit Handschlag. Neugierig erkundigte sich der Priester nach dem Abenteurer, der hier so freundlich aufgenommen wurde.

»Das ist Hans Clauert«, antwortete der Wirt.

»Potz Leichnam!« rief der Priester und wandte sich dem Ankömmling zu. »Seid Ihr etwa jener Clauert, der den kurfürstlichen Brief in die Spree geworfen hat?«

»Schon möglich«, meinte Clauert.

»Von Euch habe ich schon so viel gehört, endlich weiß ich nun auch, wie Ihr ausseht. Welcher Teufel hat Euch denn in dieses Mistwetter hinausgejagt? Aber so nehmt doch Platz!«

Clauert lehnte ab. Er müsse noch einen Kunden besuchen, sagte er, um fälliges Geld einzutreiben. Ohne das wäre er doch ein wenig klamm. Der Priester ließ aber nicht locker.

»Was soll ich in meinem Kirchspiel erzählen? Doch nicht etwa, daß ich Euch gesehen, aber nicht gesprochen habe? Das ist unmöglich! Also seid so gut und bleibt hier.«

Dies hörte sich zwar gut an, aber eine Einladung war es nicht. Clauert wollte sich nicht setzen, ohne zu wissen, wessen Gast er war. Denn in Wernickendorf gab es keinen Kunden, der ihm etwas schuldete, und ebenso war klar, daß er keinen einzigen Pfennig besaß. Ja, klamm war er und nicht nur durch den Regen!

»Wenn ich wüßte, lieber Herr Pfarrer, daß Ihr mir in einer schlimmen Angelegenheit helfen würdet, ich bliebe vielleicht hier.«

»Sprich, mein Sohn«, sprach der Pfarrer gönnerhaft. »Falls ich dir beistehen kann, werde ich es tun. Auch die Herren hier am Tisch werden sich nicht ausschließen.«

Doch die angesprochenen Herren kannten Clauert gut und zuckten bei diesen Worten erschrocken zusammen. So nuschelte jeder irgend etwas vor sich hin, was der euphorische Geistliche für Zustimmung nahm. Nun, wer verweigert sich schon offen einem Gottesdiener? Clauert jedenfalls bemerkte dieses Dilemma und hob an: »Ach, bester Herr Pfarrer und liebe, gute Freunde, wie sehr hat mich doch das Schicksal mit meinem Weib gestraft! Unschuldig bin ich, doch sie verklagt mich aus blindwütiger Eifersucht. ›Clauert‹, sagte der Richter, ›benennt uns sieben Ehebrecher, und wir sind von Eurer Unschuld überzeugt. Tut Ihr es nicht, müßt Ihr Haus und Hof verlassen.‹ So sprach der Richter, und ich habe bisher etliche Länder nach Zeugen abgeklappert, ohne einen einzigen zu finden.«

»Es tut mir leid, Clauert, daß ich Euch in dieser heiklen Angelegenheit nicht helfen kann,« entschuldigte sich der Pfarrer, »aber mein Gelübde war mir stets heilig.«

Clauert kraulte sich den Kopf und sprach bekümmert: »Ich merke schon, daß man mich erbarmungslos verjagen wird. Dabei sehe ich zwei Herren hier am Tisch, die mir leicht aus der Patsche helfen könnten. Doch sie tun so, als hören sie nichts.«

Auf einmal herrschte eine bedrückende Stille. Verlegen stopften die Männer das Essen in sich hinein, und keiner wagte einen Blick auf den Nebenmann. Sogar dem Pfarrer war diese Bloßstellung peinlich. Er schob Clauert ein Stück Braten zu und ließ ihm Bier bringen.

»Nimm nur, mein Sohn«, sagte er, »Essen und Trinken halten den Leib zusammen. Ihr habt doch bestimmt Hunger?«

Endlich war Clauert zu Stuhle gekommen. Er setzte sich neben den Parrer und mampfte los. Der freute sich, daß er den Abenteurer so listig abgelenkt hatte. Auch die Herren Ehebrecher waren noch einmal mit dem blauen Auge davongekommen. Dafür zeigten sie sich erkenntlich und ließen eine Lage Bier nach der anderen auffahren.

»Guter Samen geht bald auf«, lobte Clauert den Pfarrer, trank einen großen Schluck und rülpste behaglich.

Schließlich fühlten sich alle so wohl, daß sie ihre Abreise auf den nächsten Tag verlegten und bis tief in die Nacht hinein weiterzechten.

29. Abenteuer WIE CLAUERT EINEN SCHNEIDER ANFÜHRTE



In Prenzlau wohnte ein Schneider, der von sich sehr eingenommen war. Besonders hatte er es auf Clauert abgesehen, und er frotzelte ihn, wo immer er ihm begegnete.

»Nun, Clauert, wie war es gestern beim Kartenspiel?« konnte er scheinheilig fragen, wenn er wußte, daß sich Clauert wieder einmal um Kopf und Kragen gespielt hatte. »Pech im Spiel, Glück in der Liebe, sicherlich hat dich deine Greta süß getröstet.«

Selbstverständlich ärgerte sich Clauert über diesen Hohn, und er beschloß, dem Schneider einen Streich zu spielen. Da gerade Ostern vor der Tür stand, ging er zu dem Meister und fragte ihn, ob er ihm aus drei alten Schürzen ein Fastnachtskleid nähen könnte. Der Schneider verwunderte sich.

»Warum nicht? Bringe mir die Schürzen, und ich nähe dir das Kostüm.«

Clauert ging ins Armenhaus und sagte zu den Bettlerinnen: »Gestern hat ein Adliger schwarzes Tuch für Mäntel und Röcke gespendet. Drei Weibern kann dafür Maß genommen werden. Wer soll mit mir zum Schneider gehen?«

Wohl waren die Bettlerinnen über diese Spende heilfroh, aber sie konnten sich nicht einigen, wer in ihren Genuß kommen sollte. Sprach eine: »Mein Mantel ist nur noch ein Lumpen!«, dann greinte eine andere: »Und ich besitze überhaupt keinen!«

Bald hatten sich die alten Weiber derart in den Haaren, daß sie handgreiflich wurden. Ins allerheftigste Gebalge hinein sprach Clauert: »Ihr lieben Mütterchen, was soll der unnütze Zank? Ich nehme die drei ältesten von euch zum Schneider mit.«

Auch hierüber gab es Streit, weil alle am ältesten sein wollten. Trotzdem ließen sich die betagtesten Frauen bald herausfinden. Sie waren so klapprig, daß sie kaum gehen konnten, und sie sahen schlampig aus und stanken. Unberührt davon führte Clauert die Vetteln zum Schneider und ließ sie hinter der Haustür niedersitzen. Dann ging er zu dem Spötter hinein.

»Bist du bereit, mir das Fastnachtskleid aus den drei alten Schürzen zu fertigen?«

»Wenn du die Schürzen mithast?«

»Ich habe sie hinter der Tür abgelegt. Nimm sie dir, wenn du soweit bist.«

Der Schneider versprach, sich gleich darum zu kümmern. Er müsse nur noch eine Hosennaht zu Ende nähen. Clauert ging hinaus und sagte zu den alten Bettlerinnen: »Geduldet euch noch ein paar Augenblicke. Der Meister kommt gleich und nimmt Maß.«

Der Schneider bekam die Naht nicht fertig. Schon bald stieg ihm ein penetranter Geruch in die Nase, den er nicht aushielt. »Dieser Clauert hat mir doch nicht etwa ungewaschene Schürzen gebracht?« sprach er vor sich hin und ging aus der Stube. Da sah er die Bettlerinnen sitzen.

»Was wollt ihr denn hier?« fragte er erschrocken.

»Wir wollen Maß genommen werden für Mäntel und Röcke aus dem schwarzen Tuch, das Euch ein Edelmann gestern für uns spendete.«

»Wer hat euch den Bären aufgebunden?«

»Na, der nette Mann, der vorhin bei Euch war.«

»Oh, Clauert, du alter Schurke!« rief der Schneider, entschuldigte sich aber sogleich bei den alten, gebrechlichen Frauen. Auch er wäre ein Opfer des Bösewichtes, der mit ihnen sein hinterhältiges Spiel getrieben hatte.

»Es tut mir leid«, sagte er, »aber ich kann für euch nichts tun.«

Um sein Haus wieder rein zu bekommen, schenkte er jeder Frau drei Pfennige. Clauert aber schickte er einen Boten. Er möge zur Anprobe kommen, da die Schürzen eventuell zu klein gewesen wären.

»Kennt der Ochse sein Maß, so vertraue ich dem Augenmaß des Meisters«, antwortete Clauert.

30. Abenteuer WIE CLAUERT EINEM KANNENGIESSER MITSPIELTE



In Spandau wohnte ein Kannengießer, der viel von Clauert gehört hatte und gern mit ihm bekannt werden wollte. Er war ein redlicher Mann, der seine Jahre auf dem Buckel hatte. Doch in seiner Brust schlug ein jugendliches Herz. Deshalb war er auf jeden neugierig, der sich von den harten Zeitläufen nicht unterkriegen ließ.

Als Clauert in der Herberge vom Wunsch des Kannengießers erfuhr, sagte er: »Wartet bis morgen, Herr Wirt, dann soll mich der Mann kennenlernen.«

Wirklich schickte er am nächsten Tag die Magd zum Kannengießer. Sie sollte ausrichten, daß ein Mann aus Hamburg in der Herberge wäre. Der hätte einen Haufen Zinn bei sich. Doch bevor er es einschmelzen ließ, wollte er das genaue Gewicht wissen. Darum sollte der Kannengießer mit seinen Gewichten in die Herberge kommen.

Inzwischen hatte Clauert ein freies Plätzchen auf dem Küchenherd gesäubert und einen großen Haufen Zinnkraut daraufgelegt. Anschließend verdunkelte er die Fenster mit Tuch. Als der Kannengießer in die schummerige Küche trat, fragte Clauert: »Seid Ihr der Meister?«

»Schon. Aber warum ist es so duster hier?«

»Habt Ihr Eure Gewichte mitgebracht?«

»Schon, schon, aber...«

In diesem Augenblick zündete Clauert ein Licht an und hielt es dem Meister vor die Augen.

»Eigentlich wollte ich den Goldschmied bemühen«, sagte er. »Aber der besitzt nicht solche großen Gewichte wie Ihr. Also kommt und wiegt mir diesen Haufen.«

Clauert beleuchtete das Zinnkraut, und der Meister fluchte: »Dieses Unkraut wiege dir der Teufel, du Schelm! Was bildest du dir ein, mit einem ehrenhaften Mann so umzuspringen? – Bist du etwa der Clauert?«

»Gestern abend war ich's noch.«

»Warte, Bursche, gleich sollen dir meine Gewichte an den Schädel fliegen!«

Der empörte Meister hatte ein mittelschweres Gewicht gegriffen und holte schon aus, als Clauert einlenkte: »Guter Freund, warum so böse? Ihr wolltet mich kennenlernen, und das ist jetzt geschehen. Ist es Euch wirklich nichts wert, daß ich Euren Wunsch so rasch erfüllte?«

In diesem Augenblick betrat der Wirt die Küche.

»Na, das hat ja geklappt!« rief er aus. »Dieses seltene Vergnügen, lieber Meister, sollte Euch einen Imbiß für Clauert wert sein.«

Der Kannengießer tat das Gewicht zurück.

»Laßt uns zu dritt frühstücken«, sprach er ein wenig gequält.

»Morgenstunde hat Gold im Munde«, freute sich Clauert und reichte dem Kannengießer versöhnend die Hand.



31. Abenteuer WIE CLAUERT ALTE MÄRKER WECHSELTE



Wenn jüdische Kaufleute in die Mark Brandenburg kamen, waren sie auf alte Münzen erpicht. Die bestanden noch aus edlem Metall und besaßen einen unvergleichlich höheren Wert als das Wechselgeld, das für sie geboten wurde. Trotzdem fanden sich immer wieder Dumme, die sich übers Ohr hauen ließen.

Clauert hielt sich gerade in Peter Müllers Krug auf, als einer dieser Kaufmänner eintrat und um Herberge bat. Der Wirt hatte eine Kammer frei und wies den Gast an Clauerts Tisch. Der Kaufmann bestellte sich einen Humpen Bier und musterte seinen Nachbarn, der offensichtlich keinen Durst hatte.

»So ist das manchmal«, meinte Clauert ein bißchen verlegen, »wohl besitze ich zu Hause einen alten märkischen Groschen, aber der Wirt, dieser Geizhals, will ihn nicht in Zahlung nehmen.«

Der Kaufmann wurde hellhörig.

»Ihr besitzt einen alten Märker?«

»Sicherlich besitze ich einen, aber er nützt mir nichts.«

Der Kaufmann forderte Clauert auf, die Münze zu holen. Eventuell würde er sie ihm wechseln. Clauert ging darauf nicht ein. »Glaubt mir«, versicherte er, »die alten Märker sind keinen Pfifferling wert. Ich kenne einen Ort, wo Hunderte von ihnen liegen, einer älter als der andere. Doch kann ich mir etwas dafür kaufen? Nichts.«

Dem Kaufmann hatte es für einen Moment die Sprache verschlagen. Hunderte alte Märker! Kaum konnte er es fassen. Mit sanften Worten bewegte er Clauert, sein Gast für den Abend zu sein. Wohl zierte der sich ein Weilchen, sprach von kranker Frau und frühem Aufstehn, aber schließlich ließ er sich erweichen und blieb. Jetzt mußte der Wirt auftafeln, was Küche und Keller boten. Immer

wieder aufs neue ließ Clauert sich nötigen zuzugreifen, obwohl ihm mächtig der Zahn tropfte. Nach und nach langte er aber so kräftig zu, daß ihm die Hosen zu eng wurden. Weit hingegen blieben die Spendierhosen des Kaufmanns. Als sich die Männer gegen Mitternacht verabschiedeten, waren sie sich einig. Clauert versprach, den Kaufmann zu den alten Märkern zu führen. Hierauf sollte er einen Eid leisten. Das war jedoch sehr schwierig, denn um ihn herum drehte sich alles. Stets drohte er umzufallen, wenn er den Tisch loslassen und die rechte Hand zum Schwur erheben wollte. Erst als ihm Peter Müller und der Kaufmann unter die Arme griffen, gelang es ihm. Danach wankte er nach Hause. Vor Aufregung fand der Kaufmann keinen Schlaf. Schloß er die Augen, sah er einen breiten Strom goldener und silberner Münzen über sein Bett fließen. Der stieg und stieg ihm bis zum Hals. Schon bekam er keine Luft mehr, schlug das Geld über seinem Kopf zusammen, und er ertrank. Mit diesem Alpdrücken sprang er mehrmals aus dem Bett, stürzte ans offene Fenster und hielt sich das galoppierende Herz.

Clauert kam pünktlich zum Frühstück. Nachdem auch das noch auf Geschäftskosten verbucht wurde, gingen die beiden Männer auf Schatzsuche. Clauert steuerte direkt auf den Friedhof zu. Als sie ihn betraten, dachte der Kaufmann: »Schade um das Geld, das ich für diesen Clauert hinausgeschmissen habe. Auf diesen Trick mit den Grüften hätte ich selber kommen können. Von wem habe ich das nur, daß man früher den Reichen ihr Vermögen mit ins Grab gab?«

Aus dieser Grübelei schreckte ihn Clauert.

»Seht her, Herr«, sprach er. »Hier befinden sich die ältesten Märker, die es in der Mark gibt. Zu Hunderten liegen sie vor Euch, einer älter als der andere. Grabt Euch die besten aus, denn alle könnt Ihr schwerlich mitnehmen.«

Während der Kaufmann noch an seinem Verstand zweifelte, ging Clauert nach Hause.

»Du elender Betrüger!« schrie der Kaufmann, als er sich

wieder gefangen hatte. »Zahl mir sofort das Geld für die Zeche zurück!«

Clauert lachte ihn aus und antwortete: »Was kann ich dafür, wenn Euch die Raffgier um den Verstand brachte? Merkt Euch: Der Zweifel ist des Glaubens Feind.«

32. Abenteuer WIE CLAUERT DEN KERKERMEISTER GEFANGENSETZTE



1565 hatte eine riesige Feuersbrunst halb Trebbin eingeäschert. In dieser Not erlaubte der Kurfürst den Bürgern, etliche Schock Bäume in der Zossener Heide zu fällen. Die Waldungen um Trebbin reichten für das erforderliche Bauholz nicht mehr aus. Viele Leute hatten aber durch den Brand Hab und Gut verloren. Wohl konnten sie noch die erlaubte Menge Holz schlagen, aber den Transport nach Trebbin schafften sie nicht mehr. Woher sollten sie die Pferde nehmen, womit das Fuhrgeld bezahlen? Deshalb blieben einige Stämme liegen und verrotteten. Diese Vergeudung ärgerte den Hauptmann von Schlieben. Während einer kurzweiligen Jagd hatte er die gefällten Bäume gesehen und geschworen: »Der nächste, der mich wegen Bauholz anspricht, geht ins Kittchen!«

Als der Rat von Trebbin hiervon Kunde bekam, war er ratlos. Jeder wußte, daß das Oberhaupt halten würde, was es versprochen hatte. Andererseits aber fehlte es verschiedenen Bürgern noch an Bauholz. Da war guter Rat teuer.

In dieser ausweglosen Situation fiel den Ratsherren Clauert ein, der vom Hauptmann wohlgelitten war. Sofort ließen sie ihn holen und beauftragten ihn, eine Bittschrift nach Zossen zu bringen. Für diesen Liebesdienst versprachen sie ihm doppelten Lohn und freie Wegzehrung. Clauert kannte die Zahl der Wirtshäuser, die am Weg nach Zossen lagen, und nahm den Auftrag an.

In bester Laune erreichte er sein Ziel am Abend. In der Herberge stärkte er sich ausgiebig für seine Mission, die er am nächsten Tag erledigen wollte. Dann war es soweit. Erfreut über seinen Besuch, ließ ihn Eustachius von Schlieben sofort vor.

»Jetzt steht Spaß ins Haus«, sagte er zu seinem Sekretär und rieb sich vergnügt die Hände

Seiner Sache völlig sicher, übergab Clauert den Brief mit der Bitte, den Trebbinern auch weiterhin die kurfürstliche Gnade zu gewähren. Hauptmann von Schlieben las die Bittschrift, zerriß sie und herrschte Clauert an: »Daß dich die Pest raffe! Mußt ausgerechnet du der erste sein, der mir wegen Holz über den Weg läuft? Ein Mann, ein Wort, du weißt es, Clauert. Darum wirst du jetzt eingebuchtet.«

Immer noch hielt Clauert die Angelegenheit für nicht so heiß, wie sie gekocht wurde. Mit ein paar lockeren Worten versuchte er, um schönes Wetter zu bitten, doch der Hauptmann hörte gar nicht zu. Er rief den Kerkermeister und befahl: »Bring diesen Verbrecher in den Turm!«

Dem Wächter war nicht wohl in seiner Haut, denn er kannte Clauert gut. Der hatte ihm oft genug ausgeholfen, Wasser vom Brunnen für die Gefangenen geholt oder sie sogar beaufsichtigt, wenn Not am Mann war. Denn eigentlich gehörten zwei Wächter zum Schloß, aber manchmal mußte der eine oder der andere für wichtigere Aufgaben abgezogen werden.

Der hohe Schloßturm war nur von außen mit Hilfe zweier Leitern zu besteigen. Das war nicht ganz ungefährlich, und manch eine Haft erledigte sich schon beim Aufstieg. Als sie vor den Leitern standen, sagte deshalb Clauert: »Peter, mein Lieber, mir ist heute so schwindelig, und ich habe Angst. Sei so gut und klettere du voran. Dann kann ich mich an dir festhalten, und oben bist du mir behilflich und ziehst mich über den Rand in den Kerker.«

Der Wächter hatte Clauert noch nie so jämmerlich gesehen. Darum war er mit dem Vorschlag einverstanden. Während er hinaufstieg, sprach er beruhigend auf Clauert

ein, wenn er gar zu sehr wimmerte oder abzustürzen drohte.

»Hast es gleich geschafft, Clauert«, sagte er, als er sich oben zu ihm hinabbeugte und ihm die Hände reichte.

Clauert wandte dem Wächter das angstverzerrte Gesicht zu und verschnaufte. Dann kletterte er noch drei Sprossen, griff Peters Hände und stieß ihn mit einem Ruck ins Loch. Rasch verriegelte er die Kerkertür und ließ den Wächter toben. Leichtfüßig stieg er hinab und setzte sich still an den Tisch, an dem das Gesinde gerade die Mahlzeit einnehmen wollte. Erst staunten alle, dann begannen die Mägde zu tuscheln und zu kichern. Schon prusteten die Knechte los und bedachten den übertölpelten Wächter mit bissigen Witzen.

Die Frau des Hauptmanns bemerkte diese ungewöhnliche Unruhe, stand vom Herrentisch auf und schaute nach. Mucksmäuschenstill wurde es unter ihrem gestrengen Blick, und jeder aß für sich. Als sie sich wieder gesetzt hatte, fragte Catharina von Schlieben ihren Mann: »War mir nicht so, als ließet Ihr den Clauert in den Turm werfen?«

»Daß ihn die Pest raffe, diesen Hurensohn! Allerdings wüßte ich zu gern, was er jetzt in seinem Gemach denkt.«

»Was er denkt? So fragt ihn doch. Er sitzt drüben am Gesindetisch.«

Der Hauptmann drehte sich mit seinem Stuhl um. Ruhig aß Clauert und guckte weder nach links noch rechts.

»He, Clauert!« rief von Schlieben. »Warum sitzt du nicht im Turm?«

Clauert blickte auf.

»Heute bekam ich noch keinen einzigen Happen. Darum suchte ich mir einen Ersatzmann, der während der Mahlzeit für mich brummt.«

Hauptmann Eustachius von Schlieben fand diese Antwort ungebührlich. Da er wußte, was für einen Rochus Catharina auf Clauert hatte, sagte er: »Diesmal wird der Bursche Federn lassen. Catharina, ich übergebe ihn dir. Bestrafe ihn nach Herzenslust.«

Catharina rief Clauert und forderte ihn mit verächtli-

cher Miene auf, an ihrem Tisch Platz zu nehmen. Dem Diener befahl sie, die große Kupferkanne bis zum Rand voll mit Wein zu bringen. Als dies geschehen war, erhob sie sich und sprach: »Clauert, du weißt, daß ich dich nicht leiden kann. Das unterscheidet mich vom Hauptmann. Aus diesem Grund verurteile ich dich, diese Kanne hier vor meinen Augen auszutrinken, aber nicht in einem Zug. Schluck für Schluck sollst du nehmen, damit du vielleicht einmal begreifst, wie man Wein genießt.«

Der Hauptmann faßte sich an den Kopf, mehr aber noch war Clauert überrascht.

»Ach, gnädige Frau«, sagte er, »ich wollte, Ihr würdet mich jeden Tag verurteilen.«

Aus Wut über seine Frau befahl Eustachius von Schlieben, den gutmütigen Wächter zwei Tage lang im Turm schmachten zu lassen.

33. Abenteuer Wie Clauert einen Büttel ankettete



Clauerts Begegnungen mit der Obrigkeit waren nur selten ein Zuckerlecken. Durch dummen Zufall war er erwischt worden, wie er einen Hasen aus der Schlinge zog, die er im Forst gelegt hatte. Der Stadtknecht führte ihn ab und schloß ihn ans Eisen, an dem schon eine Bäuerin wegen Holzdiebstahls hing. Die Gefängniskammer befand sich im Rathaus, und besonders nachts war es in ihr lausig kalt. Der Winter klopfte bereits mit ersten Frösten an die Tür.

Damit die beiden Gesetzesverletzer, die Ridderin und Clauert, nicht etwa vor ihrer Verurteilung erfrören, brachte der Büttel Holz und Kohlen und heizte den Kachelofen. Diese gute Tat wollte Clauert vergelten.

»In meiner Hosentasche befindet sich ein Taler«, sagte er. »Wenn Ihr wollt, könnt Ihr dafür Bier holen. Das Heizen von innen ist genauso wichtig wie das von außen.«

Weil der Büttel sich weitaus besser im Bier auskannte als in der Dienstvorschrift, nahm er das Angebot dankend an. Drei Kannen Bier brachte er, eine für sich, eine für Clauert und eine für die Ridderin, die aber naserümpfend verzichtete.

»Das kriegen wir schon alle«, meinte Clauert und prostete dem Schluckspecht zu. Er trank aber nicht, sondern nippte nur. Der Büttel hingegen soff in vollen Zügen und verlor nach kurzer Zeit die Übersicht. Nahezu allein hatte er am Ende die drei Kannen Bier ausgetrunken. Nach dem letzten Schluck sank er neben Clauert nieder und begann laut zu schnarchen. Für Clauert war es keine Kunst, ihm den Schlüssel abzunehmen und sich vom Eisen zu befreien. Dafür schloß er den Büttel an die Bäuerin, die ebenfalls fest schlief.

Clauert verbrachte die Nacht im eigenen Bett, stand aber frühzeitig auf und ging ins Rathaus zurück. In dem dunklen Gefängnis herrschte noch Nachtruhe. Er rüttelte den Büttel wach und sprach: »Steh auf! Du sollst zum Bürgermeister kommen!«

Völlig benommen kam der Büttel hoch und wollte los. Plötzlich gellte es durch den Raum:

»Au! Halt! Clauert, bleib stehn! Du reißt mir ein Bein aus.«

Der Büttel erschrak und rührte sich nicht vom Fleck. Clauert aber sagte: »Was willst du von mir, Frau? Ich stehe hier und tue niemandem etwas zuleide.«

Allmählich dämmerte es auch im Brummschädel des Stadtknechts, was gespielt wurde. Inständig flehte er Clauert an, ihn zu befreien. Der Spott würde ihm sonst den Garaus bereiten. Clauert lehnte dieses Ansinnen ab.

»Magst du selber vielleicht ein guter Mensch sein«, sagte er, »als Büttel bist du ein schlechter. Deshalb schmore nur weiter in deinem Eisen, in das du mich haben willst. Ich wäre ein Narr, würde ich mit dir tauschen.«

Hierauf ging Clauert zum Bürgermeister, gab ihm das

Schlüsselbund und berichtete, wie er sich befreit hatte. Auf der Stelle wurde der Büttel wegen Trunkenheit im Dienst zu drei Tagen Gefängnis verknackt.

»Du aber«, sagte der Bürgermeister zu Clauert, »kannst nach Hause gehen, weil du alles ehrlich angezeigt hast.«

»Ja«, stimmte Clauert zu, »ehrlich währt am längsten«, und in Gedanken an den Hasenbraten schnalzte er mit der Zunge.

34. Abenteuer WIE CLAUERT STARB



Ein Jahr nach dem großen Brand wurde Trebbin von der Pest heimgesucht. Clauert nahm seine Greta, und mit ihnen flohen mehrere Familien in das Gehölz derer von Thümen. Sie fingen Fische und Vögel und hielten sich mehr schlecht als recht über Wasser. Obgleich die Flüchtlinge keinen nennenswerten Schaden anrichteten, waren sie dem adligen Forstbesitzer ein Dorn im Auge. Darum rüstete er sein Gesinde aus und schickte es los gegen die Wilderer. Nun geschah allerdings kaum etwas in Trebbin und Umgebung, von dem Clauert keine Kunde bekam. Rechtzeitig erreichte ihn auch die Nachricht von dem Feldzug, und er konnte Gegenmaßnahmen vorbereiten. Sie fertigten mehrere Gerippe aus Holz an, bekleideten sie mit weißem Tuch und bahrten sie auf Reisighaufen auf. Als von Thumens Truppe heranrückte, erblickte sie ein paar Elendsgestalten, die offensichtlich Leichen verbrennen wollten.

»Was macht ihr da?« rief der Anführer schon von weitem.

»Wir verbrennen, wen die Pest gemeuchelt hat. Noch ein paar Tage, und wir sind alle tot.«

Die Bewaffneten gruselte es.

»Nur weg von hier!« riefen einige, und ehe es sich der Anführer versah, liefen alle um die Wette. Clauert spie aus

und sprach: »Ach, Sensenmann, wie suchst du mich in der Stadt und findest mich nicht. Siehst du, warm ist das Leben und kalt der Tod.«

Doch man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Der Winter kam und trieb die Flüchtlinge aus ihren Verstekken. In der Scheune vor dem Trebbiner Stadttor bekam Clauert Fieber. Schwach und schwächer wurde er, und rapide ging es mit ihm bergab. Er merkte, daß der Tod ihn würgte. Da kam ein Bekannter vorbeigeritten und erkundigte sich nach seinem Befinden.

»Ich befinde mich hier gut«, antwortete er. »Und sollten mich aufdringliche Schwätzer nicht stören, dann könnte ich auch in aller Ruhe sterben.« Zu Greta aber, die ihn aufopfernd betreute, sagte er: »Ich denke, liebe Greta, daß jetzt mein letztes Stündlein geschlagen hat. Deshalb möchte ich noch etwas geregelt haben. Du weißt, mein Leben lang habe ich mich mit den Bauern wegen der Viehpreise gehäkelt. Laß mich nicht mit ihnen zusammen begraben. Wir würden uns sofort in die Wolle kriegen, und aus wäre es mit der schönen Friedhofsruhe.«

Obwohl Greta diese Art von Humor abging, versprach sie, seinen Letzten Willen zu erfüllen. Clauert faltete die Hände, befahl dem Herrgott seine Seele, Catharina von Schlieben das Vogelnetz und sein Kartenspiel dem Teufel.

»Nur der Tod scherzt nicht, meine liebe Greta«, waren seine letzten Worte.

Tatsächlich setzte es Margaretha Clauert durch, daß ihr Mann nicht mit den anderen Pesttoten in die große Grube vor der Stadt kam.





»Daß ihn die Pest raffe!« rief Hauptmann Eustachius von Schlieben, als er von Clauerts Tod erfuhr. Sogleich schlug er sich die Hand vor den Mund: »Potz Blitz, sie hat ihn schon!« Er wandte sich seiner Frau Catharina zu.

»Er soll dir sein Vogelnetz verehrt haben, hörte ich. Wahrscheinlich konnte er deinen Hintern nicht vergessen.«

Jetzt, wo Clauert tot war, empfand Catharina von Schlieben so etwas wie einen gelinden Schimmer von Traurigkeit.

»Wißt ihr noch, wie er den Kurfürsten mit einer Handvoll Werg hereinlegte? Um ein Haar wäre er dabei über die Klinge gesprungen. Kein Wunder, wenn es ihn nun endlich erwischt hat.«

»Eine Handvoll Werg?« fragte Johannes, der ein Dichter war und zu Besuch aus Berlin. »Von diesem Abenteuer habe ich niemals etwas gehört.«

»Erzähl du es ihm, Catharina, ich erinnere mich nur ungern daran.«

Die gnädige Frau ließ sich nicht lange bitten.

»Unser Kurfürst Joachim hat es nicht leicht, wie Ihr wißt. Selten hat er zur Verfügung, was er braucht. Deshalb muß er einen freien Bauernhof nach dem anderen, ein Dorf nach dem anderen abstoßen für lumpiges Geld. Auch wir haben inzwischen unseren Gutsbesitz...«

»Catharina! Das interessiert doch niemanden. Rede gefälligst von Clauert!«

Die Geschwätzigkeit seines Weibes verstimmte den Hauptmann.

»Und ob das interessiert«, entgegnete sie widerborstig. »Unser Kurfürst ist auf gutes Geld aus wie der Teufel auf die Seele, behaupten böse Zungen. Womit sonst aber soll er

seinen Hofstaat am Blühen halten? Jedenfalls wollte ich nur mal gesagt haben, daß er kein Verschwender ist, wie viele...«

»Rede endlich über Clauert, und laß den Landesvater aus dem Spiel!«

Eustachius von Schlieben trank vor Mißmut einen Becher Wein nach dem anderen.

»Der Kurfürst und Clauert gehören zusammen«, erklärte Catharina resolut und zeigte ihrem Gatten die kalte Schulter. »Clauert war bereits Ratsmitglied in Trebbin, als der städtische Forst neu vermessen werden sollte. Zu diesem Zweck hatte der Kurfürst den Rat nach Neuendorf befohlen. Wie es aber so geschah, wenn Clauert dabei war, die Herren kamen am Neuendorfer Krug nicht vorbei. Kaum hatten sie den ersten Humpen Bier intus, stand ein Damespiel auf dem Tisch. Schließlich kannte der Wirt seine Gäste. Die vertieften sich derart in Bier und Spiel, daß sie beinahe den Grund ihres Ausflugs vergessen hätten. Nur noch mit erheblicher Verspätung konnten sie dem gnädigen Herrn unter die Augen treten. Der schnitt ihre lahmen Entschuldigungen mit barscher Geste ab.

›Wer nicht kommt zur rechten Zeit, muß nehmen, was übrigbleibt‹, sagte er und bestimmte, daß die Stadt ihren Wald verspielt habe. Er hatte sowieso beabsichtigt, mit Hilfe der neuen Vermessung einen Teil des Forstes für sich abzuzwacken. Jetzt verleibte er sich alles ein, und bedeppert standen die Ratsherren da. Allein Clauert behielt den Kopf oben. Geistesgegenwärtig trat er vor und bat: ›Ihro kurfürstliche Gnaden erlauben, daß ich um einen Almosen bitte. Nehmt unseren gesamten Wald, gut, er gehöre Euch. Doch überlaßt uns zum Beweis Eurer bleibenden Gunst wenigstens ein paar Bäume, nur so viel, wie ein Faden aus dieser Handvoll Werg umspannen kann.‹

Clauert hielt ihm das Knäuel hin, das er kräftig zusammenpreßte.

›Clauert, du Teufelskerl‹, schmunzelte der Kurfürst, ›was führst du schon wieder im Schilde? Weil ich darauf

neugierig bin, lasse ich Gnade vor Recht ergehen und vermache euch die drei Bäumchen, die ihr mit diesem Zeug umspannen könnt.‹

Clauert bedankte sich und begann, aus dem Werg einen langen, langen Faden zu zwirbeln, der überhaupt nicht mehr enden wollte. Längst schon war Kurfürst Joachim das Lachen vergangen. Mit ohnmächtigem Zorn sah er zu, wie Clauert mehr Wald ergatterte, als Trebbin je besessen hatte.

›Clauert, überspann den Bogen nicht!‹ warnte der Kurfürst auf einmal.

›Gewiß nicht, gnädiger Herr‹, antwortete Clauert. ›Ab heute wird Euer Ruhm für ewig in Trebbin begründet sein. Wer sich nach uns erkundigt, wird von Euch hören.‹

Lange überlegte der Kurfürst, ob er Clauerts List anerkennen oder bestrafen sollte. Da lief ihm unglücklicherweise der Hauptmann über den Weg.

›He, Hauptmann!‹ rief Kurfürst Joachim ...«

»Bist du endlich still, Weib!« dröhnte von Schlieben.

Um dem Ehekrach zuvorzukommen, sagte der Dichter Johannes: »Lassen wir es bei Clauerts Abenteuer bewenden, gnädige Frau. Vielleicht schreibe ich mal einige von ihnen auf.«

Verärgert zog sich die Schloßdame zurück. Die Herren begannen eine Partie Dame und tranken dabei Wein.

»Hoffentlich bringt er nicht die himmlischen Heerscharen durcheinander«, sagte irgendwann Eustachius von Schlieben.

Bis zum heutigen Tag aber befindet sich im Trebbiner Stadtwappen das Damespiel.





Die Helden der bunten Abenteuer
sind der urige Rübezahl,
der deftige Till Eulenspiegel
und der pfiffige Hans Clauert.
Die reich illustrierte Sammlung
bietet Geschichten
voller Saft und Pfeffer,
deren lautes Lachen
über die Jahrhunderte hinweg
ansteckend bleibt.

ISBN 3-357-00033-4